Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

4. Jahrg. – Nr. 27 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 4. Juli 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Philosophie des Reisens

Man tut dem Leben keine Gewalt an, wenn man es als einen Prozeß der Verhärtung begreift. Jahr für Jahr, Tag für Tag arbeitet unmerklich an jenem geheimnisvollen Werk der immer schärferen Profilierung und Konturierung, der Verhärtung dessen, was in der Frühe des kindlichen Anfanges weich, fließend, pflanzenhaft und von tausend lebendigen Keimen beseelt war. Ansichten, Neigungen, Gewohnheiten bilden sich heraus, festigen sich bis zur Unwiderruflichkeit. Diesen unerbittlichen Tatbestand, der Versteinerung und Erstarrung anzukündigen, ja, zu verhängen scheint, in ein menschliches Gleichgewicht zu bringen, ihn fruchtbar der Gangheit des Lebens einzufügen und unterzuordnen, daß ist die große Aufgabe, vor die jedes lebendige Dasein sich gestellt sieht. Über jedem von uns sind hierbei freundliche Helfer gesellt. Es sind die großen und kleinen Erschütterungen und Erhebungen des Herzens, sie mögen sich herschreiben, woher sie wollen. Es ist der heimliche Abenteurer und Zugvogel, der heimliche Dichter, der in jedem Menschen steckt, das heimliche Kind, der heimliche Lächler und Weiner, der heimliche Weltverwandler, der heimliche Schöpfungsbeglänzer, der heimliche Bezauberer seiner selbst, der Todfeind des Gewöhnlichen, das den Menschen mit Ersticken und Erstarrung bedroht. Der ahnungsvolle Tiefsinn unserer Sprache leitet die Worte „gewöhnlich" und „Gewohnheit" von „Wohnen" ab und deutet damit auf die wohl im guten Sinne festigende und kräftigende, aber zugleich auch verhärtende und erstarrende Wirkung, die von der Wohnung, das heißt: von einem sich gleichbleibenden festen Lebenszustande ausgeht. Dem in uns selbst verborgenen Heilmeister unserer Seele sollen wir den Willen lassen; wir dürfen gewiß sein, daß er es von Herzen gut mit uns meint. Er ist es, der uns unter allerhand Vermummungen in Erlebnisse führt, in Beglückungen und Bitternisse, und den hartgewordenen Boden mitunter auch mit scharfem Eisen aufreißt und von neuem empfänglich macht, denn, chemisch gesprochen, kann ja auch das bittere Tränensalz die Auflösung kalkigen Seelengesteins bewirken. Lieber allerdings und häufiger bedient er sich gütigerer Mittel, und kein anderer als er ist es auch, der uns unter vielerlei listig ersonnenen Vorwänden auf Reisen schickt.

Ich mache kein Hehl daraus, daß ich ein abergläubischer Mensch bin und daß mein Aberglaube auch vor den Dingen des Reisens keineswegs Halt macht. Nur einen verbreiteten Aberglauben teile ich unter keinen Umständen: den nämlich, zu einer Reise in eine bestimmte Gegend oder zum Reisen überhaupt gehöre eine bestimmte Jahreszeit und ein bestimmtes Wetter. Der Hochsommer Italiens, der tiefste Winter des Nordostens, zwei von Reisenden gern gemiedene Jahreszeiten, das sind ja gerade die klassischen Jahreszeiten dieser Landschaften! Ich gebe zu, daß sie dem Fremden manche Last und Unbequemlichkeit auferlegen mögen, aber sie tränken ihn dafür überreich mit der wahren Essenz des Landes. Man darf also reisen *zu jeglicher Zeit*. Immerhin, wie die Liebe zwar das ganze Jahr begleiten und beglänzen soll, im Mai jedoch, glaubwürdigen Versicherungen zufolge, am lindesten und lieblichsten tut, so haben Frühling und Vorsommer als Reisezeit ihren Sonderruhm, und sei es auch nur deshalb, weil Reisesehnsucht und Reisebedürfnis zu dieser Zeit am größten sind. Denn vorüber ist ja die Zeit, die uns am strengsten auf unsere Wohnung, unser Gewohntes und Gewöhnliches verweist, die Zeit, die uns am stärksten mit jener Erstarrung bedroht, die sie auch der Natur auferlegt. Und nun lockt unser verborgener Seelenheilmeister uns in die Ferne, damit wir beglückt innewerden, daß wir noch nicht ganz und gar in Kalk, Staub und Rost begraben liegen.

Auf Reisen widerfährt uns eine *Rückverwandlung in Jugend und Kindheit*. Dies gilt nicht nur von der Aufgeschlossenheit und Erlebnisbereitschaft unseres ganzen Wesens, sondern noch in einem besonderen Betracht. Ich denke hier an jene merkwürdige Verrückung des Zeitsinnes, die sich schon am ersten Reisetage einzustellen pflegt. Alles Gewohnte liegt weitversunken hinter uns, wir können uns nicht vorstellen, daß wirklich erst dreißig Stunden seit unserem Aufbruch vergangen sein sollen. Wir leben plötzlich mit einer anderen Zeitvaluta: mit der Zeitvaluta der Kinder. Denn das wissen wir ja alle, daß ein Tag im Leben des Kindes so viel ausmacht wie ein Monat in dem unseren. Was hat nicht alles Raum in einem einzigen Kindertage an Erlebnissen, Eindrücken, Entwicklungen und Erkenntnissen, am Wechsel zwischen Seligkeit und Kummer! Mit einem solchen Kinderherzen reisen wir. Und weil wir uns gar nicht vorzustellen vermögen, daß uns allein diese gnadenvolle Veränderung betroffen hat, so meinen wir unwillkürlich, auch die gewohnte Welt, die wir zurückließen, müsse etwas Aehnlichem unterworfen worden sein. Auf der Heimreise beschäftigt uns immer stärker der Gedanke: was mag, was muß sich derweil zuhause alles ereignet haben? Was werden wir vorfinden, was für gänzlich neue Lebenseinflüsse werden sich überwältigend auf die Umgebung unserer Alltagswelt ergossen haben? Wir kommen heim. Was ist geschehen? Nichts, radikal nichts. Nichts als dies Eine: daß der Abgereiste nicht heimgekehrt ist. An seiner Stelle kehrte ein Anderer heim: einer, an dem der verborgene Heilmeister sein lösendes, sein verjüngendes Werk treulich getan hat. Wenn wir diesem eine gute Verrichtung wünschen, so wünschen wir zugleich allen, die sich ihm gläubig anvertrauten, eine *glückliche Reise!*

Werner Bergengruen.

„Der Ferienzug" / Zeichnung von Fritz Dippert — Bavaria-Verlag, Gauting

Glück per Nachnahme

Da geht der Marret Maiken den schmalen Feldweg hinaus zum Strand. Sie hat die Zipfel des bunten Kopftuches in den vorgestreckten Händen, der weiche Wind weht den Rock mit sanftem Schwung um ihre hohe Gestalt, und es ist ein schönes Bild: das junge Weib im Winde, von der sinkenden Sonne umspielt, im wiegenden Schritt durch den bunten Sommer gehend. Das junge Weib — na ja, ist man mit 28 Jahren etwa nicht mehr jung, liegt das Leben nicht drell und hell vor einem in diesem Alter? Gewiß — aber immerhin schon 28 . . . und da sind die Freundinnen Ende und Gude und Inge; sitzen sie nicht schon alle drei unter dem warmen Strohdach vor der Wege, und abends streicht wohl die Hand des Mannes über ihre blonden Haar'.

Marret Maiken bleibt stehen. Ein paar Herzschläge lang hat sie die Augen geschlossen, und über ihrem Gesicht liegt ein trauriger Zug. Dann nestelt sie hastig an ihrem Brusttuch, zieht ein Briefblatt hervor, blickt sich mit langsamer Wendung noch einmal um, ob sie auch allein ist, und dann setzt sie zum soundsovielten Male das merkwürdige Handschreiben durch:

Pekaluma, California, 12. May 33.

Mitz Maiken! Ich thu diesen Brief schreiben an Dich, wiewohl es sind 12 Jahre her, daß ich Dich sah in der Heimat, wo ich zu Besuch war. Habe gemacht gut Dollars in der Zeit und will wieder home nach old Country, wenn es hier draußen mit den Hühnerfahrms nicht besser wird. Habe immer viel gearbeitet und wenig Zeit genommen für Lodns, die mier hier auch zu sehr angestrichen sind im zu viel fahren in Cars. Mitz Maiken, würdest Du mir schreiben können, daß Du noch frei bist und den Wunh fürs Leben einsehen willst mit mir, so werde ich diesen Sommer noch kommen, und wir werden sehen, was zu thun ist, daß wir uns heirathen und dieselbst eine Store kaufen an guter Lage in Deutschland. Schreibe mir gleich, denn ich muß wissen, ob ich lösen thue ein Ticket bei der Cunard-Linie.

Mit vielen Grüßen

Jens Diuf Jammen.

Das Gesicht der jungen Marret Maiken ist von einer heißen Blutwelle überglüht, als sie rasch den Brief wieder unter das Brusttuch birgt.

Was für eine Zumutung! Wer war überhaupt dieser Jens Diuf Jammen? . . . Aber, daß sie sich noch auf ihn besinnen konnte. Und dann hatte man all die Jahre nichts mehr von ihm gehört. Gewiß, seine Leute hier im Nachbardorf waren ordentlich, und er selber hatte es am Ende drüben auch zu etwas gebracht. Aber man mußte sich doch wenigstens erst einmal sehen, ehe man zu so einem du sagen konnte. War man denn eine Ware, um die man handelt, weil sie noch am Lager lag und keine rechte Nachfrage nach ihr war? —

Marret Maiken drehte sich rasch und unwillig um und ging gegen den Wind dem Dorfe zu, voll von zornigen, beleidigten Gedanken. Ohne es recht zu wissen wie, kam sie an die Friedhofspforte von Sankt Johannis, ging an die Ruhestatt einer früh verstorbenen Freundin und dachte: Wie gut hast du es hier — dein Leben ist vollendet, und du brauchst nicht mehr mit hungrigen Augen hinauszusehen, ob nicht einer kommt, der dich zu sich nimmt . . . .

Beim Weiterschreiten kommt Marret Maiken an einen alten Gedenkstein, von dem schon viel gesprochen, aber der auch viel belächelt wurde. Sie hat noch nie vor ihm gestanden. Nun aber redet der kunstvoll gemeißelte Stein sie an:

„Allhier ruhen die Gebeine Direk Cramers, des weyland wohlachtbaren Weltindischen Capitains aus Nieblum, gebohren den 26. August 1725 in Boldixum, der in seinem Leben mit Gott viel gewagt, aber auch unter seiner Leitung viel Glück gehabt, er wagte es, vom 17ten Jahr an sein Leben der wilden See anzuvertrauen, von 1755 bis 1762 ein Schiff nach drei Theilen der Welt zu führen, und es ward eine jede Fahrt in IV Jahren mit Seegen gecrönt, er wagete es, auf Göttlichem Winck sich abwesend zu verbinden mit der tugendsamen Frau Jensen aus Nieblum, ob er sie gleich nie gesehen, und siehe, es gelang ihm, denn er führete Nov. 1762 fast 7 Jahre in ruhe die zärtlichste Ehe, er wagte es endlich hoffnungsvoll d. 6. Aug. 1769 über das schwarhe Meer des Todes zu schiffen, und siehe, er kam glücklich hinüber und anderte nach seiner 44jährigen Lebens-Fahrt in den sicheren Hafen der seeligen Ewigkeit."

Marret Maiken ist scheu erschrocken. Das war ja derselbe Griff ins Unbekannte, den der Brief an ihrem Herzen von ihr wollte! . . . Und siehe, es gelang ihm, denn er führete fast 7 Jahre in ruhe die zärtlichste Ehe . . ."

„Well!" sagte Jens Diuf Jammen und fühlte seine junge Frau heimlich mitten auf den Mund.

Als es heimkam, das junge Weib, saß es noch lange oben in der Kammer und hatte die Augen zu und sann sich durch zu der kurzen Briefantwort nach Californien:

„Ich bin noch frei. Wenn wir zueinander passen, ist es gut.

*

Was soll ich lange erzählen von der seltsam unruhigen Zeit, die dann über Marret Maikens Leben kam bis zu dem Augenblick, wo wieder zwei Menschen voreinander standen, die es „gewagt hatten, obgleich sie sich eigentlich nie gesehen".

Aber als sie dieser Tage noch einmal auf dem Friedhof waren an einem stillschönen Vorsommerabend, da führte Frau Marret Maiken-Jannsen ihren Ehegatten klug und geschickt an dem Grabdenkmal des weyland wohlachtbaren Weltindischen Capitains Direk Cramer vorbei und blieb vor diesem Stein zu Sankt Johannis auf der Insel Föhr stehen:

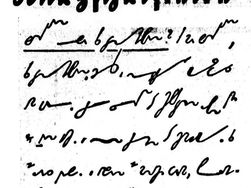
Hier ruhet der irdische
Ueberrest der seel. Ende einzige
Tochter von Jens Mögens

und Inge Jensen aus Nieblum, gebohren den 15ten Sept. 1739. In ihrem Leben verpflegte sie die göttliche Vorsicht zu ihrem Heil beschäftigt auf verschiedenen Wegen. Sie wurde zweymal verheirathet. Ihr erster Ehemann Direk Cramer ruhet an ihrer Seite, mit welchem sie den 15ten Nov. 1762 in den Ehestand getreten und darin 7 glückliche und vergnügte Jahre zugebracht. Nach dessen Absterben verheilichte sie sich mit Harre Petersen. Nachdem sie des Unbeständige und kummervolle dieses Lebens erfahren und dadurch an ihrem Glauben geläutert worden, ist sie in den Armen ihres Erlösers entschlafen den 18. April 1776. Ihres Alters 36 Jahre — 4 Monate und 13 Tage. (St. Johannes, westlich vom Turm.)

Und der Deutschamerikaner Jens Diuf Jammen las den Satz „Nachdem sie das Unbeständige und kummervolle dieses Lebens erfahren" auf Frau Marrets Bitten zweimal. In den Augen der blonden Friesin lag ein schelmisches Lachen, als sie sagte: „Du hast mir das Glück per Nachnahme gesandt, Jens. Gut, daß ich die Sendung einstoße. Es hätte aber auch schief gehen können. Denn die Ehe ist keine Landpartie. Das hatte Ende Petersen, verw. Cramer, geb. Jennsen, auch erfahren müssen."

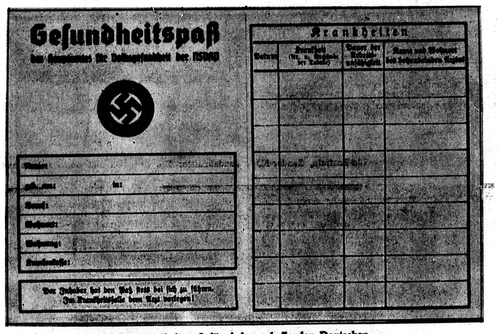
„Well!" sagte Jens Diuf Jammen und fühlte seine junge Frau heimlich mitten auf den Mund.

Kurzschriftkurs



Diktieren oder selbst stenografieren?

Nicht mehr diktieren, sondern selbst stenografieren, heißt die neuzeitliche Arbeitsweise im Büro. Zwei Sorten von Schriftstücken lauten täglich über Ihren Tisch. Die einen zeugen von Schemaarbeit. Sie sind leeres Gerede. Die anderen sind menschlich warm, folgerichtig überzeugend. Das Schriftstück will durchdacht sein, aufgebaut von einem planenden Gehirn. Es muß sein wie ein Gebäude, das auf den ersten Blick fesselt. Es gibt keinen Architekten, der ohne Entwürfe anfängt zu bauen. Es gibt aber immer noch leitende Angestellte und Beamte, die Briefe, Verfügungen usw. ohne Vorbereitungen ansagen. Da ist es nicht verwunderlich, wenn der Inhalt nicht so ausgefeilt ist, wie es wünschenswert wäre. Die Bearbeitung des Inhaltes können Sie aber unmöglich Ihrer Stenotypistin überlassen. Weg mit diesem veralteten Verfahren. Die Losung im neuzeitlichen Büro heißt: Selbst stenografieren!



Gesundheitspaß für jeden schaffenden Deutschen

Einen neuen Schritt auf dem Wege zur Hebung der Volksgesundheit hat das Hauptamt für Volksgesundheit durch die Einführung eines Gesundheitspasses getan, der nach dem Willen des Leiters der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, möglichst bald im Besitze eines jeden schaffenden Deutschen sein soll. Der Gesundheitspaß, der die genauen Personalien des Untersuchten und den Untersuchungsbefund in Form einer Fehlertabelle enthält, wird erstmalig in den vier Gauen ausgegeben, in denen gegenwärtig die Betriebsuntersuchungen laufen. (Weltbild, Zander-K.)

Musikalische Ueberraschung

Von Wolfgang Zenker

Die Runde lauschte gespannt. Denn diesmal erzählte nicht der Forstrat eine Jagdgeschichte, sondern der Kantor. Und eine wahre noch dazu. Er hatte einen Marder, der seinen Hühnerstall schon mehrmals heimgesucht, mit seiner Vogelflinte mitten ins Herz getroffen, ein Schuß, vor dem der Forstrat sich verstecken konnte. Und das mußte man sagen, der alte Kantor erzählte sein Jagdabenteuer spannend und bediente sich dabei geschickt der Waidmannssprache, die er dem Forstrat an vielen Abenden abgelauscht. „Pfuscht mir ganz schön ins Handwerk", brummte der. „Wie wärs denn?", neckte der Kantor, „wenn der Herr Forstrat dafür mal Orgel spielte?" Da lachten alle um den runden Tisch, denn jeder hatte den guten Forstrat schon in der Kirche singen hören, gewaltig laut und falsch! Der Forstrat und Musik! Hohohohoho!

Das rohe Gelächter verdroß den Forstrat schwer; denn die Musik war seine stille Liebe. Was konnte er für seine rauhe Stimme? Da fiel sein Blick auf den jungen Gastwirt, und er freute sich, daß der nicht mit lachte. Auf seinem bartumbuschten, verwitterten Gesicht erschien das Schmunzeln wieder, das ihn so behaglich aussehen ließ. Der Wirt aber hatte allen Grund, es mit dem Forstrat nicht zu verderben. Er hatte kürzlich der Gaststube einen Tanzsaal angebaut mit Bühne und elektrischer Beleuchtung, und er erwartete in den nächsten Tagen das Klavier; das wollte er mit des Forstrats Pferden von der Bahn abholen.

Er fand auch ein geneigtes Ohr, als er mit seiner Bitte kam. Er mußte dem Forstrat nur versprechen, von dem Klavier den anderen Gästen nichts zu sagen und besonders nicht dem Kantor, bis es im Saale stünde.

Als dann die Runde wieder beisammensaß, blinzelte der Forstrat dem Wirte zu und blickte nach der Glastür, die den dunklen Saal von der Gaststube trennte. Da gab der Wirt bekannt, daß er ein Klavier angeschafft habe. Der Kantor wollte es gleich erproben, doch der Forstrat hob die Hand: „Jetzt werde ich dem Kantor mal ins Handwerk pfuschen . . ." — Nun ist er an die Wiener Staatsoper verpflichtet worden und nimmt im Herbst dieses Jahres seine neue Tätigkeit auf. Seine erste Rolle in Wien wird die Titelrolle im „Don Carlos" sein.

Und der Deutschamerikaner Jens Diuf Jammen las den Satz „Nachdem sie das Unbeständige und kummervolle dieses Lebens erfahren" auf Frau Marrets Bitten zweimal. In den Augen der blonden Friesin lag ein schelmisches Lachen, als sie sagte: „Du hast mir das Glück per Nachnahme gesandt, Jens. Gut, daß ich die Sendung einstoße. Es hätte aber auch schief gehen können. Denn die Ehe ist keine Landpartie. Das hatte Ende Petersen, verw. Cramer, geb. Jennsen, auch erfahren müssen."

„Well!" sagte Jens Diuf Jammen und fühlte seine junge Frau heimlich mitten auf den Mund.

Dies nebenbei

Bekanntlich hat jeder amerikanische Bürger das Recht, an bestimmten Tagen in der Woche dem Präsidenten der Vereinigten Staaten die Hand zu reichen. Freilich wird das Publikum immer wieder darauf aufmerksam gemacht, von dieser Freiheit nur Gebrauch zu machen, wenn ein dringender Anlaß hierzu besteht. Die letzte Statistik des Weißen Hauses in Washington meldet, daß Präsident Roosevelt im vergangenen Jahre 26 650 Personen die Hand geschüttelt hat. Hierbei sind natürlich seine Freunde und Bekannten, sowie die Gäste von offiziellen Empfängen nicht eingerechnet. Das ist immerhin eine recht beachtliche Leistung, wenn man bedenkt, daß der Präsident ja auch noch andere Verpflichtungen hat, als nur den Besuchern des Weißen Hauses die Hände zu drücken. Die Zahl derjenigen, die im gleichen Zeitraum den Präsidentenpalast besichtigten, und dabei auf den Händedruck verzichteten, belief sich auf 653 000 Personen. Im übrigen hatte das Weiße Haus im letzten Jahr nicht weniger als 23 000 Gäste zum Tee eingeladen.

*

Daß der zerstreute Professor nicht nur eine beliebte Witzblattfigur ist, sondern daß man ihn auch in der Wirklichkeit vorfindet, zeigt ein lustiges Vorkommnis, das aus Belgrad gemeldet wird. Man kann daraufhin den Leiter eines Belgrader Gymnasiums, Professor Milan Vukicevic, wohl als den zerstreutesten aller Professoren bezeichnen. Der alleinstehende Junggeselle hatte sich eine neue Wohnung gemietet. Als die Möbelpacker kamen, um die Uebersiedlung vorzunehmen, stellte es sich heraus, daß der Mieter sich nicht mehr erinnern konnte, wo sich die neue Wohnung befand. Es blieb Professor Vukicevic nichts anderes übrig, als in die Belgrader „Politika" eine Anzeige zu setzen, die mit folgendem Wortlaut erschien: „Ich bitte meinen Hausherrn, dem ich bereits die Miete für ein Vierteljahr bezahlt habe, mir an das Stadtgymnasium die genaue Adresse meiner Wohnung bekannt zu geben, da ich sowohl die Straße als auch die Hausnummer vergessen habe. Haus- und Wohnungsschlüssel besitze ich bereits." Hoffentlich ist der Professor auf diesem Wege aus seiner Vergeßenheit befreit worden, in die ihn seine Zerstreutheit gebracht hatte.

*

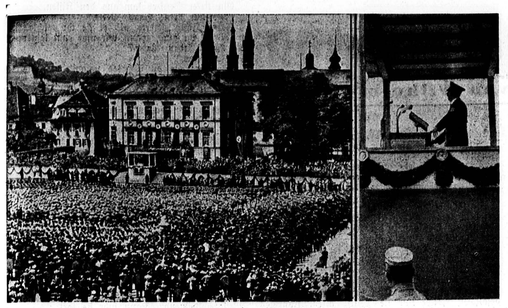
In Amerika treibt gegenwärtig ein neuer „Sport" die seltsamsten Blüten. Es ist nämlich Mode geworden, sich, wenn man das notwendige Kleingeld hierzu hat, sich als Mitglied in einem der sagenhaft gewordenen Indianerstämme aufnehmen zu lassen, um so als „Ureinwohner" Amerikas zu gelten. Eine ganze Reihe von Indianerstämmen haben sich diese seltsame „Konjunktur" zunutze gemacht und sind bereit, auch weißhäutige Einwohner der USA in ihre Reihen aufzunehmen. Die Preise hierfür sind recht unterschiedlich. Am meisten muß man bezahlen, wenn man in den berühmten Stamm der Sioux-Indianer aufgenommen werden will. In letzter Zeit sind hierfür von einigen Leuten Beträge von 5 bis 20 000 Dollar bezahlt worden. Die Mitgliedschaft wird dadurch bestätigt, daß dem neuaufgenommenen Mitglied ein dickes Stammbuch eingehändigt wird, in dem die Namen der Häuptlinge und der bekanntesten Stammesgenossen der letzten Jahrhunderte eingetragen sind. Am Schluß dieser Namensgalerie wird das jüngste Mitglied angeführt, nachdem es in einer feierlichen Zeremonie zum Angehörigen der Sioux-Indianer erklärt wurde.

*

Vor wenigen Jahren war der junge Georg Mazaroff noch ein einfacher Hirte, der die Herden seines Arbeitgebers, eines bulgarischen Großbauers, der sich mit der Aufzucht von Büffeln befaßte, weidete. Damals sandte er frohgemut seine schönsten Lieder in die Berge, und es kam manchmal vor, daß Ausflügler aus Sofia stehen blieben, und ihm stundenlang zuhörten. Unter ihnen befand sich auch eines Tages ein Gesangslehrer, der sich bereit erklärte, den jungen Hirten kostenlos auszubilden. Georg Mazaroff hatte Glück, er gab einige Konzerte, bei denen er wahre Beifallsstürme erntete, und schließlich wurde er an die Oper von Sofia engagiert. Als in Wien unlängst ein internationaler Singwettbewerb stattfand, meldete sich auch Mazaroff und trug unter vielen bekannten Teilnehmern den ersten Preis davon. Nun ist er an die Wiener Staatsoper verpflichtet worden und nimmt im Herbst dieses Jahres seine neue Tätigkeit auf. Seine erste Rolle in Wien wird die Titelrolle im „Don Carlos" sein.

*

Ort der Handlung: die Halle eines Londoner Luxushotels. Zeit: Königskrönung. Eine Anzahl amerikanischer Gäste, die bequem in den Klubsesseln liegen, werden von einem eleganten jungen Herrn angesprochen, der eine große Schachtel mit sich führt. Nach einigem Geflüster folgen sie ihm in einen Hotelsalon. „Hier ist einer der Zylinderhüte des Herzogs von Windsor", erklärt der Herr. Die Amerikaner reißen Mund und Nase auf. Dann prüfen sie den Hut mit dem königlichen Emblem. „Billig, nur 25 Pfund" (300 Mk.), meint der Fremde. „Aber ich habe noch einige Stück zu Hause". Das Geschäft kommt zustande. Und als der Herr das Hotel verließ, war er um 600 Pfund reicher, deshalb lächelte er. Was war geschehen? Er hatte zwei Dutzend alte Zylinderhüte gekauft, neu herrichten und sie mit der Königskrone versehen lassen . . . Und drüben über den großen Teich freuen sich 24 Yankees ob ihrer Reliquie, von deren wahrem Ursprung sie natürlich nichts wissen . . .



Die Antwort an den Spanien-Ausschuß

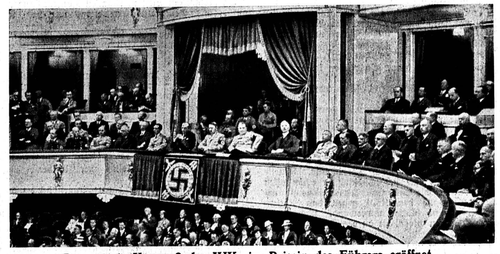
Den Höhepunkt des Gautages Main-Franken bildete die Rede des Führers vor 200 000 Volksgenossen auf dem Residenzplatz von Würzburg. (Weltbild 2, Zander-K.)

Reichsautobahn Dresden—Meerane vom Führer eingeweiht

Der Führer und Reichskanzler weihte an der Ansch ußstelle am Kirchberg in Dresden die 101 km lange Reichsautobahnstrecke Dresden—Meerane ein. Unser Bild zeigt den Führer bei der Besichtigung der Siebenlehn-Brücke. (Weltbild, Zander-K.)

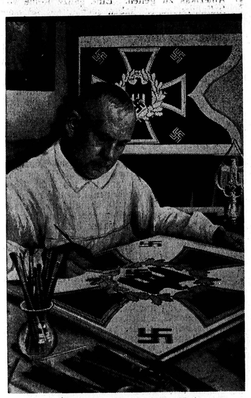
Reichskriegertag in Kassel

Die Delegierten der ausländischen Frontkämpferorganisationen werden von der Jugend um Autogramme bestürmt. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)



Der neunte Kongreß der IHK. im Beisein des Führers eröffnet

In Anwesenheit des Führers und Mitgliedern der Reichsregierung und des Diplomatischen Korps erfolgte im Deutschen Opernhaus zu Berlin die Eröffnung des Kongresses der Internationalen Handelskammer, zu dem mehr als 1000 ausländische Wirtschaftsführer von 40 Nationen nach Deutschland gekommen sind. In der Loge sieht man neben dem Führer Generaloberst Göring und Reichswirtschaftsminister Schacht, auf der anderen Seite den bisherigen Präsidenten der IHK. Dr. van Vlissingen, Reichspropagandaminister Dr. Goebbels und Reichsaußenminister Freiherr von Neurath. (Atlantic, Zander-K.)

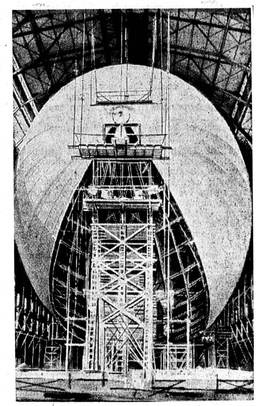


Der Gestalter der neuen Fahnen

Der Maler und Graphiker Paul Casberg ist der Gestalter der neuen Fahnen der Wehrmacht. Casberg stammt aus einer Künstlerfamilie. Schon sein Vater war Maler und hatte eine große Liebe für Uniform-, Waffen- und Ordenskunde. Hier sieht man den Künstler bei der Arbeit an einem Entwurf für ein neues Feldzeichen. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Deutsche Kriegsschiffe schützen Deutschlands Handelsinteressen

Nach den heimtückischen Angriffen der Valencia-Bolschewisten auf deutsche Kriegsschiffe ist deren Zahl in den spanischen Gewässern erhöht worden. Auch deutsche Unterseeboote verrichten in spanischen Gewässern Dienst und kommen oft zur Ergänzung ihrer Vorräte in den Hafen von Lissabon, wo auch der Besatzung eine Ruhepause gegönnt wird. Hier verläßt „U 28" nach mehrtägigem Aufenthalt den Hafen der portugiesischen Hauptstadt. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)



Der neueste Stand der Arbeiten an „LZ 130"

Ein Blick auf die Bugspitze des i.B. Bau befindlichen deutschen Luftschiffes. (Weltbild, Zander-K.)

Rumänischer Staatsbesuch in Warschau

Wie berichtet, ist König Carol II. von Rumänien in Begleitung des rumänischen Außenministers Antonescu und eines großen militärischen Gefolges in Warschau eingetroffen, wo er von Staatspräsident Moscicki und Marschall Rydz-Smigly empfangen wurde. — Die Ankunft des Königs. Rechts der polnische Staatspräsident, hinter dem König Kronprinz Michael von Rumänien. (Weltbild, Zander-K.)

Terror steigert das Chaos in USA

Nach Erlaß des Gouverncursbefehls, daß die Nationalgarde den Arbeitswilligen Schutz und Zugang zu den bestreikten Stahlwerken sichern müsse, sollen nun anscheinend Terrorakte die Arbeitswilligen von der Aufnahme der Arbeit abschrecken. So fingen die Streikenden verschiedene mit Lebensmitteln beladene Lastwagen ab, stürzten die Wagen um und vernichteten die Ladung. — Polizei ist im Anrücken, und nun heißt es: Weg! (Acme, Zander-K.)

Das letzte Abendrot

Erzählung von Wilhelm Lobsien

Meister Berlach saß in seinem Giebelzimmer, das zugleich seine Werkstatt war, faltete die von der Arbeit hart und müde gewordenen Hände und blickte durch die kleinen, blanken Scheiben in das rauschende Wipfelspiel einer hohen Pappel, die freundlich zu ihm hineinschaute.

Sein Arbeitsgeschirr lag lässig verstreut umher, und in dem blanken Silber kleiner, kunstvoll verschlungener Schmuckachen brach sich das einfallende Sonnenlicht und tanzte dann in tausend Strahlen über all das seltsame, fremde Gerät, das ringsum an den Wänden hing.

Eine Weile verfolgte Meister Berlach einen hellen Strahl, der über die große Karte von Europa huschte, von der die ganze Hinterwand des Zimmers bedeckt wurde. Dicht und schwarz zog sich ein vielfach gewundener Strich von dem kleinen Städtchen an der schleswigschen Westküste hinunter durch Deutschland, lief in vielen Zickzacklinien über die Alpen, sprang dann nach Italien hinunter, kehrte bei Neapel wieder um und wanderte nach Norden zurück, woher er gekommen war.

Langsam erhob sich der Alte, stellte sich ganz nahe vor die Karte, daß kein Schatten die Sonne davon vertrieb, legte die Hände auf den Rücken und stand in tiefem Sinnen.

Der schwarze Strich auf dem großen, bunten Man war sein langes, unruhevolles Wanderleben, war Ausgang, Suchen und Irren und endliche Heimkehr.

War es viel? War es wenig?

Sein Haar war grau, sein Rücken krumm, seine Augen waren müde und alt. Und sein Herz mit all seinen bunten Träumen? Was war davon geblieben?

Er ging wieder nach seinem Sitz zurück und griff nach Zange und Hammer, aber die Hände blieben müßig liegen, weil seine Gedanken nicht bei seinen Silberblumen waren, sondern immer noch weite, krause Wege gingen. —

Ab und zu riß er sich gewaltsam aus seinen Gedanken auf und lauschte zur Tür hinaus, schüttelte den Kopf und setzte sich schließlich in einen alten Lehnstuhl, der die eine Ecke des Stübchens ausfüllte. Er lehnte den Kopf gegen das Rückenkehnenkissen und blickte unverwandt nach einer kleinen silbernen Glocke, die an der Decke angebracht war.

Die hing dort nun schon seit einem halben Jahr, und die Schnur, die daran befestigt war, führte durch die Diele hindurch hinunter in die Wohnung von Jungfer Jessen, der das Haus gehörte. Meister Berlach wohnte schon seit vielen Jahren bei ihr, und wenn sie irgendeine Dienstleistung von ihm wünschte, so zog sie mit ihren langen, dünnen Fingern an der Schnur und ließ das Glöckchen. Das geschah oft. Bald handelte es sich um einen Botengang in die Stadt, bald um eine Hühnerfütterung im Hause, sei es, daß Holz klein geschlagen, Torf geholt oder Wasser aus dem tiefen Ziehbrunnen im Garten gehoben werden sollte, und immer war der alte Meister zur Hand, wennschon er immer wartete, bis der Schmuck, den er gerade unter dem Hammer hatte, wenigstens in dem Teil fertig war, an dem er just arbeitete.

Seit einigen Tagen aber war es anders. Er nahm kaum ein Schmuckstück zur Hand, um nur gleich hinunterspringen zu können, wenn das Glöckchen rief.

Und nun saß er wieder, blickte sorgenvoll zur Decke empor und lauschte.

Vor fünf Tagen hatte die Glocke zum letztenmal gerufen. Als der letzte Kettenring geschlossen, war er hinuntergehumpelt und hatte bei Jungfer Jessen angeklopft; aber ängstlich hatte ihre Stimme aus dem Innern des Zimmers ihm entgegen gespielt:

„Nicht aufmachen, Meister Berlach, nicht aufmachen! Ich liege krank im Bette und kann nicht aufmachen, ich kann nicht aufstehen. Lassen Sie Mamsell Hansen kommen, die weiß auch am besten zu pflegen und ist eine ordentliche Person."

„Um Gottes willen. Jungfer Jessen, können Sie auch krank werden?"

„Sind Sie etwa nie krank gewesen, Sie alter Narr?" kam es spitz zurück.

„Mein Gott, ja, aber bei Ihnen kennt man es doch nicht."

„Was Sie auch immer für kindliche Reden führen, Meister Berlach. Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe, holen Sie Mamsell Hansen und stehen Sie nicht so vor meiner Tür herum; was sollen die Leute sagen!"

„Ach, Jungfer Jessen, da gehe ich auch lieber gleich zu Doktor Fries."

„Das lassen Sie schön bleiben. Wollen Sie nicht auch gleich zu Tischler Just gehn und einen Sarg bestellen? Schließlich brechen Sie mir noch die Schränke auf und werfen mein letztes bißchen Geld auf die Straße."

„Aber Jungfer Jessen!"

„Nun ja, was ist es denn anders? Aber ich hab' es immer gesagt: hätte ich nur statt Ihrer damals ein altes Frauenzimmer ins Haus genommen, dann hätte ich nun einen vernünftigen Menschen um mich gehabt. Aber Sie alter Narr sind zu nichts zu gebrauchen. Schon Ihr ewiges Jungfer Jessen hier, Jungfer Jessen da! Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß mir das nicht paßt. Aber so waren Sie ja schon in Ihrer Jugend; der feine Zug geht Ihnen ab. Nun gehen Sie doch! Sie wissen doch, daß ich das viele Sprechen nicht vertragen kann."

„Mein Gott, ich gehe ja schon, Jungfer Jessen."

Das war vor fünf Tagen gewesen.

Nun war Mamsell Hansen da, und seit der Zeit hatte die Glocke ihn nicht gerufen. Er wußte nur eins, daß es schlecht um Jungfer Jessen stand, und daß der Arzt zu Mamsell Hansen gesagt hatte, es gehe zu Ende.

Warum rief denn die Glocke nicht? —

Seit dreißig und mehr Jahren wohnte er nun schon bei Jungfer Jessen. In allen gesunden Tagen hatte sie nach ihm gerufen und seine Hilfeleistung gefordert, und nun brannte sein Herz darnach, ihr zur Hand zu gehen und ihr zu zeigen, daß er nur ein Glück kenne: ihr zu helfen.

Sein Zimmerchen, das seine wanderfrohen Füße in all den Jahren gebannt hatte und nur seine schweifenden Träume nicht gefesselt hielt, wurde ihm auf einmal so eng, als wolle es ihn erdrücken.

Er mußte hinunter, er hielt es nicht mehr aus.

Als er schon den Türgriff in der Hand hatte, fiel sein Auge auf den Rosenbusch, der rot und leuchtend vor seinem Fenster blühte. Er ging zurück, brach die schönsten Blüten und humpelte dann langsam und leise die Treppe hinunter vor Jungfer Jessens Tür. Hier stand er lange still und lauschte und wagte nicht, mit den krummen, zitternden Fingern anzuklopfen, sondern hoffte immer, Mamsell Hansen würde herauskommen.

Endlich faßte er Mut und klopfte leise an, aber es dauerte lange, bis Mamsell Hansen kam und öffnete. Vorsichtig steckte sie das bekümmerte Gesicht heraus.

„Ach, Sie sind es, Meister Berlach."

„Ja", kam es leise über seine Lippen, „was macht Jungfer Jessen heute?"

Die Wärterin schüttelte den Kopf

„Es will und will nicht werden. Lange macht sie es nicht mehr. Aber sähe ist sie, kann ich Ihnen sagen, sähe wie eine Katze."

„Ja, ja, sie war immer hart gegen mich selbst, das war sie."

Da glomm ein Licht in Mamsell Hansens Augen auf. Ihre Neugier witterte etwas und ließ sie hastig fragen:

„Sie kennen sich schon lange, Meister Berlach?"

„Ach ja, schon lange, seit unserer Jugend."

„So, so, seit Ihrer Jugend? Das müssen Sie mir erzählen."

Meister Berlach, den die Wehmut schwach machte, wollte schon Herz und Lippen öffnen und den Schleier von seinen Heiligtümern fortziehen, als Jungfer Jessens Stimme schwach und fein herüberkam.

„Wer ist da, Mamsell Hansen?"

„Berlach, Jungfer Jessen. Er fragt nach Ihnen."

„So, er fragt nach mir?"

Und nach einer Weile langen Schweigens:

„Lassen Sie ihn herein, aber bleiben Sie draußen."

Meister Berlach zögerte einen Augenblick, und ein Zittern lief plötzlich durch seinen Körper als er vor der mit weißen Spitzen verhangenen Glastür stand, die zum Schlafzimmer des alten Fräuleins führte. Dort hinein waren bislang weder seine Füße noch seine Augen gegangen, und seit dem Tode seiner Mutter hatte er noch nie am Krankenbette einer Frau gestanden. Nun packte ihn die Scheu, und sein Eintritt kam ihm vor wie das Eindringen in ein Heiligtum.

„Kommen Sie nur herein, Meister Berlach."

Wie fein und weich die Stimme klang. Aber gleich war wieder die alte Schärfe darin:

„Stehen Sie doch nicht so lange an der Tür, Mann."

Da drückte er den blankgeputzten Messingarm nieder und trat ein.

Er sah eine blütenweiße Wolke vor sich, das war Jungfer Jessens Bett, und mitten aus der weißen Wolke schien eine gelbe Scheibe, um die sich ein mit roten Schleifen durchflochtener Spitzenkranz zog, und aus der sich die dunklen Augen der Kranken scharf abhoben. —

Langsam näherte sich Meister Berlach dem Bett, streckte die Hand mit den roten Rosen aus und sagte sie schweigend auf das Kissen.

„Ja, Meister Berlach, so etwas haben Sie auf Ihren verrückten Wanderfahrten wohl noch nicht erlebt, was?" rief sie ihm mit spitzer, harter Stimme entgegen. „Hier liege ich nun und pfeife aus dem letzten Loch." —

Ein tiefer Seufzer kam aus den Kissen.

„Gib mir deine Hand, Peter."

Seine Hand zitterte, als er sie ihr reichte.

„Weißt du auch, wann wir uns zum letztenmal die Hand gaben, Peter?

„Ja, Eline."

„Es war, als du Abschied nahmst, und als du wiederkamst. Und in all der langen Zeit bis heute nicht ein einziges Mal. Weißt du das auch Peter?"

„Sprich nicht davon", bat er und umfaßte ihre dünnen Finger mit seinen großen, harten Händen. „Eline, sprich nicht davon."

„Doch", sagte sie, und ein feines Klingen war in ihrer müden Stimme. „warum soll ich nicht davon sprechen, Peter?"

„Weil es dir weh tut, Eline."

„Ach, Peter, ich bin nun bald da, wo nichts mehr schmerzt, darum laß mich ruhig aussprechen, was mir auf dem Herzen liegt."

Ein leises Lächeln warf seinen hellen Schein über ihr blasses Gesicht und lag darauf wie ein spätes, blasses Abendrot. Mit ihrer freien Hand tastete sie nach den roten Rosen, führte sie an die dünnen Lippen und flüsterte:

„Hättest du mir damals, vor deinem Abschied, Rosen gegeben, so wäre wohl alles anders geworden, Peter, ganz anders."

Er antwortete ihr nicht, und auch sie sag eine Weile schweigend. Dann fuhr sie fort:

„Wie seltsam. All die Jahre hindurch haben wir uns Meister Berlach und Jungfer Jessen genannt, und nun sagen wir Peter und Eline zueinander. Aber nun kann ich es dir ja sagen: Im Herzen habe ich immer Peter zu dir gesagt. Wenn ich dich droben in deiner Werkstatt hämmern hörte, habe ich immer heimlich mit dir gesprochen und oft still gesagt: Schmiede ein Ringlein, Peter, ein Ringlein für uns beide! Aber wenn ich bei dir war, dann war ich hart und fremd. Wir sind wir beide alt geworden, und ich kann darüber lächeln. Bevor ich aber von dir gehe, Peter, will ich es dir noch einmal sagen, daß ich dich durch mein ganzes Leben hindurch lieb gehabt habe, so, Peter, durch mein ganzes Leben hindurch und immer auf dich gewartet habe, nur auf dich."

Ihre Hände falteten sich um die Rosen, und ihre Augen blickten mit einem seltsamen Glanz nach oben. Er aber drückte den Kopf in beide Hände, und ein Schluchzen schüttelte seinen Körper.

„O, Eline!" stöhnte er, warf sich vor ihrem Bett nieder und wühlte das graue Haupt in die weißen Kissen.

Da wurde der Glanz in ihren Augen noch heller. Sie atmete sich ein wenig, strich ihm über die Haare, als wollte sie ihn trösten, und flüsterte:

„Du darfst nicht traurig sein, Peter, nun nicht, da du doch weißt, daß ich dich immer lieb gehabt habe. Das ist doch ein schönes Wissen." —

Und dann kam es zögernd:

„Und du, Peter? Hast du mich geliebt?"

Er nickte:

„Immer, Eline. Sonst wäre ich nicht in die Welt hinausgelaufen. Aber meine Liebe war nicht so mutig, daß sie dich zu fragen wagte, damals, als ich ging. Und als ich endlich heimkam, — ach, Eline."

„Laß nur gut sein, nun haben wir uns ja gefunden. Wer weiß, wozu es gut ist, daß wir uns unseren Herzen erst Zeit einander vorbeigegangen sind."

Ermattet schwieg sie.

Dann fuhr sie zagend fort:

„Es ist spät geworden. Nun bliebe auch bei mir bis ans Ende, hörst du? Ich muß deine Hand in meiner halten, wenn ich durch die letzte, dunkle Pforte gehe." —

Sie tastete wieder nach seinen Händen, drückte sie und zog sie an ihre schmalen, kalten Backen.

„Oh, Eline, meine Hände sind so hart und steif, sie tun dir weh."

„Nein, Peter, für mich sind sie weich, denn es sind ja deine Hände. Ach, wie habe ich mich darnach gesehnt, sie einmal auf Stirn und Wangen zu fühlen."

Wieder lag sie eine Weile in müdem Schweigen, und ihre Stimme war noch leiser, als sie fortfuhr:

„Die Rosen mußt du mir mit ins Grab legen, Peter; sie sind ja unter deinen lieben Händen erblüht. Und noch eins will ich mit mir nehmen, es liegt drüben in der Kommode, oben links in einem Briefumschlag, hol' es mir her." —

Er tat, wie sie verlangte.

„Es ist ein Bild von dir, Peter, das ich von deiner Mutter erbeutet habe. Das soll nun bei mir sein." —

Mit glücklichem Lächeln schob sie es unter das Nachthemd auf ihrer Brust.

„So, Peter, nun kann ich in Frieden dahinfahren. Denk oft und gern an mich. Es wird ja nicht mehr lange dauern, dann gehst du denselben Weg. Bis dahin ist alles dein, was mein gewesen ist: Das kleine Häuschen, der Garten, — du hilfst in deinen letzten Jahren nicht heimatlos sein." —

„Eline", sagte er, und seine Stimme zitterte. —

„Was denn, Peter?"

„Ich möchte dir etwas geben, das ich seit dreißig Jahren bereit habe."

„Was ist es, Peter?"

„Ich hole es dir."

Eilig humpelte er davon und kam bald darauf mit einem kleinen aus Silber getriebenen Kästchen zurück.

„Sieh, Eline", sagte er und öffnete es, „das ist es. Darf ich es dir jetzt schenken?" —

Mit zitternden Händen zog er zwei kunstvoll geschmiedete Ringe heraus, strich ein paarmal mit dem Rockzipfel darüber hin, als müsse er den Glanz des matt leuchtenden Geranks auf den Ringen verstärken, und suchte Elines Hand.

„Peter?!"

Es war ein Schrei so voll Glücks, daß der Alte sich zusammenzuckte. Aber er hielt die Hand fest und schob vorsichtig und scheu den Schmuck über ihren Finger.

„Daß ich das noch habe tun dürfen, Eline! Daß die Stunde noch gekommen ist, auf die ich mein Leben lang gehofft und gewartet habe, Eline, warum ist es so spät geworden. Aber du sprichst ja gar nicht. Freust du dich nicht?"

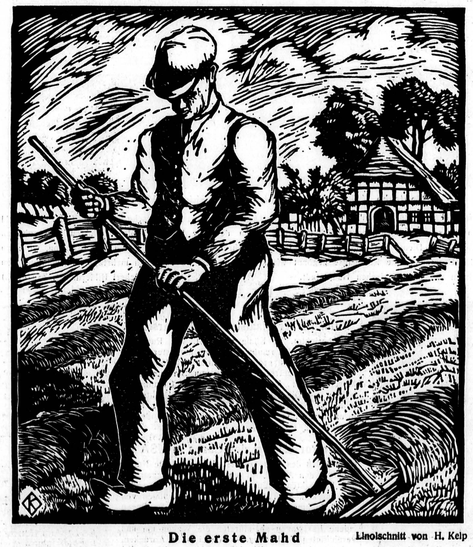
Er blickte auf und sah in ihr Gesicht.

Und da sah er, daß ihre Augen geschlossen waren, und daß sie den Weg gegangen war, von dem es keine Wiederkehr gibt.

Zärtlich strich er über das blasse Gesicht und blickte lange auf die mageren, eingefallenen Züge.

Dann ging er ans Fenster und zog die Vorhänge zu.

Aber er konnte es nicht verhindern, daß der zarte Schein des Abendrots, das hoch am Himmel brannte, mit mildem Licht auf dem Antlitz der Toten lag.

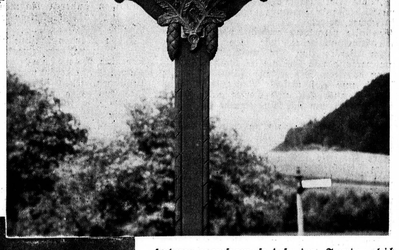


Die erste Mahd — Linolschnitt von H. Kelp

Lustig an den Weg gestellt

Wegweiser und Wegetafeln, die man nicht übersieht
Auch dadurch wird die Heimat schöner

dem Schild, wie hier abgebildet, das Auge des Gesetzes persönlich, so fährt ihm doch ein Schreck in die Glieder und er sieht sich im Geiste schon verhaftet und abgeführt. Wie lustig ist nicht auch der Wegweiser zur Hühnerfarm Gakeleia, der man auf diese Mißtenkarte hin — denn eine solche ist jede Ortsbeschilderung — sicher mit Lust und Laune einen Besuch abstattet. Wenn der Reisende aber mit Gepäck überlastet durch die Straßen zum Bahnhof eilt, daß ihm der Schweiß auf der Stirne perlt, und er begegnet dann so einem lustigen Wegweiser, wie wir ihn hier wiedergegeben haben, so wird ihm unter der größten Last ein Lächeln und frohes Schmunzeln kommen, das ihm den Weg verkürzt und ihm die freundliche Stadt unvergessen macht. Manche Ortschaften pflegen auch in einer freundlichen Schnitzerei zu dem Namen des Ortes Be-



Vier der Schnitzereien: „Langsam fahren", „Zum Bahnhof", „Hühnerfarm" und „Jugendherberge" stammen aus der Holzschnitzschule von Prof. dell'Antonio in Bad Warmbrunn; „Zu Tante Hanni" und „Glotterbach" schuf Helmuth Benna in Schreiberhau.

Photos (6) Koszella.

Wegweiser und Wegetafeln müssen sein. Wie wollten wir sonst wissen, wo wir uns jedesmal befinden, wie weit es bis zur Ortschaft X ist, und wo wir abzweigen müssen, um nach Y zu gelangen. Und so gibt es seit alter Zeit Wegweiser, Steine oder Tafeln, auf denen Ort und Entfernung aufgezeichnet war. Heute, im Zeitalter des Fremdenverkehrs, spielen natürlich die Straßen und Wege eine besondere Rolle; es ist schon ein Unterschied, ob der Name einer Ortschaft auf einem verbeulten und halbverrosteten Schild „prangt" oder ob ein schönes und sauberes Schild dem Fremden Auskunft gibt. Heute sind daher die Straßen so sauber und schön wie die Städte, so daß man sich auch draußen recht wohl fühlt und sich auch ohne Hilfe gut und schnell zurechtfinden kann. Doppelt erfreut ist der Reisende natürlich, wenn er — wie heute schon vielerorts — die Bekanntmachung der Wegetafel in lustiger Weise illustriert findet. Da fühlt er sich gleich vertraulich und persönlich angesprochen und wird vielmehr auf das achten, was er liest und sieht. Daß ein Kraftwagenfahrer langsam und vorsichtig durch eine Ortschaft fahren soll, steht heute überall geschrieben, so daß es allzuleicht übersehen wird, steht der Kraftfahrer aber über sonderes auszusagen, so daß der Fremde gleich weiß: hier ist ein Weinstädtchen, hier ist ein Industrieort, hier ist eine Stadt mit reicher geschichtlicher Vergangenheit, hier ein Kurort u. s. f. Der Wegweiser „Zu Tante Hanni" wird sich auch dem Kinde verständlich machen, das die Buchstaben noch nicht entziffern kann. Auch bei dem untersten Wegweiser wird jeder Wanderer gleich angenehm berührt sein, daß man sich hier in so schöner Weise um ihn sorgt.

Wer offenen Auges heute durch die deutschen Lande reist, wird noch hunderte solcher und ähnlicher Beispiele finden, die das nüchterne Einerlei der Wegbeschilderung abwechslungsreich und freundlich gestalten. Dabei kann eine jede Gemeinde ihre eigene Phantasie spielen lassen, so daß die Gefahr der Schablone von vornherein gebannt ist. Solche Wegweiser aber werden nirgendwo ein schönes Landschafts- oder Städtebild verschandeln, sondern sich harmonisch einfügen und dem Fremden, vor allem auch dem Ausländer zeigen, daß in Deutschland ein gastfreundliches, sauberes und lebensfrohes Volk wohnt.

Heerzug ins Land der goldenen Schätze

Cortez und seine Mannen erobern das Reich der Azteken

Ueber die Heerfahrt des spanischen Feldherrn Cortez in das märchenhafte Aztekenreich des Königs Moutezuma sind viele widersprechende Berichte gegeben worden. Kein Wunder, daß dieses gigantische Drama der Weltgeschichte immer wieder sowohl den Geschichtsschreiber wie den Romanautor reizte. / Neue Forschungen haben das Bild der Führerpersönlichkeit von Cortez aufs neue in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, dessen Alexander-Zug mit 500 Soldaten in das Aztekenreich noch heute wie ein Wunder erscheint. — Unser nachfolgender Tatsachenbericht entrollt vor den Augen des Lesers eines der dramatischsten Kapitel der Weltgeschichte — das menschlich erschütternde Duell zweier Männer und zweier Welten.

Cortez verbrennt seine Schiffe

Es war im Jahre 1519, als der spanische Feldherr Hernan Cortez — vom Gouverneur Velasquez auf Kuba beauftragt — mit 508 Soldaten, darunter 32 Armbrustschützen und 13 Musketieren, 100 Seeleuten, 16 Pferden, 10 Messingkanonen und 4 Feldschlangen in Vera Cruz eintraf, um von dort nach Tempoalla weiterzumarschieren.

Diese kleine Streitmacht hatte seine geborene Führernatur trotz hin und wieder aufflackernder Widerstände bereits so vollkommen unter seinen Willen gezwungen, daß alle bereit waren, ihm auf Leben und Tod zu folgen.

Der große König Montezuma des Azteken-volkes, der in seiner wunderbaren Hauptstadt Tenochtitlan, dem heutigen Mexiko, thronte, sandte ihm die reichsten Schätze, aber riet ihm dringend ab, sein Land zu betreten, da er und sein Volk arm seien.

Cortez hielt einen Kriegsrat ab und beschloß, die ihm gesandten Schätze, die einen unschätzbaren Wert besaßen — ein Wagenrad, die Sonne vorstellend, aus purem Golde, eine zweite, noch größere Scheibe, aus schwerem Silber, eine Sturmhaube mit Goldkörnern gefüllt und viele Tiergestalten in wundervoller Goldarbeit usw. — direkt an seinen Herrscher, den damals noch allmächtigen Karl V., nach Spanien zu entsenden.

Bei diesem Kriegsrat sagte der Ritter Pedro de Alvarado zu Cortez: „Wir stehen vor einer Rebellion im Lager. Die Anhänger von Velasquez, deinem Gouverneur von Kuba, der dich ausgesandt hat, wollen heimlich mit den Schiffen fliehen. Was machst du dagegen, Cortez?"

Cortez' hageres Gesicht verzog sich zu einem höflichen Lächeln, und er erwiderte rasch: „Garcia, mein Adjutant, schreibe den Befehl für morgen: Ein Schiff fährt zurück nach Spanien mit dem gesamten Gold und einer Botschaft an den Kaiser. Die anderen zehn Schiffe werden . . . vernichtet! Die Feiglinge sollen mit mir siegen oder . . . untergehen!"

„Und das Gold . . . Cortez?"

„Gold?! Davon werden wir uns noch so viel holen, daß wir es kaum nach Hause bringen können. Wir werden Montezuma erobern — und wenn seine Krieger so gastfrei wären wie der Teufel in der Hölle!"

Die anderen Ritter, darunter der tapfere Pedro de Alvarado, sahen sich betreten an, aber . . . schwiegen. Sie beugten sich vor dem unerschütterlichen Willen dieses Mannes.

Und so begann die Eroberung eines der größten und wundersamsten Reiche der Welt mit einer Handvoll Menschen. Aber alle waren entschlossen, als einmal die Würfel gefallen waren, entweder zu siegen oder . . . zu sterben!

Erstes Gefecht mit den Indianern bei Tlascala

Wenn der spanische Führer etwa gedacht hatte, daß er auf seinem tollkühnen Zuge gegen die Hauptstadt des Aztekenreiches keinen Widerstand begegnen würde, so hatte er sich schwer getrrt.

Er hatte vergebens versucht, von dem Kaziken Tlaxcalanitepec, wie Soros dahin in seinem Werk: „Von Pol zu Pol" ausführt, Unterwerfung und Tribute an Gold und Silber zu erhalten. Der tollkühne Häuptling wollte nämlich nur auf Befehl Montezumas seine Schätze herausrücken, und Cortez gab sich damit zufrieden, um sich keine Feinde im Rücken zu schaffen.

Bei der Stadt Tlascala nahmen die Indianer jedoch von sich aus den Kampf gegen die weißen Usurpatoren auf.

Ihre Angriffe waren so heftig, daß sich Cortez schließlich in einen Gebäudekomplex auf einem Hügel verschanzen mußte, um sich der immer von neuem anstürmenden Indianerhorden erwehren zu können.

Von hier aus machte er nach allen Seiten überraschende Ausfälle, hieb die Geschütze Tod und Verderben in die tapfer vordringenden Indianerreihen speien und gab ihnen durch die Zerstörung der umliegenden unwichtigeren Dörfer seine große Macht zu fühlen.

Der Sieg der „Göttertiere"

Wieder ein wild anstürmender Indianerhaufe!

Cortez, der geborene Feldherr, setzte seine letzte Reserve, die Reiter, ein. Mit finsterem, entschlossenem Gesicht, beseelen die spanischen Reiter ihre prächtig aufgeschirrten Streitrosse. Den stahlharten, haarscharfen Säbel aus Toledo in der Hand.

In Gruppen zu je Vier brachen die Reiter in tollem Galopp aus ihrem Versteck hervor.

Als sie den nächsten Indianerhaufen erreichen, entsteht eine Panik, und viele der entsetzten Eingeborenen rufen aus: „Das sind Göttertiere! Unbesiegbar! Fliehet!"

Inzwischen hoben die Messingkanonen und die Feldschlangen weiter Tod und Verderben in die Reihen der fliehenden Indianer. Jetzt rissen auch noch die Armbrustschützen aus, und wo ein Schuß ertönt, wälzt sich ein Indianer in seinem Blute.

Nur die Allertapfersten der Eingeborenen hatten noch Stand. Dann flohen auch sie sich von dem sicheren Tode bedroht. Und was nun folgt . . . ist eine rogellose wilde Flucht eines von panischer Furcht erfüllten Menschenhaufens, der jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben hat. —

Abends, beim Kriegsrat konnte Cortez seinen Tapferen sagen:

„Senores, unsere Pferde versetzten die Indianer in großen Schrecken. Sie glauben, daß die Pferde und Kanonen ohne unser Zutun kämpfen!"

Nicht lange danach ließen sich die Häuptlinge als Vasallen des allmächtigen Herrschers im Osten, dessen Abgesandter Cortez war, annehmen.

In Montezumas Königspalast in Tenochtitlan

Montezuma, der letzte Herrscher der Azteken, jenes Eroberervolkes, das aus einer unbekannten Gegend aus dem Norden in das heutige Mexiko gezogen war und die Kultur der Maya und Tolteken aufgesogen hatte, gebot über ein Land mit unzezählbaren Einwohnerscharen, die ihm alle dienstbar waren.

Als er in seinem prächtigen, hochgebauten, steinernen Palast, der nachher das Entzücken und das Erstaunen der Spanier erregte, die ihm durch seine meisterhaft eingespielte Organisation von Stafettenläufern zugetragene Botschaft über den Sieg der weißen Fremden gegen eine ungeheure Uebermacht erhielt, da wurde der Herrscher, der in seinem Thronsaal saß, ernster und ernster.

Seine Adjutanten waren um den Thron versammelt, und eine Anzahl der angesehensten Häuptlinge seines Reiches, Kaziken, genannt, die sich dem mit Gold, Silber und edlen Steinen reich geschmückten Thron nicht zu nähern wagten, verharrten in gemessener Entfernung, um die Befehle ihres Herrschers entgegenzunehmen.

Nach einiger Zeit des Nachdenkens brach Montezuma mit etwas eintönniger Stimme das Schweigen und sagte: „Sollte dieser weiße Fremdling uns in Erfüllung einer alten Prophezeiung von den Göttern gesandt sein? Wir wissen, daß eines Tages die Nachkömmlinge der von unserm Stamm früher vertriebenen Ureinwohner siegreich zurückkehren werden, um sich das von uns beherrschte Land von neuem zu unterwerfen. Sind die weißen Fremden diese Nachkömmlinge oder nicht?"

Schweigen . . .

Da trat einer der Kaziken vor und sagte: „Hoher Herrscher! Locken wir die Fremden nach der Stadt Cholula und — vernichten sie!"

Montezuma lächelte ein böses Lächeln und sprach rasch:

„Du hast recht, Kazike von Otumba. Ich werde die nötigen Befehle geben. Ihr seid entlassen!"

Rasch leerte sich der von Gold, Silber und Juwelen strotzende Thronsaal im Schlosse Montezumas, und schon einige Stunden später gingen die raschen Boten des damals noch allmächtigen Herrschers nach der Stadt Cholula, die ungefähr 35 Kilometer von Tlaxcala entfernt war. Und . . . an Cortez selber ging eine große Gesandtschaft mit Gold und Baumwollstoffen heraus, die ihn nach der Stadt Cholula einlud.

Das, was für Cortez und seine tapferen Krieger von dem Herrscher der Azteken als ein Dankesgeschenk der schlimmsten Art gedacht war, erwies sich nachher für die Spanier als ein unaeheurer Segen.

20 der schönsten Mädchen trafen in Cortez' Hauptquartier ein. Dieser gab alle bis auf eine, die eine verkannte Aztekenprinzessin war, die auch die Maya-Sprache kannte, in die Obhut seiner Hauptleute.

Und jetzt geschah das Wunder . . . Die Indianerinnen verliebten sich in ihre tapferen weißen Herren, folgten ihnen durch Dick und Dünn und retteten ihnen mehr als einmal das Leben.

Cortez geht nicht in die Falle

Als Cortez die Provinz Tlascala hinter sich gelassen hatte, kam er in Berührung mit der ersten rein aztekischen Kultur in der Stadt Cholula, deren prächtige Gebäude ihm und den Spaniern manchen Ruf der Bewunderung entlockten. Seine Freunde in Tlaxcala hatten ihn gewarnt. Aber er hatte geringschätzig geantwortet:

Und wenn ich in den Rachen des Löwen hineinmarschieren soll . . . ich fürchte mich nicht!"

Bewundernd sahen die Indianer zu einem solchen Manne auf, wie sich kein einziger in dem ganzen Riesenreiche des Montezuma befand.

(Fortsetzung folgt.)

Das größte Unternehmen der Welt — ein Geschäft mit dem Tod

Das Durchschnittsalter eines Hindu beträgt nur 22 Jahre - Wie die „Metropolitan-Versicherung" dem Tod seine Beute abjagt

Nach einer unlängst erschienenen internationalen Handelsstatistik ist das größte Geschäftsunternehmen der Welt die amerikanische „Metropolitan-Lebensversicherung in Newyork, bei der 26 Millionen Amerikaner auf ihren Tod versichert sind und in deren Diensten über 40 000 Angestellte stehen. Zwei nebeneinanderliegende, gewaltige, je 30 Stockwerke hohe Wolkenkratzer, von denen der eine von dem „Metropolitan-Tower", einer Nachbildung des Campanile in Venedig, gekrönt wird, bilden das Herz dieses gigantischen Unternehmens, in denen ein eigenes Versuchslaboratorium nur dafür tätig ist, um für die Angestellten hinsichtlich der Sicherheit in den Büros, der Beschaffenheit der Luft, der Schalldichte der Wände und so weiter jenen günstigen äußeren Rahmen zu schaffen, der ihre Leistungsfähigkeit so weit wie nur irgend möglich steigert.

Jeden Morgen beginnt die Gesellschaft von dem „Metropolitan-Tower" aus um halb neuen über ihre Rundfunksendungen, die im ganzen Lande gehört werden, mit gymnastischen Uebungen. Denn sie hat ja das Interesse, daß ihre Kunden so lange wie möglich leben, und daß sie alles tun, was ihre Gesundheit erhält. Darum gibt es hier auch neben den täglich durch den Rundfunkfunken stattfindenden medizinischen Vorträgen über Säuglingspflege, Schönheitspflege, Sport, Krankheitsbekämpfung und dergleichen mehr eine eigene, jedem Kunden kostenlos zur Verfügung stehende ärztliche Beratungsstelle, in der 100 Aerzte und 65 Chemiker tätig sind, die neben der mündlichen Beratung mit einem Heer von 600 Sekretärinnen jährlich über 2 Millionen schriftliche Anfragen zu beantworten haben. Darüber hinaus verfügt das größte Geschäftsunternehmen der Welt über 800 gelernte Krankenpflegerinnen, die unentgeltlich in Fällen ernstlicher Erkrankungen den Kunden betreuen. Nach dem Leitsatz, daß jeder Tag, den ein Versicherter länger lebt, ein Gewinn ist, machen die Pflegerinnen jährlich rund 65 Millionen Krankenbesuche, während der riesige „Gesundheitsdienst" der „Metropolitan" in den 25 Jahren seines Bestehens nahezu eine Milliarde Aufklärungsbroschüren zur Verteilung gebracht hat, in denen Ratschläge für Kranke, Alternde oder für werdende Mütter enthalten sind. Hier werden Aufklärungsfilme über hygienische Fragen gedreht und durch alle Staaten fahrende Ausstellungen zusammengestellt. Eine Legion von Angestellten und Fachleuten bemüht sich mitunter auf echt amerikanische Weise dem Tod seine Beute so lange wie möglich vorzuenthalten.

Europas „Methusalems" — die Schweden

Das Wunderbarste an dieser Organisation aber ist die statistische Abteilung, deren Berechnungen ja das Rückgrat des Riesenunternehmens bilden. Hier sieht man, daß jedes Risiko ausgeschlossen ist; in 99 Prozent aller Fälle strebt man in dem Jahre, in dem die Versicherungsgesellschaft annimmt, daß man sterben muß — nicht eher und nicht später. Hier ist die voraussichtliche Lebensdauer des Menschen förmlich auf den Tag genau ausgerechnet. Die Frauen überleben beispielsweise erfahrungsgemäß ihre Ehemänner um durchschnittlich hier Jahre. Man erfaßt hier, daß die Neuseeländer, die tatsächlich ältesten Menschen der Welt sind. Die Männer von Neuseeland werden im Durchschnitt 64, die Frauen 68 Jahre alt. Unter den Europäern sind die Schweden die „Methusalems". Sie werden 61 Jahre, ihre Frauen 65½ Jahre alt. Um für die Angestellten hinsichtlich der Sicherheit in den Büros, der Beschaffenheit der Luft, der Schalldichte der Wände und so weiter jenen günstigen äußeren Rahmen zu schaffen, der ihre Leistungsfähigkeit so weit wie nur irgend möglich steigert.

Jeden Morgen beginnt die Gesellschaft von dem „Metropolitan-Tower" aus um halb neuen über ihre Rundfunksendungen, die im ganzen Lande gehört werden, mit gymnastischen Uebungen. Denn sie hat ja das Interesse, daß ihre Kunden so lange wie möglich leben, und daß sie alles tun, was ihre Gesundheit erhält. Darum gibt es hier auch neben den täglich durch den Rundfunkfunken stattfindenden medizinischen Vorträgen über Säuglingspflege, Schönheitspflege, Sport, Krankheitsbekämpfung und dergleichen mehr eine eigene, jedem Kunden kostenlos zur Verfügung stehende ärztliche Beratungsstelle, in der 100 Aerzte und 65 Chemiker tätig sind, die neben der mündlichen Beratung mit einem Heer von 600 Sekretärinnen jährlich über 2 Millionen schriftliche Anfragen zu beantworten haben. Darüber hinaus verfügt das größte Geschäftsunternehmen der Welt über 800 gelernte Krankenpflegerinnen, die unentgeltlich in Fällen ernstlicher Erkrankungen den Kunden betreuen. Nach dem Leitsatz, daß jeder Tag, den ein Versicherter länger lebt, ein Gewinn ist, machen die Pflegerinnen jährlich rund 65 Millionen Krankenbesuche, während der riesige „Gesundheitsdienst" der „Metropolitan" in den 25 Jahren seines Bestehens nahezu eine Milliarde Aufklärungsbroschüren zur Verteilung gebracht hat, in denen Ratschläge für Kranke, Alternde oder für werdende Mütter enthalten sind. Hier werden Aufklärungsfilme über hygienische Fragen gedreht und durch alle Staaten fahrende Ausstellungen zusammengestellt. Eine Legion von Angestellten und Fachleuten bemüht sich mitunter auf echt amerikanische Weise dem Tod seine Beute so lange wie möglich vorzuenthalten.

Schankwirte müssen hohe Prämien bezahlen

Auch der Einfluß des Berufes auf die Langlebigkeit ist hier gewissenhaft registriert. So kommt es, daß beispielsweise die Versicherungsprämie für einen anglikanischen Geistlichen weit niedriger ist als für einen Schankwirt im Staat Ohio. Nach den Berechnungen der statistischen Büros erfreuen sich nämlich die anglikanischen Geistlichen von allen zivilisierten Menschen der längsten Lebensdauer, während amerikanische Schankwirte erfahrungsgemäß schon deshalb verhältnismäßig früh das Zeitliche segnen, weil sie stets mit ihren Kunden mittrinken müssen, und der übermäßige Alkoholgenuß ihre Kräfte vorzeitig verbraucht. Uebrigens gehören auch Bankpräsidenten, Farmer und Schalsherr zu den Menschen, die im allgemeinen lange leben, während Elektrotechniker, Bergarbeiter und vor allem Taucher nach der Statistik im Durchschnitt kein hohes Alter erreichen.

Leute, die dem Tod so genau seine Geheimnisse abgelauscht haben, wissen natürlich auch, wie man seine Angestellten behandeln muß, wenn man Spitzenleistungen aus ihnen herausholen will. So ist die Einführung, daß jeder der vielen tausend Angestellten täglich ein kostenloses Mittagessen erhält, keineswegs auf reine Menschenfreundlichkeit zurückzuführen, vielmehr haben die Untersuchungen der eigens hierfür angestellten Gesundheitsexperten ergeben, daß es für die Gesellschaft vorteilhafter ist, wenn ihre Leute eine leichte, nahrhafte Mahlzeit erhalten, als wenn sie sich mit Würstchen und sauren Gurken vollstopfen und den ganzen Nachmittag vor Müdigkeit und Schwäche dösen. Die Angestellten haben ihre eigene Bibliothek, ihren eigenen Turnsaal und ein eigenes Warenhaus, auch gibt es freie Regenschirme, wenn es am Ende der Bürozeit gerade regnet. Zweimal jährlich wird die Schnelligkeit der Arbeit bewertet, und von der Anzahl der Punkte hängt die zukünftige Beförderung ab.

„Das Dach der Welt"

In tiefer Trauer und schmerzlicher Erschütterung hat das deutsche Volk die Kunde von dem Tode der deutschen Bergsteiger vernommen, die bei der Besteigung des Nanga-Parbat ihr Leben einbüßten. (Weltbild-Archiv, Zander-K.)

Ich war Zeuge als sie . . .

Kriminal-Roman von Bert George

3. Fortsetzung

„Das möchte ich unter keinen Umständen. Herr Kommissar: der Zweck meiner Mitteilungen ist nicht der, die Gräfin zu belasten oder gar zu verdächtigen, sondern mitzuhelfen, in diese dunkle Geschichte Licht zu bringen."

„Dann erklären Sie näher, was Sie eigentlich meinen."

„Ob die Gräfin am Tode des alten Fürsten Schuld trägt oder nicht, das entzieht sich meiner Beurteilung. Ich kenne die Fäden nicht, die sich da spinnen. Aber als ich von der Entführung des Kindes hörte, war mein erster Gedanke: Hier hat ein Erpresser die Hand im Spiele, hier handelt es sich um eine Geldgeschichte und sonst um nichts. Nach amerikanischem Muster. Niemand mußte davon Kenntnis haben, wie sehr der alte Fürst an dem Kinde hing und wie ungeheuer reich er war. Die Spekulation war vollkommen richtig. Der Fürst hätte ein Vermögen geopfert."

„Ja", sagte Severin, „wenn er noch lebte — aber er ist tot."

„Das wird den Leuten, die das Kind entführten, ein Strich durch die Rechnung sein."

„Sicher — wenn Ihre Annahme richtig ist; bitte, fahren Sie weiter."

„Als ich hörte, daß man der Gräfin das Kind geraubt hätte, da fiel mir unwillkürlich jener Herr ein, mit dem ich ihr damals nachts auf der Treppe begegnete."

„Das ist ein sehr wertvoller Wink, mein Herr, und ich werde sofort die Fährte verfolgen. Warten Sie mal."

Er nahm den Hörer ab. „Verbinden Sie mich rasch mit der Polizei in Monte Carlo." Einige Sekunden verstrichen. Doktor Höffner, der sich durch seine letzte Erklärung in meinen Augen rehabilitiert hatte, putzte gleichmütig seine Brille. Ueberhaupt war der Mensch von einer aufreizenden Ruhe, als ob es sich hier nicht um Menschen, sondern um eine Partie Schach handelte. Der Kommissar erhielt die Verbindung.

„Hier Severin, Nizza, — geben Sie mir das Anmeldebüro — guten Tag, Duval, bitte, sehen Sie mal sofort nach, ob in Monte Carlo ein Schwede angemeldet ist namens Eric Ljundborg." Er buchstabierte den Namen. Wieder vergingen einige Minuten. Plötzlich strahlte Severin über das ganze Gesicht. „Magnifique!" murmelte er, „also gemeldet! Ist er noch da? Wie? Nein? Schon abgereist — aha! Wann? Schön! Danke vielmals — au revoir!"

„Der Vogel ist ausgeflogen", sagte Severin befriedigt, „er ist abgereist am Tage, nachdem das Kind gestohlen wurde. Nun wollen wir aber keine Minute versäumen und Jagd auf ihn machen. Herr Doktor, ich danke Ihnen. Ihrer Abreise steht nichts im Wege, hier ist Ihr Paß mit dem Visum, bon voyage!"

Der Sekretär erhob sich gemächlich, nahm seinen Paß entgegen, grüßte, ohne seine ruhige Miene zu verändern und entfernte sich langsam aus dem Büro.

„Endlich, endlich eine Spur!" rief der kleine Franzose und strich sich sein schwarzes Schnurrbärtchen. „Meine Hoffnung ist jetzt die deutsche Polizeibehörde. Wenn dieser Schwede der Entführer des Kindes ist, hat er es zweifellos nach Deutschland gebracht, nach Berlin, wo er das Terrain kennt. Aber die Deutschen werden ihn schon ausfindig machen. Ich glaube, der Diebstahl des Kindes wird rascher aufgeklärt werden als der Mord des Fürsten."

„Auch ich muß Ihnen eine Mitteilung machen, Herr Kommissar. Graf von Sch. kämpft wie ein Verzweifelter um die Befreiung seiner Frau. Ich hatte heute nacht eine lange Unterredung mit ihm, er hat mir 100 000 Franken, wenn ich die Bestimmtheit meiner Aussage abschwächte, so daß mein Zeugnis nicht zur Verurteilung seiner Frau führen könnte."

„Das war sehr unvorsichtig von ihm, und er käme übel weg, wenn Sie Anzeige erstatteten. Aber, ob Sie nunmehr Ihre Aussage abschwächen oder aufrechterhalten, das spielt keine Rolle mehr, denn ich habe inzwischen über die Gräfin Auskünfte erhalten, nach denen ihre Schuld unzweifelhaft feststeht."

Ich war überrascht. „Haben Sie etwa weitere Zeugen gefunden?"

„Ja, vernichtende! Die Frau ist verloren. Es kommt natürlich darauf an, ob sie geteilt oder weiter leugnet. Und welche Gründe sie anführen wird, die sie zu dieser Tat veranlaßten. Ein tüchtiger Anwalt kann uns noch große Schwierigkeiten machen, bevor es zum Geständnis kommt."

„Die Gräfin tut mir leid, auch wenn sie die Tat verübt hat."

„Trotzdem, mein Lieber, werden Sie Ihre Aussage noch einmal bestätigen müssen. Es wird noch ein Verhör stattfinden, ich werde Sie rechtzeitig verständigen. Vielleicht werden Sie dann etwas weniger Mitleid empfinden!"

Der arme Graf war wie niedergeschmettert, als ich ihm am nächsten Tage die Mitteilung machte, meine Aussage sei nicht mehr die einzige, welche seine Frau schwer belaste. Er hatte schon in der Hotelhalle auf mich gelauert, ich kam vom Frühstück und wollte den herrlichen Morgen zu einem Spaziergang benützen, da lief ich ihm in den Weg. Er klammerte sich an mich, wollte mich zum Lunch einladen, stellte mir eines seiner Reitpferde zur Verfügung, bot mir an, jederzeit über seinen schweren Wagen zu verfügen, wenn ich Lust hätte, die Umgebung zu besichtigen — aber eingedenk der Warnung Severins sagte ich dem Grafen, er möge sich um Himmels willen nicht dem Verdacht aussetzen, einen Zeugen beeinflussen zu wollen, indem er sich in auffallender Weise um ihn bemühe! Er ginge nur Unannehmlichkeiten entgegen und würde seiner Frau eher schaden als nützen. Das schien Eindruck auf ihn zu machen, und bald verabschiedete er sich.

Den deutschen Behörden waren inzwischen gegeben worden, den schwedischen Herrn Eric Ljundborg in Berlin aufzuspüren. In Nizza bildeten die sensationellen Ereignisse des gräflichen Hauses von Sch. allgemeinen Gesprächsstoff. Weniger in den Zeitungen, denn diese nahmen Rücksicht auf das Hotel und seine Gäste, mehr im Speisesaal, im Lesezimmer. Aber die Gesellschaft war von den Vorkommnissen unterrichtet, und der Graf Gegenstand allgemeiner Neugier. Inzwischen wurde auch die Leiche des alten Fürsten vom Gericht freigegeben, und der Graf brachte den sterblichen Resten seiner Schwiegermutter nach Berlin, um ihn in der Familiengruft beisetzen zu lassen. Er war abgereist, die Zimmer waren abgeschlossen. Noch vor seiner Abreise mußte ich ihm verbieten, ihm jede Phase des Prozesses durch Berichte zu berichten, ihm eventuell telefonische Nachricht zu geben, falls es nötig sei.

Die Gräfin blieb in Haft; ihr Anwalt konnte sie zu keinem Geständnis bewegen. Die Polizei arbeitete fieberhaft, es wurden weitere Nachforschungen angestellt, um die Anklage, die gegen sie wegen Mordverdachtes erhoben wurde, auf eine breite Basis zu stellen. Das Vorleben aller beteiligten Personen war in Deutschland ermittelt worden, und der Polizeikommissar studierte die Mitteilungen mit größter Gewissenhaftigkeit.

Es war an jenem Tage nach dem Morde und nach der Entführung, als ich ihn an seinem Schreibtisch sitzend fand, wie er über die aus Deutschland eingelaufenen Berichte brütete. Er war schlechter Laune.

„Mir ist bei dieser ganzen Geschichte unbehaglich zumute", sagte er ärgerlich. „Ich habe in Paris zwanzig Jahre lang die kompliziertesten Kriminalfälle bearbeitet, aber ein so unentwirrbares Durcheinander ist mir ein so unentwirrbares Durcheinander ist mir noch nicht vorgekommen. Hören Sie, als Außenseiter, die deutschen Berichte. Sie sind unbefangen, sind nicht so im Nebel drinnen wie ich. Sagen Sie mir ungeschaut Ihre Ansicht."

Und er las vor:

„Schwester Johanna, mit bürgerlichem Namen Mehner, geprüfte Kindergärtnerin. Vierzig Jahre alt, Tochter eines württembergischen Eisenbahnbeamten. Mutter eines unehelichen Kindes. Als Mädchen in eine Diebstahlsache verwickelt gewesen. Freigesprochen wegen mangelnder Beweise. Gute Zeugnisse, bewährte Kinderpflegerin, vollständig mittellos, Eltern verstorben.

Doktor Raoul Höffner, Sekretär des ermordeten Fürsten von Sch., 38 Jahre alt. Sohn des früheren Ministers Höffner-Birkstein. Als Korpsstudent wegen Tötung im Duell mit Festung bestraft. Im Kriege Frontoffizier, jedoch wegen übergroßer Strenge gegen seine Mannschaft unbeliebt. Knüpfte Beziehungen mit der minderjährigen Tochter eines Heidelberger Professors an, die er entführte. Wurde deshalb bestraft. Glänzende Examina, ungewöhnlich begabt, jedoch verbummelte Laufbahn.

Der Graf von Sch., 34 Jahre alt; vom 22. bis zum 30. Jahre wegen Verschwendung entmündigt. Liebschaften mit Damen zweifelhaften Rufes. Gutmütige, freigebige Natur ohne Adelsstolz. Soziale Lebensanschauung. Zahlreiche bürgerliche Freunde. In seinen Kreisen trotz seines Namens nicht angesehen. Bekannter Kunstsammler. Eltern durch den Krieg vollständig verarmt, beide tot. Lebte in den letzten Jahren sehr zurückgezogen. Vor einem Jahr verheiratet mit einer Baronesse von R.

Eric Ljungborg, 35 Jahre alt, bekannter Lebemann in Berlin, dort seit zehn Jahren ansässig. Verkehrt in ersten Kreisen. Eltern schwedische Grundbesitzer, sehr vermögend. Der Sohn ist mit der Familie völlig entzweit, erhält keinerlei Zuschüsse. Zweifelhafte Existenz, Spieler, Trinker. Wiederholt mit Gerichten in Konflikt wegen Schulden, Schnellverfahren, Falschmeldung usw. Ohne festen Beruf.

Die Gräfin von Sch., 25 Jahre alt, aus altem bayrischen Adelsgeschlecht. Einziges Kind; Vater früherer Militär, tot. Lebt in München, vermögenslos, kleine Rente. Tochter erhielt vorzügliche Erziehung. Vor dem Kriege zur Hofdame ausersehen. 1915 verlobt mit einem Herrn von Z., der im Kriege fiel. Heiratete vor einem Jahre den Grafen von Sch. Ausgezeichneter Ruf.

Was sagen Sie?" fuhr er nach einer Pause fort, „ist das nicht verrückt? Die Gräfin nach den letzten Beweisen, die ich erhalten, ohne jeden Zweifel die Mörderin des alten Fürsten aus Gründen, die wir noch erraten werden, — sie hat den abgründigen Leumund, und jede einzelne von den andern Personen wäre nach den vorliegenden Berichten viel eher zu verdächtigen! Die Krankenschwester! Diebstahlsverdächtigung! Dieser Schwede, — eine gefährliche, dunkle Existenz, dieser Sekretär, ein rabiater Kerl, hat schon ein Mädchen entführt, ja selbst der ehrenwerte Herr Graf, dieser schätzenswerte Gentleman, wegen Verschwendung entmündigt, und hier, hier —" er schlug mit der flachen Hand auf die Papiere, „vergleichen Sie dazu die Aussagen der Gräfin, — die reinste Heilige! Kein Flecken, ledenlos, — soll man solchen Ausführungen überhaupt Glauben schenken? Zwecklos, wertlos, — überflüssig!" Er schob alles verächtlich von sich, stand auf und ging erregt auf und ab.

„Ich mache Schluß! Morgen verhöre ich noch einmal einige Zeugen, dann habe ich genügend Material, um die Sache dem Staatsanwalt zu übergeben. Ich bitte Sie, um zehn Uhr hier zu sein, Sie werden eine kleine Ueberraschung erleben."

„Wie? — Haben Sie Nachricht wegen des Kindes?"

„Nichts, nichts, nichts!" sagte er und strich sich nervös sein schwarzes Bärtchen. „Dieser Sekretär des alten Fürsten kann seine Hand ebenso gut im Spiele haben wie die Krankenschwester oder der Schwede. Es kann sich noch nur um einen Handel handeln, der nicht nur alle Verhältnisse genau kannte, sondern einen großen Vorteil erhoffte. Und deshalb kommen in erster Linie diese drei Menschen in Betracht."

„Das wäre doch logisch, nicht?"

„Ja. Ich war überzeugt, der Graf würde gleich nach dem Diebstahl einen jener bekannten Erpresserbriefe erhalten, worin ihm die Rückgabe des Kindes gegen Bezahlung eines Lösegeldes in Aussicht gestellt wird."

„Das ist es ja! Sie brechen das aus, was ich immer erhoffte, was aber nicht eintrat. Er rührte sich nicht, weil die Bande genau weiß, daß der Graf nicht über solche Summen verfügt wie der verstorbene Fürst. Wäre dieser noch am Leben, so würde er den Banditen eine halse Million geboten haben, um das Kind wiederzubekommen. Aber jetzt sind den Burschen die Felle weggeschwommen. Und darum rührt sich nichts: sie wollen sich nicht zwecklos in Gefahr begeben und warten ab."

Mir leuchtete das ein. Der Kommissar verschloß seinen Schreibtisch, setzte seinen Hut auf und lud mich ein, mit ihm zu gehen. „Vielleicht kommt uns ein Gedanke," meinte er. „Ich halte es hier nicht mehr aus. Eine solch raffinierte, undurchsichtige Gemeinheit, bei der man nicht weiß, wo man den Hebel ansetzen soll — das habe ich denn doch noch nicht erlebt!"

Wir verließen das Polizeigebäude.

Ich hatte inzwischen mit Zustimmung von Severin meiner Zeitung nach Wien eine Schilderung des Kindesraubs und des rätselhaften Todesfalles geschickt, — noch bevor andere Blätter darüber berichteten. Natürlich sandte ich auch interessante Photos, die kein anderer Reporter aufzunehmen in der Lage war. Meine Beziehungen zum Polizeikommissar und zum Hoteldirektor trugen reiche Früchte. Die Berichte hatten einen großen Erfolg. Der gestrenge Chef dankte mir höchst eigenhändig, wünschte die Fortsetzung meiner Mitteilungen, ebenso weitere Zusendung von Photos, und was das Wichtigste war — ich bekam von meiner Zeitung den Auftrag, nach Ablauf meines „Haupttreffer-Aufenthaltes" auf Kosten der Zeitung weiter im Hotel zu bleiben, um über den Kriminalfall zu berichten. Die gesamte österreichische und deutsche Presse war aufmerksam geworden, selbstverständlich auch die internationalen Korrespondenten; ich fühlte deutlich die Größe meiner Mission. Im Geiste sah ich, wie in allen Wiener Cafés die Gäste täglich voll Interesse die Zeitung zur Hand nahmen und nach dem Titel suchten, den ich meinen Berichten gegeben hatte:

Mysteriöses Verbrechen in einem ersten Hotel Nizzas.

Von unserem dortihin entsandten Spezialkorrespondenten.

Der Spezialkorrespondent war ich! Es erfüllte mich mit Stolz.

Ich wußte, daß der Kommissar die Absicht hatte, die Gräfin heute unter allen Umständen zum Geständnis zu bringen. Das Verhör war für zehn Uhr anberaumt. Ich verbrachte eine unruhige Nacht. Mich ergriff das Schicksal der hübschen jungen Frau und ich regte mich auf, weil ich an jenen Zeugen gehörte, deren Aussage sie unabänderlich dem Verderben auslieferte. Obwohl ich mir immer und immer wieder sagte, es sei meine Pflicht, bei der Wahrheit zu bleiben, an nichts anderes zu denken und mitzuhelfen, ein Verbrechen aufzudecken, — ich konnte mein Mitgefühl für die Mitfestäterin nicht bemeistern. Was in aller Welt mochte sie zu einer so furchtbaren Tat getrieben haben? Wo lag die Ursache dieses Mordes? Wer kann die Untiefen einer leidenschaftlichen Seele ergründen? Welches Interesse brachte ihr der Tod des achtzigjährigen Fürsten? War er ihr im Wege? Wo lag das rätselhafte unergründliche Motiv dieser entsetzlichen Tat?

Punkt zehn Uhr betrat ich das Verhandlungszimmer. Im Korridor warteten bereits einige Leute, die ebenfalls vorgeladen waren. Der Kommissar erschien mir bleich. Er hatte sicher die Nacht durchgearbeitet, um die Untersuchung heute beenden zu können. Am Nebentisch saß Bertrand, der Gerichtsschreiber. Ich setzte mich hinten an die Wand.

Auf ein Zeichen Severins holte der Diener aus dem Nebenraum die Gräfin, die in Begleitung zweier Polizisten und ihres Anwaltes erschien und vor dem Kommissar Platz nahm.

„Frau Gräfin," begann Severin. „Lassen Sie mich Ihre Angelegenheit kurz und ohne Sentimentalität beleuchten: Sie haben bis jetzt in allen Punkten geleugnet und auch das mindeste eingestanden. Ich werde heute die Voruntersuchung beenden und die Akten dem Staatsanwalt übergeben. Wenn Sie hartnäckig bleiben, so wird die Strafe, die der Staatsanwalt gegen Sie beantragen muß, viel schärfer ausfallen, als wenn Sie jetzt ein Geständnis ablegen. Sie würden dadurch Ihre Lage um vieles verbessern. Vergessen Sie nicht, daß Sie vor gerechten, französischen Richtern stehen, die Ihnen jedes Verständnis entgegenbringen, die geneigt sind, einer unglücklichen Frau, die bereut, mildernde Umstände zuzubilligen, die zugänglich sind für Gründe, die einer leidenschaftlichen Erregung entspringen. Aber — Sie müssen sprechen! Sie müssen Ihr Gewissen erleichtern! Also lesen Sie klug und reden Sie!"

„Ich habe nichts zu gestehen," sagte sie leise.

„Wollen Sie, Herr Rechtsanwalt, Ihre Klientin nicht bewegen, ihre Schweigsamkeit aufzugeben?"

„Ich kann sie nur bewegen, die Wahrheit zu sagen," antwortete der Anwalt.

„Die Wahrheit ist das Geständnis."

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht," meinte der Anwalt. „Herr Mittmeister Hardeag behauptet, die Gräfin zur kritischen Zeit in der Laube gesehen zu haben. Meine Klientin stellt das entschieden in Abrede. Es liegt bei dem Gericht, ihr den Mord zu beweisen. Uns

„Wie Sie wollen, Herr Anwalt," sagte Severin kühl. „Ihre Klientin wird sich also zu einem Geständnis bequemen müssen, nachdem ich sie der Tat überführt habe. Gut." Er blickte sie bei diesen Worten scharf an. „Frau Gräfin, gebrauchen Sie ein Schlafmittel?"

„Zuweilen, nicht regelmäßig."

„Was für ein Mittel benützen Sie dann?"

„Veronal."

„Besitzen Sie augenblicklich Veronal?"

„Nein."

„Wissen Sie das bestimmt?"

„Ich habe mir aus Berlin einige Tabletten mitgebracht, aber sie sind alle."

„Haben Sie sich hier in Nizza kein neues Veronal besorgt?"

„Nein."

„Holen Sie Herrn August Morel herein."

Der Diener rief in den Korridor: „Herr August Morel!"

Ein großer, starker Herr mit hellem Ueberzieher, Brille, Glatze trat ein und begrüßte höflichst Herrn Severin.

„Sie sind August Morel, Apotheker, Nizza, Rue de Varennes 71?"

„Jawohl, Herr Kommissar."

„Erkennen Sie diese Dame hier?"

„Gewiß, es ist dieselbe Dame, die bei mir vor kurzem eine Packung Veronal verlangte."

Die Gräfin sah überrascht den Kopf. Wenigstens schien es mir so, als ob sie ganz plötzliche Ueberraschung zeigte. War das echt oder unecht?

„Was sagen Sie, Frau Gräfin?"

„Ich kenne diesen Herrn nicht und war nie in seiner Apotheke."

„Sind Sie ganz sicher, Herr Morel, daß diese Dame dieselbe ist, die bei Ihnen in der Apotheke war?"

„Oh, Herr Kommissar," sagte der Apotheker höflich, „diese Dame ist von so auffallendem Aeußern, hübsch, elegant, vornehm, — man behält solche Erscheinungen leicht im Gedächtnis. Außerdem, ich habe ja selbst mit ihr gesprochen."

„Wann war das? Entsinnen Sie sich?"

„Gewiß, es war vor etwa 14 Tagen, am 8. Februar, vormittags gegen 12 Uhr."

„Und haben Sie der Dame Veronal verkauft?"

„Gott bewahre, Herr Kommissar, sie hatte ja kein ärztliches Rezept. Sie behauptete, sie hätte es verloren, und bat mich, ihr einige Tabletten ohne Rezept auszufolgen. Aber ich hielt mich an die Vorschrift und gab ihr nicht."

Die Gräfin lächelte. „Das ist ein Märchen," sagte sie. „Der Mann träumt, ich war nie bei ihm."

„Ich danke Ihnen, Herr Morel."

Der Apotheker grüßte und entfernte sich.

„Rufen Sie jetzt Herrn Francois Custine."

Ein behäbiger, gutmütig aussehender, kleiner Herr mit einem vollen, runden Gesicht, sehr korrekt sich nach allen Seiten verneigend, trat ein.

„Sie sind Herr Francois Custine, Apotheker in Nizza, Rue Richelieu 60?"

„Jawohl, Herr Kommissar, das bin ich; jedoch bin ich Provisor, nicht der Apotheker selbst."

„Schön; bitte, sehen Sie diese Dame hier genau an; sagen Sie nach gewissenhafter Prüfung, ob Sie sie wiedererkennen; bitte, prüfen Sie in Ruhe — bedenken Sie, daß von Ihrer Aussage das Schicksal der Dame abhängen kann. Erkennen Sie sie?"

Herr Custine, vom Kommissar solchermaßen peinlich befragt, machte vor der Gräfin eine neuerliche, unwillkürliche Verbeugung, sah sie an und sagte:

„Ich habe dieser Dame vor einigen Tagen eine Packung Veronal verkauft."

„Gegen ärztliches Rezept?"

„Eigentlich sollte ich ihr das Veronal nicht verkaufen, denn sie hatte kein Rezept. Aber ich sah doch gleich, wen ich vor mir hatte, die Dame machte einen vertrauenerweckenden Eindruck und zeigte mir das Füllmenge des leeren Berliner Professors. Ich sagte ihr, wenn sie das Rezept bei mir lasse, dann bekäme sie eine kleine Packung Veronal."

„Gut, Herr Custine, wir besitzen das Rezept. Oben steht die Adresse eines Berliner Arztes. Die Verordnung lautet in deutlicher Schrift: Für Frau Gräfin von Sch. eine Packung Veronal-Tabletten; hier ist die Unterschrift des Arztes." Der Kommissar stand auf und ging zur Gräfin. „Erkennen Sie dieses Rezept als das Ihrige?" fragte er.

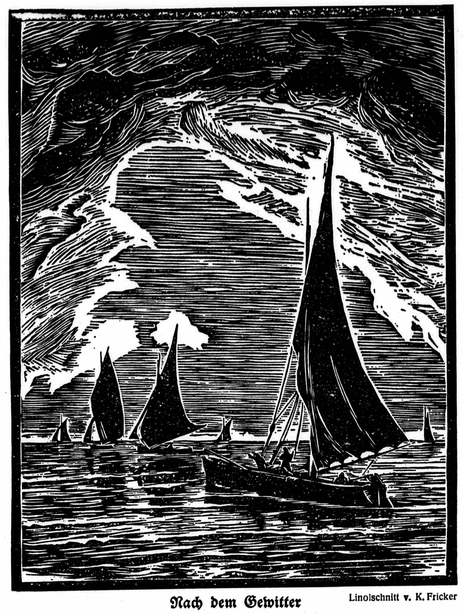
„Na, aber ich verstehe nicht, wie es in die Hände des Apothekers kommt," sagte sie, indem sie eine staunende Miene machte, „es ist tatsächlich ein Rezept, das ich in Berlin erhielt. Wieso kommt es in Ihre Hände?" fragte sie den Apotheker.

„Oh, Madame," sagte dieser höflich lächelnd, „entsinnen Sie sich denn nicht? Sie haben es mir doch selbst gezeigt. Ich nahm es entgegen, ging zu meinem Chef ins Büro und befragte ihn, ob ich auf Grund dieses Rezeptes eine kleine Packung Veronal verkaufen dürfte; er gestattete es, aber ich mußte das Rezept behalten."

„Ich verstehe kein Wort von alledem," sagte die Gräfin kühl und sah fragend auf ihren Rechtsanwalt, der jedoch eine ziemlich konsternierte Miene machte. Er neigte sich zu ihr und flüsterte ihr etwas zu; sie schüttelte eigensinnig den Kopf.

„Frau Gräfin," nahm Severin wieder das Wort, „geben Sie zu, daß Sie bei Herrn Custine Veronal gekauft haben?"

„Nein — nein, nein, ich habe weder bei ihm noch bei irgend jemand anderem Veronal gekauft!" Sie geriet in Erregung und stampfte leicht mit dem Fuß auf den Boden.



Nach dem Gewitter Linolschnitt v. K. Fricker

„Herr Rechtsanwalt," fuhr Severin fort, „als Berater der Frau Gräfin und als ihr Verteidiger ist es jetzt vielleicht angezeigt, nachdem zwei Zeugen bestätigen, daß Ihre Klientin Veronal kaufen wollte resp. gekauft hat, ihr zu empfehlen, diese Tatsache zuzugeben."

Der Anwalt räusperte sich verlegen.

„Ich anerkenne, daß die Aussagen der beiden Apotheker die Lage meiner Klientin erschweren. Sie behauptet jedoch, in Nizza kein Veronal gekauft zu haben. Warum sollte sie etwas zugeben, was nicht der Fall war?"

„Warum?!" rief der Kommissar laut drohend, „weil der alte Fürst mit Veronal vergiftet wurde! Die Gräfin weiß sehr gut, daß sie verloren ist, wenn sie die Tatsache des Kaufes zugibt. Sie klammert sich an die lächerliche Hoffnung, daß ohne ihr Geständnis keine Verurteilung möglich ist. Aber je hartnäckiger sie leugnet, desto mehr verschlimmert sie ihre Lage!"

Er schwieg. Im Raum lastete jetzt eine lange Stille. Die Gräfin starrte vor sich hin. Dachte sie an ihr Kind, von dessen Verbleib noch keine Spur entdeckt wurde? Oder an die Gefahr, in der sie schwebte, und die sich von Sekunde zu Sekunde vergrößerte? Ein unsagbar schmerzlicher Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. Wieder hüllte ihr Anwalt verlegen; man konnte ihm vom Gesicht ablesen, wie sehr ihn die Lage der Gräfin mit Sorge erfüllte, obwohl er anscheinend ihren Widerstand billigte.

„Ich danke Ihnen, Herr Custine," sagte Severin zum Apotheker, „Sie können gehen."

Herr Custine warf einen mitleidigen Blick auf die junge Frau, grüßte wieder mit großer Höflichkeit nach allen Seiten und ging hinaus.

„Kennen Sie diese Dose, Frau Gräfin?" Severin nahm die kleine Golddose aus der Schublade und zeigte sie ihr.

„Ja, es ist die Dose des Fürsten."

„Hatten Sie diese Dose in Händen?"

„Zuweilen, wenn ich den Tee des Fürsten verlüßte; er durfte nur Sacharin nehmen."

„Hatten Sie diese Dose auch am Nachmittag des 8. Februar in der Hand?"

Atemlose Stille. Severin stellte ihr eine Falle — — ihr Schicksal war beschneit — —.

„Ich war nicht in der Laube, als der Fürst Tee trank, hatte sie also an diesem Tage nicht in Händen." Sie hatte ihn durchschaut, ihre Antwort war die Parade eines glänzenden Fechters.

„Nun, ich teile Ihnen mit, daß in dieser Dose überhaupt kein Veronal war, sondern Sacharin. Aber Sie, Frau Gräfin, werden das ja besser wissen als ich, denn es muß eine zweite Dose existieren, die wahrscheinlich in Ihrem Besitz ist."

„Ich habe keine zweite Dose, Herr Kommissar."

„Gut, gut — es spielt übrigens keine Rolle; es ist nur ein Detail. Entscheidend ist, daß Sie sich noch immer trotz der erdrückenden Beweise weigern, den Ankauf des Veronals einzugestehen. Sie wissen, daß Sie im Verdacht stehen, am 8. Februar nachmittags zwischen 5 Uhr und 5 Uhr 15 Minuten Veronal in den Tee des Fürsten gegeben zu haben. Sie waren allein in der Laube bei ihm; auch dafür haben wir einen einwandfreien Zeugen. Das Herz des achtzigjährigen Mannes war der Dosis Veronal nicht gewachsen und verlagte. Das alles sind Tatsachen, unwiderlegliche Tatsachen. — Nun geben Sie acht! Sie behaupten, um die angegebene Zeit nicht in der Laube gewesen zu sein. Wenn Sie mir darüber einen vollgültigen Beweis geben können, so sind Sie frei, — verstehen Sie mich? Ich entlasse Sie sofort aus der Haft. Sie können mit Ihrem Anwalt ohne weiteres das Gerichtsgebäude verlassen. Sie sagen mir also, wo sie waren, nennen Sie einen Zeugen oder eine Tatsache, die Ihre Angabe bestätigt. Dieses Alibi ist ihre einzige Rettung."

Der Anwalt blickte jetzt wie gebannt auf die Gräfin, Verblüfft der Gerichtsschreiber, sah empor von seinem Schreibtisch. Severin hielt die junge Frau mit seinem Blick fest —.

„Ich war im Hotel," sagte sie, und ein verhaltenes Schluchzen lag in ihrer Stimme.

Resigniert lehnte sich der Kommissar zurück. „Das ist nicht wahr; niemand hat sie gesehen, niemand kann es bestätigen, sie können niemand namhaft machen, der Sie auch nur flüchtig im Hotel bemerkt hätte —, auf Ihrem Zimmer waren Sie auch nicht — Sie lügen und lügen immerzu —, aber Sie lügen nicht geschickt."

Er machte eine Pause, sah zum Fenster hinaus und trommelte leise mit den Fingern auf die Tischplatte. Ich fühlte, daß er einen neuen Angriff vorbereitete.

„Ihr Herr Gemahl ist zum Nerarzhins keines Dorfes nach Wotheker, „Sie können gehen."

Herr Custine warf einen mitleidigen Blick auf die junge Frau, grüßte wieder mit großer Höflichkeit nach allen Seiten und ging hinaus.

„Kennen Sie diese Dose, Frau Gräfin?" Severin nahm die kleine Goldose aus der Schublade und zeigte sie ihr.

„Ja, es ist die Dose des Fürsten."

„Hatten Sie diese Dose in Händen?"

„Zuweilen, wenn ich den Tee des Fürsten verlüßte; er durfte nur Sacharin nehmen."

„Hatten Sie diese Dose auch am Nachmittag des 8. Februar in der Hand?"

Atemlose Stille. Severin stellte ihr eine Falle — — ihr Schicksal war besiegelt — —.

„Ich war nicht in der Laube, als der Fürst Tee trank, hatte sie also an diesem Tage nicht in Händen." Sie hatte ihn durchschaut, ihre Antwort war die Parade eines glänzenden Fechters.

„Nun, ich teile Ihnen mit, daß in dieser Dose überhaupt kein Veronal war, sondern Sacharin. Aber Sie, Frau Gräfin, werden das ja besser wissen als ich, denn es muß eine zweite Dose existieren, die wahrscheinlich in Ihrem Besitz ist."

„Ich habe keine zweite Dose, Herr Kommissar."

„Gut, gut — es spielt übrigens keine Rolle; es ist nur ein Detail. Entscheidend ist, daß Sie sich noch immer trotz der erdrückenden Beweise weigern, den Ankauf des Veronals einzugestehen. Sie wissen, daß Sie im Verdacht stehen, am 8. Februar nachmittags zwischen 5 Uhr und 5 Uhr 15 Minuten Veronal in den Tee des Fürsten gegeben zu haben. Sie waren allein in der Laube bei ihm; auch dafür haben wir einen einwandfreien Zeugen. Das Herz des achtzigjährigen Mannes war der Dosis Veronal nicht gewachsen und verlagte. Das alles sind Tatsachen, unwiderlegliche Tatsachen. — Nun geben Sie acht! Sie behaupten, um die angegebene Zeit nicht in der Laube gewesen zu sein. Wenn Sie mir darüber einen vollgültigen Beweis geben können, so sind Sie frei, — verstehen Sie mich? Ich entlasse Sie sofort aus der Haft. Sie können mit Ihrem Anwalt ohne weiteres das Gerichtsgebäude verlassen. Sie sagen mir also, wo sie waren, nennen Sie einen Zeugen oder eine Tatsache, die Ihre Angabe bestätigt. Dieses Alibi ist ihre einzige Rettung."

Der Anwalt blickte jetzt wie gebannt auf die Gräfin, Verblüfft der Gerichtsschreiber, sah empor von seinem Schreibtisch. Severin hielt die junge Frau mit seinem Blick fest —.

„Ich war im Hotel," sagte sie, und ein verhaltenes Schluchzen lag in ihrer Stimme.

Resigniert lehnte sich der Kommissar zurück. „Das ist nicht wahr; niemand hat sie gesehen, niemand kann es bestätigen, sie können niemand namhaft machen, der Sie auch nur flüchtig im Hotel bemerkt hätte —, auf Ihrem Zimmer waren Sie auch nicht — Sie lügen und lügen immerzu —, aber Sie lügen nicht geschickt."

Er machte eine Pause, sah zum Fenster hinaus und trommelte leise mit den Fingern auf die Tischplatte. Ich fühlte, daß er einen neuen Angriff vorbereitete.

„Ihr Herr Gemahl ist zum Nerarzhins keines Dorfes nach Wotheker. Er wird wohl dort die Testamentseröffnung abwarten, nicht wahr?"

„Ja!"

„Jetzt werde ich Ihnen sagen, wie sich die Sache verhält: Ob Ihr Gatte mit Ihnen im Einverständnis ist, werde ich noch feststellen. Der Mord an dem alten Fürsten erscheint aus Angst vor einer neuerlichen Testamentsänderung. Sie, Gräfin, haben die Tat um ihres Kindes willen verübt. Augenblicklich war es zum Universalerben eines ungeheuren Vermögens eingesetzt worden. Stimmt das?"

„Ja, mein Mann und ich sollten die Nutznießung bekommen."

„Sehr richtig. Sie standen mit dem Fürsten nicht gut. Ich würde diesem Umstand keine Bedeutung beimessen. Aber der alte Herr war unberechenbar. Sie sind ja die Mutter des Kindes, das er sehr liebte. Vielleicht wäre heute oder morgen zwischen Ihnen beiden ein unwesentlicher Zank ausgebrochen. Der Fürst konnte Sie und Ihren Gatten jeden Augenblick zu armen Leuten machen, er konnte Sie furchtbar treffen, wenn er die für Ihr Kind außerordentlich günstige Testamentsverfügung aufhob. Das alles wußten Sie. Sie schwebten sozusagen ständig zwischen Himmel und Hölle; dieser Zustand war auf die Dauer unerträglich; Sie hatten sich, daß ein achtzigjähriges Leben keinen Wert mehr habe, daß es wichtiger sei, wenn das Erbe für Ihr Kind erhalten bliebe. Und so machten sie kurzerhand dem Leben des alten Mannes ein Ende. Das ist die Ursache des Mordes. Basta. Und alles wäre genau nach Ihrer Kalkulation geglückt, der Arzt des Hotels konstatierte amtlich als Todesursache einen Herzschlag, Ihr Plan wäre gelungen, wenn nicht zufällig gleichzeitig der Raub Ihres Kindes erfolgt wäre, der das Eingreifen der Polizei erforderlich machte."

Er schwieg.

„Sie vergessen, Herr Kommissar," nahm jetzt der Anwalt das Wort, „daß der Mord nicht bewiesen ist und daß meine Klientin durchaus kein Geständnis abgelegt hat. Ihre Darstellung ist logisch und kunstvoll, Herr Kommissar, aber es fehlt ihr das Fundament: Die Gräfin hat den Mord nicht begangen und stellt jede Schuld in Abrede."

„Bei der Hauptverhandlung wird es sich erweisen, daß meine Annahme richtig war. Es fehlen uns noch einige Zeugenaussagen. Inzwischen übergebe ich die Akten dieser Angelegenheit Herrn Staatsanwalt und beende jetzt das Verhör."

Das Protokoll wurde unterschrieben.

„Nun noch eins, Frau Gräfin: ich bin noch nicht fertig. Es handelt sich um die Entführung Ihres Kindes. Ich möchte eine Frage an Sie stellen, und zwar in Abwesenheit Ihres Gatten, denn es liegt mir fern, einen Schatten in Ihre Ehe zu werfen. Kennen Sie einen Herrn Eric Ljundborg?"

Kaum hatte der Kommissar diesen Namen ausgesprochen, als die junge Frau hochschnellte, mit beiden Händen in die Luft griff und dem Anwalt ohnmächtig in die Arme sank. Die Polizisten sprangen herbei, ich ebenso, und wir lagerten die Gräfin auf die Bank, die an der Wand stand. Severin hatte bereits den Hörer ergriffen und telephonierte nach dem diensthabenden Arzt.

Wir standen alle vor der unglücklichen Frau und betrachteten bedauernd die regungslose Gestalt.

„Ich bin untröstlich," sagte Severin, „aber es ist meine Pflicht, in die Seele dieses undurchdringlichen Wesens hineinzuleuchten; diese Hartnäckigkeit ist ohnegleichen. Aber ich wußte, daß sie irgendwo verwundbar ist. Wir wollen vorerst hören, was der Arzt sagt."

Der Gerichtsarzt kam und stellte einen Ohnmachtsanfall fest, der auf den Schreck zurückzuführen war. Ob sie nach dem Erwachen wieder verhandlungsfähig sei? Ohne Zweifel, meinte der Arzt. Er brachte sie langsam und vorsichtig wieder zum Bewußtsein und reichte ihr ein Glas Wasser; die Erinnerung kehrte wieder, sie zitterte und ihr Blick ruhte angstvoll auf dem Kommissar.

„Bitte, beruhigen Sie sich, Frau Gräfin, wir wollen die Ihnen allzu nahegehende Einvernahme kurz gestalten. Sie sehen, ich bin unterrichtet. Ich muß meine Pflicht erfüllen. Daher bitte ich Sie nochmals, meine Frage von vorhin zu beantworten: Kennen Sie den Herrn, dessen Namen ich Ihnen nannte?"

Ihre Brust hob sich, sie atmete wieder, wie um Kraft zu gewinnen. „Ja," sagte sie.

„Verkehrte Herr Ljundborg in Berlin in Ihrem Hause?"

„Ja, er kannte uns und kam öfters zu Besuch."

„Es ist mir nun peinlich, eine intimere Frage an Sie zu richten. Doch geschieht alles im Interesse Ihres verschwundenen Kindes, aus keinen anderen Gründen: Stehen oder standen Sie zu Herrn Ljundborg in intimerer Beziehung? — entschuldigen Sie, aber ich muß es wissen! — Ich will — bitte, antworten Sie."

„Nicht — mehr —" flüsterte sie, „ich kannte ihn schon vor meiner Ehe —."

„Aber Sie trafen ihn auch nach Ihrer Verheiratung, nicht wahr?"

„Ja."

„Ohne Wissen Ihres Gatten?"

Sie antwortete nicht; dann brachte sie mühsam hervor: „Ich möchte nicht mehr aussagen."

„Gut, Frau Gräfin, ich danke für Ihre Offenheit. Seien Sie beruhigt, was Sie hier brachen, ist Amtsgeheimnis. Noch eines: Sie wissen, daß Herr Ljundborg in Monte Carlo weilte, wie? Bitte, antworten Sie. Haben Sie mit ihm telephoniert? Oder haben Sie ihn getroffen? Und wo?"

„Ich weiß nichts von ihm, Sie irren! Ich — ich möchte nicht mehr antworten," stieß sie hervor.

„Wie Sie glauben. Aber merken Sie auf, was ich Ihnen sage: dieser Mann ist der Entführer Ihres Kindes! Er hat es gestohlen!"

Die Gräfin sah Severin mit weitgeöffneten entsetzten Augen an.

„Er — er —" stammelte sie, „nein, nein, — das kann er nicht getan haben, nein, ich glaube es nicht —. O Gott! O Gott!" Und plötzlich zerbrach ihre bisher meisterhaft bewahrte Haltung, sie schlug die Hände vors Gesicht und begann heftig zu weinen.

„Wir vermuten," fuhr Severin unbarmherzig fort, „eine Erpressung, und jetzt, wo ich weiß, daß Sie Grund haben, diese Bekanntschaft zu verheimlichen, bin ich meiner Sache sicher. Nur haben Sie, ohne es zu ahnen, Herrn Ljundborg einen Strich durch seine Rechnung gemacht. Sie haben, um Ihrem Kinde die Erbschaft zu erhalten, den Fürsten aus dem Wege geräumt. Dieser Schwede aber stahl Ihr Kind, um von dem alten Herrn Geld zu erpressen. Sie wußten nichts von der Absicht des Schweden und vereitelten zufällig seinen Plan. Habe ich recht?"

Welt der Frau

Patient in den Ferien?

Krankheiten auf der Reise sind kein Vergnügen

Was nützen die schönsten und die längsten Sommerferien, wenn plötzlich ein Familienmitglied krank wird und das Bett hüten muß? Solche Ferienerkrankungen sind recht unerfreulich, denn sie verderben nicht nur dem Patienten selbst die schönsten Urlaubsfreuden, sondern fesseln oft auch noch andere Familienangehörige zur Pflege an das Zimmer.

Viele dieser Ferienerkrankungen erwachsen aus der veränderten Ernährung. Magenbeschwerden können sich einstellen, wenn die Art der Ernährung erheblich von der sonst gewohnten Kost abweicht. Das kommt besonders dann vor, wenn Reisen in eine Gegend unternommen werden, in der wesentlich anders gekocht wird als daheim, man kann dies nicht nur bei Auslandsfahrten, sondern auch schon bei Reisen in irgendeinen anderen deutschen Gau erleben. Hier gilt es, besonders vorsichtig zu sein und nicht aus Freude an dem Gebotenen sich zum Schwelgen in Gerichten verleiten zu lassen, die der empfindliche Magen nicht verträgt.

Eine der häufigsten Krankheitserscheinungen in den Ferien sind die Erkältungskrankheiten, die sich sowohl an der See wie in den Bergen einstellen können. Fast immer treten alle solche Beschwerden, gerade wie auch Magenstörungen, in der ersten heißen Ferienaufenthaltes auf, ehe sich unser Körper der neuen Umgebung angepaßt hat. Kommt z. B. der Stadtmensch an die See, badet im Meere und setzt hinterher den Körper stundenlang der kühlen Seebrise aus, so ist es kein Wunder, wenn er sich erkältet. Das gleiche kann in den Bergen geschehen, wenn man die starken Temperaturschwankungen am Tage zu wenig beachtet. Gerade in den Abendstunden pflegt im Gebirge eine starke Abkühlung einzutreten. Wird nun, ohne genügend warme Kleidung mitzunehmen, eine Tageswanderung unternommen, die bis in die Abendstunden einen anstrengenden Marsch erfordert, so wird der erhitzte Körper in jähen Wechsel der Abendkühle ausgesetzt. Auch hierbei ist das Ergebnis oft eine Erkältung.

Viele der Ferienerkrankungen, die sich alljährlich überall in den Sommerfrischen ereignen, ließen sich mit ein wenig Vernunft und Nachdenken vermeiden. Nur allzuoft wird die Gesundheit durch ausgesprochenen Leichtsinn untergraben. Es kommt vor, daß Menschen, die in einem Heilbad eine Kur gegen ihr Herzleiden machen, gleichzeitig einen Tennislehrkursus belegen und das schwache Herz in unverantwortlicher Weise überanstrengen, kann man sich da wundern, wenn der Erfolg der Kur negativ bleibt? Auch bei Bergwanderungen wird sehr oft keine Rücksicht auf Herzbeschwerden oder andere Leiden genommen. Wenn sich solche Leichtsinnigkeit später bitter rächt und der Mensch von der Erholungsreise krank statt gesund zurückkehrt, dann wird nur zu oft die Schuld daran dem Erholungsort in die Schuhe geschoben, nicht aber der eigenen Unvernunft!

Auch der Ozean, vom Meeresstrande dunkelbraun wie eine Räucherforelle heimzukehren, zeitigt Jahr für Jahre die merkwürdigsten Bilder. Es ist sicher kein erfreulicher Anblick, einen Menschen zu sehen, dessen Haut von einem übertriebenen Sonnenbad glühend rot entzündet ist und die sich stellenweise so schält, daß das rohe Fleisch zutage tritt. Unwillkürlich fragt man sich dabei: Ist das wirklich zur Erholung notwendig? Ist das ein Vergnügen für die Betroffenen, daß sie tagelang nicht sitzen und nicht liegen können oder daß sogar in schweren Fällen nach solchen unsinnigen Sonnenbädern beinahe ihr Leben auf dem Spiel steht?

Krankheit in den Ferien ist gewiß keine Freude. Aber viele dieser Fälle lassen sich mit gutem Willen und klarer Vernunft vermeiden.

Wir brauchen noch ein Dirndlkleid

(Deike M)

Dirndlkleid aus kariertem Baumwollstoff mit weißer oder in der Farbe abweichender Schürze

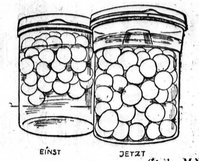
Obgleich wir uns im Frühjahr eigentlich mit unserer Sommergarderobe versehen haben, so stellt es sich im Laufe der Zeit heraus, daß es trotz aller Sparsamkeit nötig ist, noch ein Kleid anzuschaffen. Sei es nun eine Hausfrau auf dem Lande oder in der Stadt, die Tätigkeit für die Familie stellt ihre mehr oder weniger großen Ansprüche und füllt den Tag aus. So nehmen uns die praktischen Kleider einen bevorzugten Platz ein. Es hat sich auch herausgestellt, daß das sogenannte Sonntagskleid vom vorigen Jahr als Arbeitskleid nicht geeignet ist, und daß für das Leben und Treiben am Sonntag, ob nun Ausflüge gemacht werden oder man seinen Garten genießt, ein elegantes Kleid nicht so recht am Platze ist.

Darum ist es verständlich, daß die hübschen Dirndlkleider mit so besonderer Freude wieder begrüßt werden, denn sie entsprechen in Form und Schnitt ganz den Bedürfnissen unserer Zeit, die gern das volkstümliche, trachtenmäßige betont. Die Anschaffung eines Stoffes wird uns nicht schwer gemacht, denn es gibt eine Fülle der reizendsten Muster in den verschiedensten Preislagen. Doch sollten wir für ein praktisches Kleid niemals zu einem billigen Stoff greifen, denn wir gebrauchen einen sehr haltbaren Stoff, der sich gut waschen läßt, dessen Farben nicht verschießen oder ineinanderlaufen. Wir müssen unterschieden, ob er nicht künstlich durch zu viel Appretur Festigkeit vortäuscht, so daß er nach der Wäsche weich und unansehnlich wird. Wir dürfen nicht aus falscher Sparsamkeit den billigsten Stoff wählen, er wird dadurch teurer, daß er nicht lange genug hält. Auch die Farbe und das Muster ist von Wichtigkeit, zu bunte oder grelle Farben sollte man vermeiden; wir werden ein hübsches kleines Karo, einen feinen Streifen oder ein kleines Blumenmuster wählen, das für Sonntage und Alltage gleich hübsch ist. Denn darüber wollen wir uns im Klaren sein, am Sonntag tragen wir keine unpraktischen Stoffe, sondern nur solche, die im nächsten Jahr am Wochentag gut weiter getragen werden können.

Und nun kommt der Schnitt, denn wir wollen das Kleid sicher am liebsten selbst nähen. Nicht umsonst ist das Dirndlkleid in den letzten Jahren wieder so zu Ehren gekommen, das anliegende Mieder, der weite Rock erfüllen alles, was wir von einem praktischen und hübschen Kleid erwarten können. Wir nehmen also erst einmal an uns selber Maß. Wir schreiben auf ein Stück Papier untereinander: Oberweite, Rückenbreite, Brustumfang, Taillenweite, Armlänge, Rocklänge, Miederlänge. Und nun messen wir und schreiben das Maß daneben. Die Oberweite wird unter den Armen um die größte Weite gemessen, ganz lose. Die Rückenbreite von Seitennaht zu Seitennaht, indem man sich etwas krumm hinstellt, damit der Rücken später bei der Arbeit auch genug Bewegungsfreiheit hat. Der Brustumfang ebenfalls von Seitennaht zu Seitennaht über die größte Breite der Brust. Für lange Aermel mißt man die Länge oben von der Schulter, indem man den Arm gebogt hält, um den Ellbogen herum bis zur Hand. Dann mißt man noch die Weite des Oberarmes, auch ganz lose. Die Miederlänge wird von der Schulternaht bis zum Rockbund gemessen. Wollen wir uns nicht erst einen Schnitt kaufen, können wir nebenstehende Zeichnung vergrößern. Auf ein Stück Packpapier zeichnet man zuerst ein Viereck den gestrichelten Linien gemäß und zwar so viel Zentimeter vom Bruchrand aus, wie die Zahlen angeben. Dann gibt man auch die Punkte den Maßen entsprechend an und verbindet sie wie die Zeichnung zeigt. Jetzt ist der Schnitt fertig, wir vergleichen ihn mit unseren eigenen Körpermaßen, vergrößern oder verkleinern ihn entsprechend und schneiden ihn aus. Für den hier gezeigten Schnitt (Größe 2) gebrauchen wir 3,00 m Stoff, 80 cm breit. Vorderteil, Rückenteil und Aermel müssen aus doppeltem Stoff zugeschnitten werden, wobei wir darauf zu achten haben, daß wir am Vorderteil für den Knopfschluß etwa 4 cm zugeben für Untertritt und Knopflöcher, beim Rückenteil müssen wir darauf achten, daß der Stoff an der gestrichelten Linie im Stoffbruch liegt. Der Rock besteht aus geraden Stücken: 1 Vorderbahn von 80 cm Breite, zwei rückwärtige Bahnen von je 80 cm Breite. Die Länge richtet sich nach unserer Größe. Nachdem wir die Schnitte auf den Stoff gesteckt haben, schneiden wir ihn aus, indem wir 2 cm für die Naht zugeben. Nun geht es an die Verarbeitung. Die Rockbahnen verbinden wir durch gewendete Nähte. An der Vorderbahn führen wir einen Schlitz aus von 15 cm Länge, dessen rechter Rand mit einem Stoffstreifen zu unterlegen ist. Für den Druckknopfschluß faßt man den linken Einschnittrand in einen doppelten Untertritt. In Vorderteile und Rückenteil heftet man die Abnäher ein, schließt die Seitennähte, ebenfalls die Aermelnähte, indem man die des Rückenteils etwas einhält. Der Halsausschnitt wird durch einen verstürzt gegengesetzten Schrägstreifen verfaßt. Die vorderen Leibchenränder werden umgesäumt. Die Aermel werden zur Rundung geschlossen, unten umgesäumt, oben sind sie einzufassen und in das Mieder einzusetzen, wobei darauf zu achten ist, daß die Naht des Aermels etwa 3 cm vor der Seitennaht des Mieders liegt. Der Rock wird oben eingereiht, die Weite so verteilt, daß hinten etwas mehr ist, als vorne und mit dem Leibchen verbunden. Nun wird die Rocklänge probiert und der Saum fertiggestellt. Zum Schluß kann man das Kleid an Rock, Aermel und Halsausschnitt noch mit Zackenbördchen verzieren. Fünf hübsche Knöpfe bilden den Schluß des Leibchens. — Eine Schürze, abweichend in der Farbe ist kleidsam und praktisch zugleich. Erforderlich sind 85 cm Stoff. Der Schürzenteil ist 65:85 cm groß und wird an den Seiten schmal, am unteren Rande etwa 5 cm breit gesäumt, oben wird der Stoff eingereiht und in ein 35 cm langes und 12 cm breites Bündchen, das doppelt gelegt wird, gefaßt. 75 cm lange, 10 cm breite, doppelt gelegte Bänder werden an das Bündchen genäht. Während des Schneiderns dürfen wir nicht verträumen, des öfteren anzuprobieren, damit unsere hübe Mütze auch zum Schluß durch einen tadellosen Sitz belohnt wird.

Leni Klose-Sellschopp.

Ein neues Einkochglas



(Deike M.)

Die Reihe der Einkochgläser wird durch eine Neuerscheinung erweitert, die Aufmerksamkeit verdient. Allen Hausfrauen sind die kleinen Glasbeschwerer bekannt, die auf das Einkochgut gelegt werden, um das Hochsteigen desselben zu hindern. Bekanntlich hat die Füllmenge das Bestreben, an die Oberfläche der Einkochflüssigkeit zu steigen, und dadurch verlieren vor allen Dingen Früchte an Farbe und Saft. Zu den neuen Einkochgläsern gehören solche Beschwerer oder Haltescheiben, und zwar sind diese so eingerichtet, daß sie unter einen im Innern des Glases befindlichen vorspringenden Glasrand greifen und fest gehalten werden. Eine Drehung genügt, und sie liegen unter dem Glasring und können sich nicht ohne weiteres heben. Um das Einsetzen und Herausnehmen der Haltescheibe zu ermöglichen, ist diese mit einem aufgesetzten Glasbecherchen versehen, der als Griff dient und auch wohl als Schälchen für das sehr gebräuchliche Abbrennen von Alkohol über dem Einmachegut zu verwenden ist. — Eine weitere Neuerung zeigen die Gläser durch ihren eigenartigen Rillenverschluß. Weder Glas- noch Deckelrand sind geschliffen. Der Gefäßrand hat eine tiefe Rille, über die der übliche Gummiring gelegt und durch den Deckelrand in die Rille gepreßt wird. Auf diese Weise entsteht eine doppelte Dichtungsfläche. Diese Vorteile dieses neuen Glases erscheinen einleuchtend. Sie werden im Laufe des Sommers recht reichlich Gelegenheit haben, sich zu bewähren.

Wachstuch im Reisekoffer!

Ein paar Tips für die Ferienfahrt

Wachstuch ist nicht nur praktisch und appetitlich, sondern in seinen neuzeitlichen Mustern auch schön und abwechslungsreich; lustig getupfelt, gestreift, in leuchtenden Farben. Seinem Küchenputztuchdasein auf Küchentischen und Speisekammerregalen entwachsen, bildet es heute das Material für entzückende Modeneuheiten, die anspruchsvoll und praktisch zugleich und so recht für die Reise geeignet sind. Selbstgemacht sollen sie sein, weil es Spaß macht und Sparen hilft, denn Wachstuch ist ein geschmeidiger, leicht zu verarbeitender und billiger Werkstoff. Was könnte man nun für eine Reise gebrauchen? Erst mal eine

Badetasche.

Aus farbig leuchtendem Wachstuch werden vier gleichgroße Quadrate oder Rechtecke zugeschnitten. Nicht zu klein, denn die Tasche soll genügend Fassungsvermögen haben. Je zwei Teile legt man rechts auf rechts aufeinander, klappt drei Seiten zusammen, wendet das Innere nach außen, und näht die noch offenen Ränder überwendlich zusammen. Jetzt sind zwei doppelstöckige Wachstuchtaschen entstanden, die nun wieder an drei Seiten zusammengenäht und so zu einer Tasche verbunden werden. Eine farblich passende Schnur bildet den Henkel und ein oben quer eingenähter Reißverschluß vollendet das Ganze. Aber auch ohne eingefaßten erfüllt die Tasche ihren Zweck. Sie bietet den großen Vorteil, daß man die noch nassen Badesachen hineinlegen kann, ohne das Durchdringen der Feuchtigkeit befürchten zu müssen.

Nützlich und nett ist auch das

Reisenecessaire aus Wachstuch.

Hierzu sind zwei lange, rechteckige Wachstuchstücke nötig, die wieder, wie oben beschrieben, doppelt aufeinander genäht werden müssen. Aus einem etwa 5 cm breiten Wachstuchband näht man verschieden große Taschen ein, die zur Aufnahme von Bürsten, Kämmen, Zahnbürsten, Seifendosen, Fläschchen usw. dienen. Dann rollt man das ganze zusammen und verschließt es mit einem Druckknopf.

Noch vielerlei kleine Behältnisse lassen sich aus Wachstuch für den Reisekoffer anfertigen: runde oder viereckige Täschchen für Waschlappen, Schwammbeutel, Schuhhüllen . . . Schnell sind sie genäht, und lange erfüllen sie ihren Zweck. Und außerdem sehen sie ganz reizend aus. Jetzt noch etwas Besonderes:

Reisefissen und Handtaschen

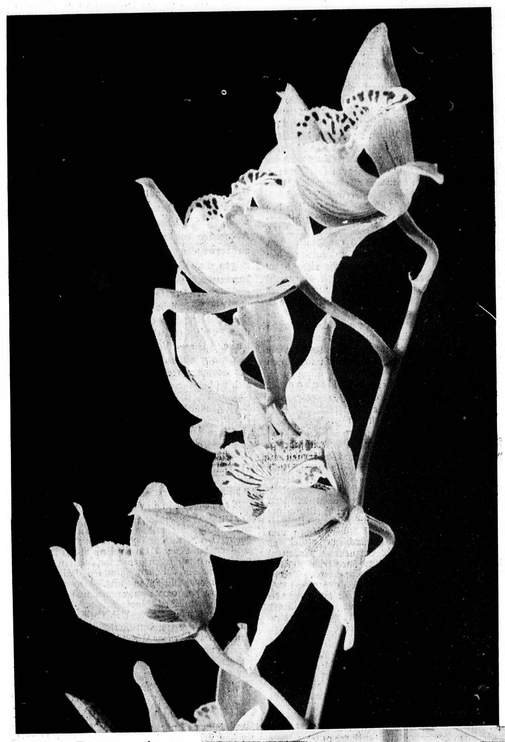
in einem.

Zwei 50 cm lange und 30 cm breite Rechtecke werden zu einer Kissenhülle zusammengenäht. Dieses Kissen stopft man nicht zu dicht mit Seegras oder Watte aus, näht an jeder Schmalseite einen Henkel an, klappt es kaschenförmig zur Hälfte zusammen, schließt es seitlich mit großen Druckknöpfen: die Tasche ist fertig, in der man allerlei Reiseproviant verstauen kann, und die dann, auseinandergeknöpft, ein weiches Sitzkissen ergibt.

##

Wie ein Traum so schön ...

Ein Blick in die größte Orchideenkultur des Kontinents



Cymbidium Tracyanum, eine an den Südabhängen des Himalaja in Höhen von 1500 bis 3000 Meter wachsende Stammpflanze.

Die Kreuzung einer seltenen Orchideenart aus Honduras, Brassavola Digbyana mit einer in der Nähe der Stadt Mendeli in Guatemala wachsenden Pflanze entsprang die zartlilafarbene Brasso-Cattleya Digbyano-Mendeli.
Fotos (3): Dr. Hans Franz.

Berühmt als eines der Zentren der europäischen Filmindustrie ist Neubabelsberg aber auch in einer stilleren Welt als der der Tonfilmapparaturen und Jupiterlampen, in der Welt der Blumenfreunde ein Begriff; befindet sich doch dort die größte Orchideenkultur des Kontinents.

In zwölf großen Gewächshäusern mit einer gesamten Nutzfläche von 3.500 qm werden hier die kostbarsten Blumen der Welt gezogen. Ein Gang durch das Labyrinth der weitläufigen, untereinander zusammenhängenden Glashallen führt uns durch den Tropengürtel rund um den Erdball. Denn über alle tropischen Länder der Erde verstreut, finden wir die eigenartigen und vielgestaltigen Blütenwunder der Orchideen. Aus den Urwäldern Afrikas führen uns ein paar Schritte an die Südabhänge des Himalaja. In der nächsten Halle leuchten uns die kostbaren Gewächse der schwülen Niederungen von Britisch-Indien entgegen. Im Weiterwandern umfängt uns plötzlich Kühle, wohltuend auf die feuchte Hitze tropischer Ebenen. Es ist die frische Luft, die über die steilen Gebirgshänge von Guatemala streicht, auf denen bis in Höhen von 4000 m die seltsamen Pflanzen ihre Farbenpracht entfalten.

Orchideen sind sogenannte „Epiphiten" oder Baumbewohner In den Gewächshäusern werden sie z. T. direkt auf Baumrinde, z. T. auch in hängenden Lattenkästchen gezüchtet.

Der Phantastik ihrer Blüten entspricht die Klangfülle der Namen, die man den Orchideen gegeben hat, wie: Dendrobium Chrysotoxum, Odontoglossum Pescatorei, Diteidium pulvinatum und Cypripedium oilosum.

Aber nicht nur „Stammpflanzen" direkt aus dem Mutterlande eingeführt, finden wir in Neubabelsberg, sondern auch die blühenden Ergebnisse jahrzehntelanger kunstvoller Kreuzungsversuche. Diese gelangen nicht nur mit Pflanzen aus derselben Gegend, sondern auch mit Stammeltern, die weit voneinander entfernt beheimatet sind. So hat man eine sehr seltene Orchideenart aus Honduras, Brassavola Digbyana, einer Pflanze aus der Nähe der Stadt Mendeli in Guatemala vermählt. Der Bastard, der die Schönheiten seiner Stammeltern in einem neuen Blütenwunder vereinigt, stellt sich vor als: (Brassavola Digbyana) Mendeli. So kommt es, daß die 12.000 Pflanzen der Orchideenkultur in Neubabelsberg 1.200 verschiedenen Arten angehören, die alle eine individuelle Behandlung verlangen.

Mühevoll und langwierig ist der Weg vom Samen zur blühenden Pflanze. Die „frühelte Kindheit" verleben die Orchideen in der Retorte des Laboratoriums, ihr erster Betreuer ist der Chemiker und Pflanzenbiologe. Eine halbe Million Samen, einer einzigen Frucht entstammend, wird im Laboratorium in sterilisierte Glaskolben gebracht. Diese Samenkolben werden zuvor testweise mit Nährgelatine gefüllt, die aus Agar Agar gewonnen wird, eine Seealge von den Küsten Japans und Javas. Dieser Gelatine werden die Nährstoffe der künftigen kleinen Pflänzchen, Phosphor, Stickstoff und Magnesium, beigefügt. In den Kolben luftdicht verschlossen, keimen bei 22° Celsius die Samen nach ungefähr 8 Tagen. Winzig kleine grüne Blättchen schimmern an der Oberfläche der milchigweißen Gelatine. Nach einem Jahr werden die kleinen Pflanzen der Obhut des Gärtners anvertraut. Kinder des verschwenderisch üppigen Bodens der Tropen, bedürfen die Orchideen in unseren Breiten sorgsamster Pflege und steter Ueberwachung. Den Samenkolben entnommen, werden je 300 Altersgenossen gemeinsam in die für die zarten Geschöpfe besonders zubereitete Erde eines Blumentopfes verpflanzt. Alle vier Monate werden die Pflänzchen umgesetzt, um am Ende des zweiten Jahres zum erstenmal — jedes für sich — in eigenes winziges Töpfchen gesetzt zu werden.

Im Winter darf die Temperatur in den Gewächshäusern nie unter 18—20° sinken; im Sommer allerdings gibt es tropische Temperaturen, wenn die Sonne auf die Glasdächer niederbrennt. Die Orchideen brauchen aber nicht nur Wärme zu ihrem Gedeihen, sondern auch Licht. Deshalb dürfen Stammpflanzen nur im Frühjahr und Frühsommer aus Uebersee eingeführt werden, sollen sie im hellen Teil des Jahres noch genügend Zeit finden, Wurzel zu fassen. Trotz ihres Lichtbedürfnisses sind die Pflanzen jedoch sehr empfindlich gegen direkte Sonnenbestrahlung. Mit riesigen, auf den Glasdächern liegenden Matten werden die Pflanzen nach Bedarf „schattiert". Zwei- bis dreimal am Tage werden sie bespritzt und ein- bis zweimal wöchentlich gegossen. So leben sie in der ihnen gemäßen Luftfeuchtigkeit, ständig umsorgt und betreut, bis nach 6 bis 8 Jahren mühevoller Pflege die Orchidee das erste Mal blüht.

Von den Neubabelsberger Gewächshäusern wandern die Blütenwunder in alle Welt. Vorwiegend sind es die Kreuzungen, die im Ausland gerafft sind und es mag wohl einmal vorkommen, daß irgendwo in den Tropen eine „Neubabelsberger Orchidee" im Heim eines Pflanzers den Schwestern ihrer Stammeltern begegnet.

Dr. H. Franz.

Haus, Hof und Garten

Dasselbekämpfung – eine dringende Notwendigkeit gegen Häuteschäden

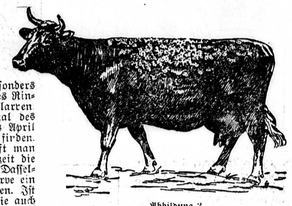


Abbildung 2
Stark mit Dasselbeulen behaftetes Rind

Auf der Ausstellung „Grüne Woche" in Berlin konnte man dasselbeschädigte Häute betrachten. Die Häute waren zur weiteren Lederverwendung einfach unbrauchbar. Hier erkannte man so recht, welche Notwendigkeit das Gesetz zur Bekämpfung der Dasselfliege vom 7. Dezember 1938 war. Unsere Rohstofflage läßt es heute auch einfach nicht zu, daß wir uns durch ein Insekt Werte zerstören lassen, ganz abgesehen davon, daß der Dasselbefall für die Rinder eine Plage ist, die sich so sehr auswirkt, daß das Jungvieh im Wachstum zurückbleibt und die Kühe ihre Milchleistungen verringern.

Die Entwicklung der Dasselfliege zeigt deutlich den Weg der von ihr verursachten Schädigungen: Im Juni und Juli hat die Dasselfliege ihre Schwarmzeit und legt an besonders heißen Tagen ihre Eier auf der Haut des Rindes ab. Hier entwickeln sich die Dasselmaden. Im Schlunde und im Rückenmarkskanal des Weidevieh's kann man von Juli ab bis April nächsten Jahres die jüngsten Larven finden. Auch unter der Haut des Rückens trifft man etwa sechs Monate nach der Schwarmzeit die Dasselmaden, wo sie heranwachsen und Dasselbeulen hervorrufen. Nun bohrt jede Larve ein Loch durch die Haut, um atmen zu können. Ist die Larve ausgewachsen, so entschlüpft sie auch durch dieses Loch, fällt zu Boden und verpuppt sich in der Erde, um nach etwa vier Wochen als Dasselfliege hervorzukriechen.

a Weibliches Insekt, b Tönnchenpuppe, c d erwachsene Larven von unten und oben, e junge Larve

Da die Bekämpfungsmaßnahmen nicht energisch genug durchgeführt werden können, um diesem Schädling das Handwerk zu legen wurde in diesem Jahr die Verordnung zur Durchführung und Ergänzung des Gesetzes zur Bekämpfung der Dasselfliege erlassen. Hier ist insbesondere verordnet, daß Abdasseler, zur Abdasselung ausgebildeter Personen, bestellt werden, die die Untersuchung der Viehbestände auf Dasselbefall sowie die Abdasselung selbst vornehmen. Jeder Herdenbesitzer ist verpflichtet, sich darum zu kümmern, daß sein Rinderherde frei von Dasselarven ist. Die Abdasselung auf der Weide und die Nachdasselung müssen jetzt noch sorgfältig durchgeführt werden. Im nächsten Frühjahr muß die Abdasselung bereits vor dem Weidegang zum ersten Male erfolgen. Es hat sich gezeigt, daß die Einzelbehandlung des Tieres durch die mechanische Methode oder die Ganzbehandlung durch genormte Waschmittel bei sorgfältiger und richtiger Anwendung sich bewährt haben. Jeder Tierarzt gibt die notwendigen praktischen Unterweisungen zur Dasselbekämpfung.

Lbs.

Blumenpflege im Juli

Wie es jetzt blüht auf den Balkonen all, überall! Auf diesen Sommerfesten der gartenlosen Stadtbewohner. Doch diese Blütenfülle bleibt uns bis zu den schönen Herbstabenden nur dann erhalten, wenn wir gerade jetzt im Hochsommer die Balkonblumen gut pflegen. Man gieße sie (selbstredend nicht die vorübergehenden Mitbürger) jeden Tag regelmäßig und überspräße sie außerdem abends und morgens mit abgestandenem Wasser. Wir verabreichen ihnen jetzt alle acht Tage bis Mitte August eine Kraftbrühe aus einem der käuflichen Blumendünger und entfernen stets alle abgeblühten Blumen. Gegen die starken Sonnenstrahlen müssen wir unsere grünen Hausgenossen auf dem Balkon schützen. Stellen sich aber Läuse auf ihnen ein, dann vertreiben wir diese lästigen Besucher schleunigst mit einem der käuflichen Mittel bei trüber Witterung.

Wenn wir jetzt im Hochsommer ein Zwiegespräch mit den Pflanzen im Garten halten könnten, dann würden viele von ihnen sich bei uns beklagen, weil sie Durst leiden. Wasser ist ja für alle Wesen ein Lebenselement, besonders aber für die Pflanzen, weil sie den größten Teil ihrer Nahrung nur in flüssiger Form aufnehmen können. Darum wässern wir unsern Garten im Sommer regelmäßig und gründlich. Gründlich wässern heißt so stark gießen, daß die Erdschicht, in der sich die Wurzeln — besonders der nicht tiefwurzelnden Pflanzen — befinden, vollständig durchnäßt wird. Auch die Gartenwege überspritzen wir

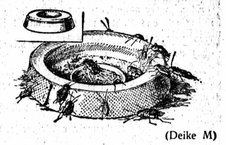
mit; denn die dadurch erzeugte Luftfeuchtigkeit tut den Pflanzen auch gut. Im Sommer wässern wir den Garten am richtigsten des Abends; wenn es aber sehr heiß ist, dann außerdem noch des Morgens. Wenn die Sonne stark scheint, können wir wohl den Rasen bespritzen; aber auf den Blättern der anderen Gartenpflanzen entstehen dann leicht Brennflecke. Die im Herbst und im Frühjahr gepflanzten Bäume und Sträucher freuen sich besonders über feuchte Luft. Darum bespräßen wir ihre Oberkörper an jedem warmen Tage mindestens ein Mal.

Die wichtigste Sommerarbeit ist das flache Durchhacken aller Beete, auf denen Einjahrsblumen, Rosen, Stauden, Gemüse, Bäume oder Sträucher stehen. Noch besser ist ein Scharren mit einem der neuen Gartengeräte, so ähnlich, wie es die Hühner tun. Dieses Scharren nehmen wir vor allen Dingen nach starkem Wässern oder nach starkem Regen vor, weil diese flach gelockerte Schicht dann die untere feuchte vor schnellem Austrocknen schützt. Durch dieses Auflockern verhindern wir zugleich das Aufkommen von Unkraut.

Wollen wir im Herbst oder im Frühjahr in den Gärten Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht, Tausendschönchen, Silenen oder Malvenpflanzen, dann ist es jetzt die richtige Zeit, sie in flachen Kistchen oder Schalen auszusäen. Diese Aussaaten stellt man an einen schattigen, geschützten Ort, am besten mit einer Glasscheibe überdeckt, und hält sie mäßig feucht.

Wirksame Bekämpfung von Küchenschaben ohne Kammerjäger

Es ist nicht nur der Ekel, den das Vorhandensein der Küchenschaben hervorruft, es ist auch der wirtschaftliche Schaden, den dieses unangenehme Ungeziefer durch seine Freß- und Zerstörungssucht anrichtet, der eine Bekämpfung der Tiere erfordert. Alle Versuche, die Schaben wegzufangen, scheiterten bisher an der Fähigkeit der lästigen Käfer mit Hilfe ihrer mit Haft- und Saugballen versehenen Füße, sich an den glattesten und steilsten Flächen fortbewegen zu können. Endlich ist es gelungen, eine Fangschale aus Steinguz zu konstruieren die mit einem bestimmten Präparat als Köder versehen, die Haftfähigkeit der Tiere lähmt und sie in der Schale festhält. Außerdem sterben die Tiere in dem Gefäß sehr schnell, da die Zusammensetzung des Lähmungspräparates in die Atmungsorgane der Tiere eindringt und zugleich ihre Hautporen verschließt. Diese Falle und ihre Präparate, die übrigens völlig giftfrei sind, hat bereits auch von Fachstellen anerkannte Erfolge erzielt und wird von letzteren warm empfohlen. Ein Deckel, der die Schale verschließt und die Außenwände des Gefäßes dauernd feucht hält, kommt der Gier der Tiere nach Wasser entgegen. Dieser Apparat eignet sich auch zur Beseitigung von anderen kriechenden Tieren, wie z. B. Silberfischchen, Ameisen, Ohrwürmer und dergl.



(Deike M)

Wer sich für das nächste Jahr Pelargonien und Fuchsien anziehen möchte, der kann jetzt von ihnen Stecklinge machen. Man schneide diese so von den Mutterpflanzen ab, daß die Schnittfläche der Stecklinge sich an einem schon etwas verholzten Stengelteil befindet. Wir stecken die Stecklinge nur so tief, daß sie sich halten können, in etwas sandige Erde an den Rand eines Blumentopfes und stülpen ein Glas über diesen Topf. Die Erde des Stecklingstopfes halten wir mäßig feucht. Bald werden die Stecklinge Wurzeln geschlagen haben, was sie uns durch das Entfalten neuer Blätter anzeigen werden.

Kampf dem Verderb:

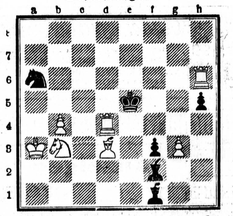
Butter schützt man vor Verderb, indem man sie in einem zugedeckten, undurchsichtigen Gefäß aufbewahrt. Die Tonbutterdose mit Wasserstülpung erhält Butter besonders frisch. Fette bewahre man in Steinguttöpfen auf.

Brotreste ergeben, in Wasser gekocht, mit Zitronenschale gewürzt, Rosinen oder Korinthen hinzugefügt, die schmackhafte, sättigende Brotsuppe. Geriebene Brotreste werden auf dicke Milch gestreut.

Irrt die Schöpfung?

Zählt sie zweiundreißig Zähne wachsen, wenn der Mensch mit weniger ebensogut auskommt? Gewiß nicht! Die gute Funktion unseres Kau-Apparates ist für unser Allgemeinbefinden von ausschlaggebender Bedeutung. Wir brauchen alle unsere Zähne. Deshalb sollten wir nie vergessen, daß sie auch uns brauchen: unsere Pflege. Regelmäßige Pflege mit Chlorodont, der zuverlässigen Zahnpaste, erhält die Zähne gesund bis ins hohe Alter. Seinen guten Ruf verdankt Chlorodont seiner hohen Qualität.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (13): Weiß (7). Kas; Ld4; Sf3; Td4 und g6; Bb4 und g3. — Schwarz (6); Ke5; Lf1 und f2; Sa6; Bf5 und h5.

Ergänzungsrätsel.

Nach Ergänzung der angedeuteten Zeichnungen ergeben die Anfangsbuchstaben der Gegenstände in den einzelnen Vierecken, fortlaufend gelesen, ein Turngerät.

Illustriertes Kreuzworträtsel

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silbenrätsel

Aus den 28 Silben:

auf — bat — berg — da — — de — die — e — e — es — fer — gon — gu — in — lus — man — me — nor — ra — ra — ral — re — ruhr — sel — sra — te — tran — tren — ung

sind zehn Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Redekampf. 2. Berg in Thüringen. 3. hyanischer Tanz. 4. Stern erster Größe. 5. öffentliche Zusammenrottung. 6. Gesinnungsfestigkeit. 7. Bekenntnis bindender Gemeinschaft. 8. Gewürzkraut. 9. französische Landschaft. 10. Provinz und Stadt in Italien.

Nach richtiger Bildung ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben den Namen eines beliebten und bekannten Märchenbuches.

Zusammenstellaufgabe

Ara — Baum — Esse — Gala — Ger — Lack — Log — Oft — Po — Thea

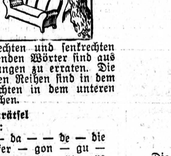
Je zwei der vorstehenden zehn Wörter, richtig aneinandergefügt, müssen ein neues Wort (Hauptwort) ergeben. Wie lauten diese?

Gegensatzrätsel

Zu den nachstehenden je zwei Wörtern suche man die Gegensätze. Ein jeder von diesen muß ein zusammengesetztes Hauptwort ergeben:

1. hier flach — 2. Bach früh — 3. schlecht hatten — 4. her schwarz — 5. ging aus — 6. Mit Schwachheit.

Labyrinthaufgabe



Die 36 Buchstaben:

a — a — a — a — e — e — e — e — e — e — f — f — g — h — i — k — k — l — m — n — o — o — p — v — y — y — y — r — r — r — s — s — t — u — w

sind in die vorstehende Figur so einzustellen daß sie Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1—2 Bad in Belgien, 2—3 Stadt im Freistaat Sachsen. 3—4 Lebensbund. 4—5 einmastiges Fahrzeug 5—6 Felsbank 6—7 ungehobelter Mensch 7—8 männliches Kleidungsstück. 8—9 Südfrucht, 9—10 militärischer Rastort, 10—11 Kirchenchor.

Tätigkeitsrätsel

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
					2	4	1	6	7	
		3	8		9	10	11	6		
					4	2	3	11	6	
			5		7	8	1	1	6	
				6	7	8	9	10		
					7	8	3	4		
				8	1	1	6	7		
	10	6	3	8	1	1	6			
		10	2	3	4	6	1			
	11	7	2	8	3	6	7			

urteilt. raubt. Briefe. schreibt. dichtet. zirpt. studiert. meidet. rauscht. schmückt. bringt Geld. reitet.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Sb5—c7, . . ., Lb5×b4; 2. Sc7×b5†, Ke3—f3; 3. De2—g2 matt. a) 1. . . . Ke3×b4; 2. De2—e2, . . . beliebig; 3. S gibt matt.

Ordnungsrätsel: Der beste Mensch wird manchmal zornig, / Kein Liebespaar kann immer kosen — / Die schönsten Rosen selbst sind dornig, / Doch schlimm ihre Dornen ohne Rosen.

Mathematische Aufgabe: Die Handwerksburschen wechseln 14mal und benötigen ebensoviel Zeit, als wenn sie das Rad nicht gehabt hätten; denn da der eine immer warten mußte, bis der andere ihn eingeholt hatte, so ging der Vorteil, den das Radfahren brachte, verloren, es war also ebenso gut, als ob sie beide gegangen wären.

Rätsel: die Stirn.

Silbenrätsel: 1. Ausdee. 2. Nobel, 3. Dumas. 4. Kalmit. 5. Quer. 6. Ell. 7. Plantagern. 8. Remscheid. 9. Asplomb. 10. Erpe, 11 Niger. 12. Koburg — Andree, Fraenkel, Strindberg.

Rätsel: Der Stiefelknecht.

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Wurst Fell. Lab. Eiche. — Senkrecht: Herz. Wolle. Trave. Acht. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Bilderrätsel: Der Mai des Lebens steht nicht lang in Blüte.

Schwer zu machen

Papa sitzt da und liest Zeitung, während Fritzchen auf dem Teppich spielt. Plötzlich ruft Fritzchen:

„Papa, da oben an der Decke krabbelt eine Spinne!"

Meint Papa: „Tritt sie tot und laß mich in Ruhe!"

(Neue J. Z.)

*

Kinder stritten sich.

Der eine Junge lief trotzig davon.

Der andere blieb zurück und weinte bitterlich.

„Wein' doch nicht, Willi! Du wirst schon wieder einen anderen Freund bekommen!"

Willi weinte lauter: „So einen nicht! Sein Vater war Konditor!"

*

Die kleine Josephine darf beim Tischdecken helfen.

„Mutti", sagt sie, „ich habe das Fleisch schon auf die Anrichte gestellt!"

„Aber, Kind", sagt Mama, „die Katze ist doch im Eßzimmer!"

„Weiß ich, Mama", ruft Josephine, „aber ich hab' schnell das Licht ausgeknipst, damit sie's nicht sieht!"

(Le Rire.)

*

„Aber, Kind! Du fragst und fragst — weißt du denn nicht, daß schon mal ein kleines Mädchen an Neugierde gestorben ist?"

„Vati, was wollte denn das kleine Mädchen wissen?"

(Allgemeiner Wegweiser.)

*

Der Lehrer erkundigt sich nach den Berufen der Väter seiner Schüler und fragt: „Heinrich Meyer, was ist denn dein Vater?"

„Er ist krank!"

„Ich meine, was er tut?"

„Er hustet."

„Und was tut er, wenn er gesund ist?"

„Dann hustet er nicht."

„Aber Junge, begreifst du denn gar nicht? Ich will wissen, was dein Vater ist, wenn er nicht krank ist, nicht hustet und nicht im Bett liegt?"

„Dann ist er gesund, Herr Lehrer!"

*

„Karlchen, ich glaube, du bist es gewesen, der dem Papagei so viele häßliche Ausdrücke beigebracht hat!"

„Ausgeschlossen, Papa, ich habe ihm nur immer wieder genau die Worte gesagt, die er nicht sprechen darf!"

(Nachtausgabe.)

*

Großmutter: „Als ich jung war, sparte man sein Geld im Strumpf!"

Enkelin: „Aber Großmutter, gerade da, wo es jeder sehen kann?"

Zwei Tippelbrüder

„Was tätest du, wenn du das Große Los gewinnen würdest?"

„Ich würde zunächst die harten Bänke in den Anlagen polstern lassen."

*

„Bitte, möchten Sie diese Blumen bei Mac-O'Connor abgeben!" sagt ein breit gebauter rieziger Mann zum Pförtner des Krankenhauses.

„Hier liegt ja gar kein Patient dieses Namens, mein Herr!"

„Das weiß ich; er wird erst heute nacht eingeliefert. Ich bin sein Gegner im Boxkampf heute abend!"

(Neue J. Z.)

*

Er: „Du hast mir ja nur ein Stück Zucker in den Kaffee getan?"

Sie: „Woher weißt du denn das?"

Er: „Ich kann es sehen."

Sonnenstiche

Ein Zauberer, der seinen Trick vergessen hat.

Vor der Katastrophe

„Hast du nie gehört, daß man Hitze mit Hitze vertreiben soll?"

„Du sollst doch nicht den großen Ventilator anstellen!"

Eisblumen im Sommer: Da biste platt!

Deutlich

„Sie verwalten von heute ab die Portokasse", sagte der Chef zum Lehrling. „Und wenn Sie über irgend etwas nicht Bescheid wissen — auf dem Regal steht das Strafgesetzbuch."

Nicht gut möglich

Eine hochfahrende alte Dame betritt ein Geschäft für Rundfunkapparate und läßt sich herablassend einige Typen vorführen.

„Wie gefällt Ihnen der Apparat?" fragt der Verkäufer schließlich.

„Na, es geht so; ich finde, die Vorkriegsapparate waren doch ganz entschieden besser!"

*

„Aber ich dachte . . .", warf die Stenotypistin schüchtern ein.

„Sie sollen nicht immer denken!" schnauzte der Chef. „Sie werden dafür bezahlt, daß Sie Diktate niederschreiben, ohne etwas von sich aus wegzulassen oder zuzufügen!"

Am gleichen Abend wurde ihm folgender Brief zur Unterschrift vorgelegt:

„Sehr geehrter Herr Meyer — Meyer mit ey — das ist der, dessen Vater Hausierer war. Bezugnehmend auf Ihren Brief vom — das Datum ist bei der Klaue natürlich nicht zu entziffern — mache ich Ihnen folgendes Angebot: He, Kritze, es handelt sich um Meyer, wieviel sollen wir aufschlagen? 25 v. H. Nein, schreiben Sie 35. Also 45 Reichsmark pro Zentner. In Erwartung Ihrer geschätzten Aufträge zeichne ich hochachtungsvoll — Gott sei Dank, das wäre geschafft!"

*

Ein kleiner Diplomat

Herr Wendorf traf seinen alten Freund Becker und dessen fünfjähriges Söhnchen auf der Straße.

„Wie heißt du denn?", fragt er den Jungen.

„Reinhard!"

„So — — und wo wohnst du?"

„Das sage ich nicht", antwortete der Junge, „es kommt schon sowieso soviel Besuch zu uns!"

(Allers Familj Journal.)

Im Gegenteil

Der Richter sah den Angeklagten streng an: „Sie haben schon eine ganze Reihe Strafen hinter sich. Sie haben zwei Monate bekommen für Diebstahl, drei Monate für Betrug, fünf Monate für Wechselfälschung, 50 Mark Strafe für Beleidigung.

Hier unterbrach ihn der Angeklagte: „Nein, Herr Richter, die habe ich nicht bekommen, die mußte ich selbst bezahlen!"

(Berlingske Söndag.)

Aufrichtige Liebe

„Herr Bankdirektor", sagte der junge Mann zitternd, „Sie sind steinreich, und ich bin arm. Aber mein Gefühl für Ihre Tochter ist so stark, daß ich nicht ohne sie leben kann. Liebe steht über allem, über Reichtum und Armut. Ich flehe Sie an, machen Sie mich glücklich, geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau!"

Der Vater war gerührt. „Welche von meinen Töchtern wollen Sie denn heiraten?", fragte er.

„Oh, mein Herr, das ist mir ganz gleich, das überlasse ich vollständig Ihnen!", gab der junge Mann zur Antwort.

(Oslo Illustrert.)

*

Gelegentlich eines Diplomatenessens saß die Frau eines Gesandten neben Bismarck. Sie wollte ihn aus diplomatischen Gründen für sich einnehmen. Die Unterhaltung war sehr angeregt. Zuerst nannte sie ihn „Durchlaucht", dann „Lieber Fürst" und schließlich, als die Stimmung schon sehr fortgeschritten war, nur noch „mein lieber Bismarck!" Bismarck hatte sie aber genau durchschaut, sah sie mit liebenswürdigem Lächeln von der Seite an und sagte leise: „Gnädige Frau, mein Vorname ist Otto!"

(Forcelle.)

*

In dem Museum zu H. liegt ein Buch auf, in das die Besucher Namen und Grund ihres Besuches eintragen sollen.

So konnte man neulich lesen:

„Rentier J. aus P., weil's draußen regnet!"

(Die Muskete.)

*

„Herr Doktor, was ist das für ein Unterschied zwischen Rheumatismus und Gicht?"

„Klemmen Sie mal Ihren Daumen in einen Schraubstock und schrauben Sie zu, bis Sie es nicht mehr aushalten können. Das ist Rheumatismus. Dann drehen Sie noch einmal herum. Das ist Gicht."

*

„Herr Kandidat, was ist Uranium?"

— — —

„Herr Kandidat, was ist denn Helium?"

— — —

„Das wissen Sie auch nicht? — Ich gebe Ihnen also eine letzte Möglichkeit: Was ist der Unterschied zwischen Uranium und Helium?"

(Korallе.)

*

Hilfsbereit

Junge Dame: „Glauben Sie, Herr Doktor, daß in einem Kuß Bazillen sind?"

Junger Arzt: „Wenn Sie erlauben, stelle ich es gleich einmal fest!"

(Journal Amusant.)

*

„Herr Ober, vielmal habe ich Sie schon gerufen! Haben Sie denn keine Ohren?"

„Doch, mein Herr . . . ganz delikat heute . . . mit Erbsensuppe!"

*

Das junge Mädchen beichtet inbrünstig: „Ich erliebe ja nichts für mich, aber bitte, sorge doch dafür, daß meine Mutter einen Schwiegersohn bekommt!"

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!

Kaufe bar und spar'!
Billige aber zuverlässige Uhren
m. Garantieschein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. gepreßt., 36stünd. Aufzw. 1.90
Nr. 4. Versilbert. Ovalbügel, 2 Goldränder . . . M. 2.30
Nr. 5. Besseres Werk, flache Form. M. 3.40
Nr. 6. Sweepsecond-Uhr, 3 Deck., vergold. 4.90
Nr. 8. Dto., elegantes 6,40, besseres Werk 7.40
Nr. 55. Dto., Armbanduhr, vernickelt, mit Lederarmband . . . M. 2.60
Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Klipshand . . . M. 4.—
Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. f. Gehäuse
Für Damen, mit Klipshand . . M. 5.90
Für Herren, viereckige Form. M. 6.90
Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, ½ stündl. Kuckuckrufend M. 2.50
Weckeruhr, gutes Werk M. 1.70
Nickelkette - 25. Doppelkette, vergoldet, M. - 70. Kapsel M. - 25.
Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen od. Herren, 18kar. vergold., einschl. Monogramm M. 1.10
Nr. 614. Siegelring, 8eckige Platte, M. 1.30
Nr. 2803. Siegelring, moderne Form. 1.40
Freundschaftsring - .90
Trauring, Doublé 1.20
Doublé-Ring mit Simili M. - 80
Als Ringm. Papierstr. eins. - Vers. geg. Nachn.
Jahresversand 30 000 Uhren, 20 000 Ringe.
Katalog gratis u. unverbindlich
Fritz Heinecke, Braunschweig 49

Asthma ist heilbar
oder wenigstens vorübergehend zu bessern, wenn es gelingt, die überempfindlichkeit der Atmungsschleimhaut gegen die asthmaauslösenden Reize und die krampfbereitschaft des vegetativen Nervensystems herabzusetzen. In dieser Richtung wirkt und hat sich trefflich bewährt das „Silphoedalin". Es ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. — Kein Einbrennmittel von vorübergehender Wirkung, sondern eine Wirkstoffe-Kombination zur gründlichen Beseitigung von Asthmaleid und Anfälligkeit der Atmungsschleimhaut, daher auch von nachhaltigem Erfolg gegen Husten, Verschleimung, Katarrhe, Bronchitis bei Jung u. Alt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoedalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 60 Tabl. RM. 2.21 in allen Apotheken, wo nicht, dann Versandapotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interess., illustr. Aufklärungsschrift S 305 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Ochsinger Lotzbuch!
107 Seiten
Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Nehmen Sie bitte bei allen Beschwerden Unfragen, Bemerkungen usw. auf d. Anzeigen i. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

Hastreiter's Kräuterkur gegen Kropf u. Basedow
Tee zum Trinken und Umschläge
Unschädl. u. äußerst. Beri. Sie kostenlos Broschüre Nr. 2
Heide. Hastreiter Gauting bei München

Badeanzug für Dicke
Nein — lieber schlank und elastisch bleiben. Darum auch im Sommer stets den bewährten
Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee
Auch in Tabletten: DRIX-TABLETTEN

Herdfeger putzt schnell und gründlich

Herrenrad RM 29.-
Herrenrad . . . 36.-
Motorfahrrad Frontschnitzel Lichtanlage 148.-
Katalog mit interess. Denkaufgabe kostenl.
E. & P. Sticker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Gute Musik
Komplett 12 Register
HANDHARMONIKAS
mit Preisliste gratis
HEROLD & Co
KLINGENTHAL i. Sa. 15
KATALOG KOSTENLOS
H. HANDHARMONIKAS.
IN EIGENBRUNDFELLER ART

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Raucher
Echte Abyssinierpfeife Prämiert gold. Medaille Geschnitzte Köpfe in Gold Nürnberg 5 M 46

Kathol. Ehe
dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vermittlung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jahrl. mehrere 1000 Mitglieder Streng diskret. Zusendungen.
Neuland-Verlag R Herne 1. W. Mühlenstr. 7

Heirat
-suchende zahl. nach der Eheschließung d. Honorar. Diskr. reell. Vermittl. all. Kreisen von u. nach sämtl. Ort. Deutschlds. Leuther, Köln 24, Lüttich. Str. 49

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 1. VJ. 37: 35 595. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

6. Jahrg. – Nr. 28 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 11. Juli 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Das Sternblumenmädchen

Von Felix Riemkasten

Ich mußte wohl gerade in dem Augenblick gekommen sein, als Mann und Frau sich wenig liebenswürdige Worte zu sagen hatten. Der Mann sah rechtschaffen finster und verdrießlich aus, und die Frau schien empört zu sein.

„Also, Kinder, was habt ihr?"

„Es ist geradezu lächerlich", sagte die Frau. „Den geschlagenen Tag lang macht er mir Kummer. Und weshalb? Nur weil sein kleines Püppchen abhanden gekommen ist, Sie wissen ja, das kleine Figürchen, dieses Mädchen aus Holz mit der Sternblume in der Hand."

„Ja", fiel der Mann augenblicklich ein, „und hier hat sie gestanden, gestern noch, und heute steht sie nicht mehr da."

„Und ich werde dir morgen eine neue mitbringen", sagte die Frau, nur damit endlich Ruhe ist. Kann man sich vorstellen? Ein erwachsener Mann, und wegen einer kleinen Figur, keine zwanzig Pfennig Wert . . ."

„Du weißt ganz genau", sagte der Mann leise, böse und müde, „du weißt genau, was mein Sternblumenmädchen mir wert war."

Und das war es.

„Es war so schön", jammerte er noch am späten Abend. „Es sah so lieb und bieder aus, so zuversichtlich, und die Sternblume hielt es mit beiden Händen tapfer hoch wie eine Fahne, wie ein Kreuz vor dem Prozessionszuge. Und da hat sie gestanden, gestern noch, und heute soll sie weg sein? Das . . . das geht nicht!"

Ich selber habe zu Hause eine Mokkatasse aus Fürstenberger Porzellan, und ich weiß, was sie mir wert ist. Irgendwann einmal hat es mich wie eine Erleuchtung getroffen, wie herrlich anfühlbar die Fläche von gutem Porzellan sei, wie das Licht so schön milde verloren im Abenddämmer darauf spielen kann, und ich habe einmal eine Zeitlang — das weiß ich und werde es immer wissen! — dieses glimmende Täßchen vor mir stehen gehabt und habe meine Gedanken dazu gehabt, meine Erlebnisse, und damals hatte ich deutlich empfunden: Siehe, du lebst, und diese Tage sind Wirklichkeit!

Und nun nehme mir jemand meine Tasse fort . . .

Nun nehme ein Mensch einem Menschen irgendein Stückchen, Stückwerk fort, ein Sternblumenmädchen, eine Fürstenberger Tasse, eine kleine alte Schale vielleicht, in die die Mutter, die Frau, das Kind so sonderbar eigen dies und jenes zu legen pflegte. Da sieht man nun immer noch die Hände darüber schweben und verspürt die Stimmung einer Zeit, die nun dahin ist und damals ihren Inhalt hatte. Dieser kleine Gegenstand bringt alles sogleich wieder herauf. Kein anderer kann es verstehen. Es ist unbegreiflich, und nur die Tatsache verbleibt: Rühret nie daran!

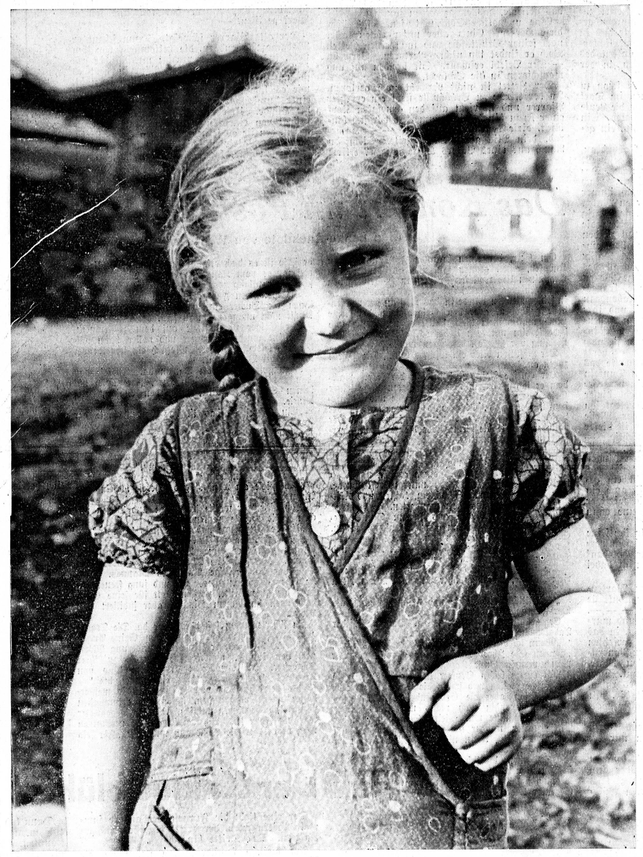


Photo: Dr. Hans Franz

Das ist die kleine Maria, fleißiger Bauersleute Kind. Daheim gibt's noch viele Geschwister, von denen das kleinste - der Franz - ganz in ihrer Obhut ist. Oft muß sie schon mit anlassen, wo es ihre kleinen tapferen Hände vermögen, doch das hört sie nicht an. Beim Ringelreihen tönt ihr Stimmchen am lautesten, und bei den kindlichen Spielen ist sie ehrgeiziger als mancher Bub. Sie ist ein frisches, fröhliches Kind, und immer strahlen ihre Augen Glück und Zufriedenheit. Ein rechter Sonnenschein ist sie für das ganze Haus und den großen Hof.

Auf dieselbe Weise und aus demselben Grunde kann man unbegreiflich und schwer erklärbar vor dem eigenen Gefühl einen Platz und eine Strafe lieben, einen Baum, ein vergilbtes Band oder Bücher mit Namenszügen, die man betrachtet, oh, die man lieber nicht betrachten sollte. Ueberall kann so ein Kleines und Feines in unserer Seele einen Gegenstand finden, auf dem Erlebnis geruht hat und dort nun verbleibt für immer. Ich kenne einen Mann, dem es ein Trost ist, in einem Fache des Küchenschrankes den hauchfeinen, stillen Duft bestimmter Gewürze zu wissen, wie sie einst seine Mutter im Küchenschrank verwahrt hielt. In diesem Falle wird freilich das Geheimnis schon deutlich erkennbar. Hier wacht sicher eine Knabenzeit auf, in der die Mutter Trost und Zuflucht oder schönste Beruhigung hat geben können; sicher lange sie aus jenem Fach zum Trost oder zum Lohn mit jener göttlich-stillen Muttermiene etwas Gutes hervor, etwas Besonderes. Dann ging die Tür auf, dann zog der leise, fremde Duft hervor, und dieser Duft, die besondere Gabe und die feierliche Seelenstimmung, das wurde zu eins.

So leicht sind aber nicht alle Dinge zu erklären. Wir wissen nur: es kann Frieden ausgehen von einem unscheinbaren, kleinen Ding.

„Nämlich die Art", klagte der Mann unvermutet mitten am Abend aufs neue, „schon allein die Art, wie das Mädchen die Sternblume hochhielt! Ein ganz kleines Mädchen, eine ganz große Sternblume, und alles zusammen so treuherzig, so vertrauensvoll, als müßte nun Gott selber herschauen und im äußersten Fall mit einem Wunder nachhelfen. So trug sie das vor sich hin. Und dabei so kindliche Zöpfe hintenweg und den Blick so schön geradeaus. Es ist . . . es ist zum Umkommen. Und gestern war sie noch da!"

„Was soll man da nun sagen?" jammerte die Frau und sah mich an. „Es tut mir ja selber leid, aber ich weiß doch auch nicht, wo die Figur geblieben sein kann."

„Figur", murmelte der Mann gefoltert und sah mich an, als sollte ich Zeuge sein für eine Lästerung, „Figur sagt sie dazu!"

„Nun ja, es war doch eine Figur", verteidigte sich die Frau.

Aber da hat sie leider Unrecht. Es war keine Figur, es war ein Stück Seele, und da hilft nun alles nichts. Das Mädchen mit der Sternblume muß wiedergefunden werden, und wenn nicht, so hat ein Mensch von da an einen Schatten auf dem Gemüt, einen gewiß nicht viel bedeutenden Schatten, aber einen Schatten immerhin.

Und nun stelle ich mir andere Menschen vor, die nichts dergleichen kennen. Keine Sternblume, keine Mokkatasse — nichts! Es soll gar kein Aberglaube damit verbunden sein, und das Dinglein „Wundersein" soll mit Zauberei und Glück-ins-Haus gar nichts zu tun haben — aber was für Seelen müssen das sein, die ichlechthin alles verlustlos können, was sie haben, bis auf die letzte Faser, und in ihrem Reisekoffer ist keine Ecke vorbehalten, kein Platz, in der Erinnerung keine besonders dünngehäutete Stelle, die sofort Signal gibt, wenn . . .

Aber solche Menschen gibt es nicht. Wenn ja, so wären es keine. Irgendwo, irgendwie schläft dieses Unfaßbare in jedem, selbst dann, wenn wir es vorerst noch nicht wissen. Aber nun reise einmal, gehe weg, lebe draußen, werde älter und kehre dann heim. Da wird das allermeiste von einst überwunden, vergangen und bewältigt sein, aber ein ganz kleines Etwas wird dann doch plötzlich anklingen, und an diesem Etwas hängt dann, ob große Verwunderung, vieles, vieles.

„Und nun stellen Sie sich vor", sagt der Mann zu mir einige Tage später, „stellen Sie sich vor: das Sternblumenmädchen . . . man sollte es nicht für möglich halten . . . ich weiß nicht, wie ich mir das erklären soll. Hinter der Heizung war es eingeklemmt. Da war es."

„Ja", sagt seine Frau etwas eifrig, etwas giftig und im übrigen selber sehr erfreut, „und deswegen hat der Mann mir . . ."

„Na, jedenfalls, nun ist es wieder da!"

„Ja, und seitdem kann man mit ihr überhaupt erst wieder reden."

Und nun frage ich: Was ist das? Denn etwas muß es sein.

Eine Lerche wirft sich himmelwärts

Von Alfred Richter

Als die Kompanieordonnanz in Bréhéville hinter Verdun in die Bauernstube trat, die nun schon seit Tage und Tag den Deutschen als Kasernenraum diente, und „Fertigmachen!" hineinrief, war doch wirklich einer, den der Alarm nicht berührte. Indessen die anderen umherstoben, Decken und Mäntel rollten und durcheinander lärmten, saß der Stille in seiner Fensterecke und schrieb noch die letzten Worte auf ein Blatt, versunken und völlig abseits, und erst, als der Korporal ihn heftig anrief, schob er aufgestöbert seine Zettel zusammen. Einige fielen herunter, wurden gefunden oder auch nicht — was machte das in einem Augenblick, da vorne die Front lichterloh brannte und sie in den Stützpunkten des Caine-Riegels, auf dem Pfefferrücken, in der Südschlucht Unterstützung heischten?

Alarm! Der Kompanieführer hält schon zu Pferde auf dem Dammelsplatz mitten im Dorf vor der Kirche. Vor ihm treten stumm die Leute zusammen, zur Schlacht bereite Soldaten. Ein Kommando, und sie marschieren dahin, ein gespenstischer Zug in der Nacht.

Die Quartierwirtin, Madame Mahoudeau, ist durch den Alarm aus dem Schlaf geschreckt und schaut ihnen aus den Fenster nach. Dabei denkt sie schon an ihre neue Beute. Nach dem sechsten Alarm hat sie eine noch immer brauchbare Bluse gefunden, zu anderen Malen Korsettreste, Kartons, Schnallen, Knöpfe. Eilig wirft sie ihr Gewand über und erklettert die Stiege zu dem elenden Gemach, trappt zu den Fenstern, stößt sie auf und läßt vor allem einmal diesen deutschen Atem hinaus. Dafür herein kommt der aufreizende Schwall des dröhnenden Trommelfeuers, das große Wecken der französischen Artillerie für alle französischen Herzen im Lande. Madame Mahoudeau versetzt diesen Mut. Sie atmet tief, und ihre Augen beginnen zu leuchten. In diesem Augenblick wünscht sie allen jenen deutschen Männern und jungen Burschen, mit denen sie noch gestern in diesem gleichen Zimmer geschlafen hatte, den Tod, den Tod! Und als wollte das Geschick ihr helfen, sieht sie aus dem Dunkeln einen Zettel leuchten — vielleicht ein vergessener, wohl gar ein wichtiger Befehl dieser Preußen? Sie reißt ihn hoch und verbirgt ihn in ihrem Brustausschnitt. Nach der Messe wird man ihn Hochwürden geben, er ist dieser verteufelten deutschen Sprache mächtig. —

Ueber den Kirchsteig drunten gehen die Greisenschritte des Meßners. In ihren Augen liest nichts von Verschmitztheit, wie sie das Blatt dem Priester übergibt. Er ist ein gescheiter Mann, der alte Herr. Er ist auch ein Seelenkenner. Einen prüfenden Blick wirft er in das glühende Gesicht der Frau, und dann beginnt er zu lesen.

Doch, was ist das? Wie verwandeln sich seine Züge? Was spricht ihn an aus diesem verwehten Blatt? Dort sitzt er, auf eine Holzbank ist er gesunken, sitzt und liest und nickt dabei immerzu mit dem Kopfe.

Dann erinnert er sich endlich der Wartenden, die schmollend abseits steht. Er winkt sie herbei und überseht ihr diese Worte — — —.

Die Soldaten indessen marschieren und marschieren in die Todesnähe, in die Nacht, in das Ungewisse hinein. Jenseits des zerfetzten Haumontwaldes, in der Niederung der Bauernschreckmühle, lasten sie zum letzten Male. Zwar, das Trommelfeuer ist verstummt. Doch in ein paar Stunden wird erneut es rasen, und was wird dann, Kamerad, mit dir, mit mir, mit jedem von uns, mit uns allen werden? — Die mildmachende Luft des Frühlings hat sie erschöpft. Inbrünstig atmend liegen sie auf ihren Tornistern und lassen nur die Augen wandern.

Rechts droben, über der Höhe 844, taumelt eine letzte Leuchtkugel. Vor ihnen, über dem Kamm des gegenüberliegenden Hanges, tritt hinter das Filigran eines zersplitterten Waldsaumes ein roter Hintergrund. Es kommt der neue Tag, ein schwerer Tag, sachte zu ihnen emporgestiegen. Licht, Licht quillt über die Welt, und wie die stummen Männer rings wie verzaubert liegen, erhebt sich drüben über dem zerschossenen Wäldchen eine einzige kleine Stimme: Eine Lerche wirft sich himmelwärts! — Hundert Augenpaare suchen in der Luft diesen Punkt, den nur geahnten Punkt, aus dem die Lieder strömen, aus dem das „Ja!" des Daseins schmettert, aus dem das Leben, das geliebte, das ewige Leben jauchzt!

Eine unendliche Sehnsucht senkt sich über diese Herzen. Einer aber unter ihnen tastet nach seiner Brusttasche und sucht einen Fetzel. Doch er findet ihn nicht. Verloren. Verweht. — Der Befehl erschallt. Sie brechen auf und marschieren in die Schlacht.

Der Fetzel ist nicht verweht noch verloren. In der Kirche zu Bréhéville steht ein erregter Pfarrer und übersetzt auf den geneigten Kopf einer Frau hinab, die träumerisch vor sich hinblickt, diese deutschen Worte: — — — Kamerad, dein Blick geht in die Weite. Siehst du Rauch aus eines Vaters Hütte steigen? Klirrt die Mutter in der niedern Küche? Träumt ein Mädchen, murmelnd und verwirrt? Schleicht ein Hund, der Sklave deines Blickes, Dunkles witternd an der Kette hin? Kamerad, was schimmert die im Auge? Ach, wir alle kehrten gern zurück! — Gottgeliebte, so wir sterben müssen, so wir dir zur Treue sterben müssen — Heimat, Heimat, wundersames Wort.

Busch und Baum und Weg, da einst ich schritt, Hundsgebell und Sensenpfiff und Frauenlachen, Kindeslallen aus der alten Wiege. In den Feldern steht ein Pflug verlassen — — Heimat, Heimat, wundersames Wort.

Vor dem Väteracker lieh ich fromm gebeugt. — Da, ein Schrei, zu Füßen mir emporjauchzt es rauschend, tanzend mir vorüber. Lerche, kleiner Bruder, Gottessänger, deine Melodie ist ewig, wie das Licht. Saghaft singst du die Unsterblichkeit. Ach, dein Lied ist meiner Seele Ahnen! — Eine Lerche wirft sich himmelwärts — — —

Hier hat der deutsche Soldat aufgehört zu schreiben. Der Alarm hat ihn aus seinem Werk gerissen. —

Der alte Pfarrer schweigt. Dann schaut er Madame Mahoudeau, die beklommen vor ihn steht, ins Auge. „Er predigt menschlicher als ich", murmelt — doch die Bäuerin hört es wohl — der Priester. Und nun wissen sie nicht, wie es kommt, aber es fallen sich, wie von einer unsichtbaren Hand ineinander gefügt, die Hände. Und nun stehen sie da, friedlich befloat von einem unbekannten deutschen Soldaten, den sie ob seiner glühigen Heimatliebe, fanatische Patrioten, die sie, wie alle echte Franzosen sind, sogar tief achten müssen.

Ueber dem Städtchen
Reinhold Hannke.

Das Konzert im Postwagen

Eine Lenau-Anekdote von W. Hahn

Ein Herr, der einen braunen Frack mit gelben Knöpfen, einen grauen Hut und auf dem rechten Arm einen Ueberrock trug, bestieg in Heidelberg den Eilwagen nach Stuttgart. Die geistliche Reisetasche in seiner Rechten wurde in das Netz an der Wagendecke gehoben, aber den Geigenkasten, den seine Linke umklammert hielt, stellte er neben sich und bedeckte ihn mit dem Ueberrock, als ob er seinen Liebling vor Zugluft bewahren wollte.

Der Postillon blies ein lustiges Stück. Die Pferde zogen an.

Der einzige Fahrgast lehnte in der Ecke. Nachdem er sich nochmals von der sicheren Lage seiner Geige überzeugt hatte, nahm er Pfeife und Tabaksbeutel, Feuerstein, Stahl und Schwamm aus der Tasche. Bald flog der blaue Dampf zur Decke. Der Raucher kreuzte die Arme über die Brust und versank in tiefes Sinnen.

Heiter Aufenthalt. Der Wagen hielt vor einem kleinen Hause. Zwei Postangestellte schleppten im Schweiße ihres Angesichtes einen großen Reisekorb herbei, der auf dem Wagen untergebracht wurde. Ein dritter folgte mit Schachteln, Körben und Rasten, die sämtlich ins Netz wanderten.

Der Fahrgast wurde aus seinem Sinnen gerissen, als zwei Damen an den Wagenschlag traten. Sie schienen Schwestern zu sein. Beide hatten dunkles Haar, dunkle Augen, schwarzseidene Kleider und Hütchen von schwarzem Flor.

Die Größere setzte den Fuß auf den Tritt und rief: „Marie, ein entsetzlicher Qualm! Wir werden ersticken!"

„Schrecklich!" rief Marie und nahm lachend Platz. Der Fahrgast saß den Damen gegenüber.

Er grüßte und fragte: „Den Damen ist der Tabakrauch lästig?"

„Wenn ich bitten darf," nahm Therese das Wort, „gönnen Sie Ihrer Pfeife ein wenig Ruhe. Der Rauch verursacht mir Kopfschmerzen."

Mit einem leisen Seufzer ließ er die Pfeife in die Tasche gleiten und schloß die Augen. Er wollte nicht schlafen, aber die Gewohnheit des Rauchens ließ ihn unruhig nach rechts und links rücken. Mit jeder Minute wurde seine Sehnsucht nach der Pfeife stärker, und er hätte sich zum Kutscher auf den Bock gesetzt, wenn nicht ein feiner Regen gefallen wäre.

Die Damen, die sich mit Lesen die Zeit vertrieben, merkten von den Qualen des Fahrgastes nichts. Plötzlich fiel ihm ein, wenn man im Postwagen in Gegenwart des schönen Geschlechtes nicht rauchen darf, so ist es doch erlaubt zu geigen. Der Ueberrock wurde vom Kasten gerissen. Ein heller frischer Geigenklang zog durch den kleinen Raum.

Die weiblichen Fahrgäste waren so erstaunt, daß ihnen die Wächer entfielen, doch schien ihnen die Musik nicht unangenehm zu sein.

Der Geiger phantasierte auf dem Instrument. Die Töne wurden markiger und voller, dann wilder und leidenschaftlicher. Plötzlich ein schneidender Ton — der Bogen sank.

Regungslos saßen die Damen da. Therese bob den Arm und rief: „Mein Herr, Ihr Spiel hat keinen Schluß!" „Bitte, bitte, den Schluß," rief Marie.

„Ein Schrei — das ist das Ende," sagte der Fahrgast.

„Nein," sagte Therese, „das Ende soll ein Labsal für alles Gute und Schöne sein."

„Ein Gebet aus vollem Herzen," warf Marie ein. „Therese, spiele du den Schluß."

„Sie sind Künstlerin?" fragte ihr Gegenüber.

„Ich spiele ein wenig," gab Therese lächelnd zur Antwort.

„Ich bitte," er wollte ihr Geige und Bogen reichen. Sie wehrte dankend ab.

„Unsere Werkzeuge haben wir stets bei uns."

Ihre Schwester griff in das Netz und brachte zwei Geigen zum Vorschein. Die Geigen wurden gestimmt. Zuerst spielte Therese. Sie zauberte ein Bild vor das geistige Auge des Mannes. Das Bild des Erntedankfestes. Alt und jung freuen sich über die gute Ernte, preisen Gott für seine Güte, hoch oben im blauen Himmel aber jubiliert eine Lerche.

In sich versunken saß der Hörer da. Die Trauer war aus seinem Gesicht geschwunden. Seine Augen strahlten. Doch ehe er seiner Bewunderung Worte verleihen konnte, wandte sich Therese zu ihrer Schwester. „Wie wäre es mit dem Duo von Kreutzer! Los, Schwesterherz, eins, zwei, drei."

Das herrliche Duo von Kreutzer, in so meisterhafter Weise vorgetragen, hätte den grimmigsten Misanthrop begeistern müssen. Um so begeisterter war der Fahrgast. Als der letzte Ton verklungen war, breitete er die Arme aus und rief: „Ihr seid entweder himmlische Gestalten oder die Geschwister Milanollo!"

„Nur das letztere, mein Herr," lachte die stets heitere Marie. „Ich habe uns verraten, oder vielmehr, Sie haben uns erraten, nun hoffen wir, daß auch Sie nicht länger mit Ihrem Namen hinter dem Berge halten. Durch Ihr Spiel haben Sie gezeigt, daß Sie unser Kollege sind. Also gestehen Sie: Sind Sie Rode, Lafont oder gar Kreutzer?"

„Ich bin nicht so glücklich, mich Ihren Kollegen nennen zu dürfen. Ich bin Laie auf der Geige, meine Hauptbeschäftigung ist Verse schmieden. Da Sie meinen Namen wissen wollen, so habe ich das Vergnügen, mich Ihnen als Nicolaus Lenau vorzustellen."

„Lenau," jubelte Therese, „dort in der Tasche liegen Ihre Gedichte, die uns von Stadt zu Stadt begleiteten und oft unser Verlangen nach der persönlichen Bekanntschaft des Dichters erweckten. Endlich hat das gütige Schicksal unseren Wunsch erfüllt und — —"

„Der Schicksalsgöttin soll ein Hymnus gespendet werden, wenn wir in Stuttgart sind," fiel Marie ein.

„Warum erst in Stuttgart? Nein, das dauert zu lange. Herr Laie, Sie kennen sicher das Trio in C-Dur von Kreutzer? — Gut. Sie spielen es auswendig? — Desto besser. Die Geigen heraus."

Die Pferde schritten langsamer und spitzten die Ohren. Der Postillon spitzte die Ohren noch mehr. Seit 23 Jahren fuhr er von Heidelberg nach Stuttgart, aber solche Fahrgäste hatte er noch nie gehabt.

Als die Türme von Stuttgart sichtbar wurden, war aus der Bekanntschaft eine Freundschaft geworden.

In Paris starb Marie, „mein lieber Schelm", wie Lenau sie oft genannt hatte, im Jahre 1848. Als zwei Jahre später in Weidling bei Wien Lenau die Augen schloß, wurde auf seinem Grabe ein Lorbeerkranz mit weißseidenem Bande niedergelegt. Die Inschrift lautete: „Und als Lebewohl er winkte mit der Hand, war's, als ob der letzte Jugendtraum mit schwand. Therese Milanollo."

Der Kaktus blüht / *Von E. C. Christophé*

Der eine liebt die Frauen, der andere sammelt Briefmarken, der dritte begeistert sich an Kakteen. Der Dritte bin ich.

Auf meinen Fensterbrettern stehen sie, die bizarren Geschöpfe einer seltsamen Natur. Sie recken ihre grünen Arme, sie drohen mit ihren spitzen Stacheln, sie lächeln oder greinen, je nach Witterung.

Ich liebe sie. Jawohl, ich liebe diese wunderlichen Wesen mit den merkwürdigen Körpern, die uns an ferne Wunder dieser Welt erinnern. Und ich weiß, mögen sie noch so stachelig, noch so unbeweglich sein, auch in ihnen pulst der Strom des Lebens.

Eines Tages, ich wischte gerade die Krümel einer Morgenschrippe von meinem Mund, sah ich das Wunder.

Mitten aus einem Gewirr unförmiger Stachelarme leuchtete es. Warm und wollig. Duftig und zart. Blau, rot, grün und gelb. Eine Blüte. Und weich eine Blüte.

„Das ist der Lohn", flüsterte ich bescheiden, „der Lohn für meine ewige Mühe. Für mein dauerndes Gießen, meine liebevollen Blicke, mein Warten und mein Düngen mit Edeldung."

Ganz feierlich wurde mir zu Mut. Wie das Rot herausleuchtete. Und wie sich das Gelb dazu gesellte. Dann das Blau. Daneben glaubte ich auch eine Art von Lila zu erkennen. Welche Farbensymphonie, welche überschwengliche Fülle einer Kaktusblüte!

Die anderen Töpfe rundherum räumte ich weg. Ganz frei und allein sollte diese Pflanze stehen die mich so belohnte. Wie eine Königin.

Zwischen zwei Stachelblättern sah das leuchtende Gebilde. Ich roch daran, aber die Blüte duftete nicht.

Dann lud ich meine Freunde ein. Hauptsächlich meine Kakteenfreunde. Sie kamen und staunten. Während sie mich beglückwünschten, glitzerte der blasse Neid in ihren Augen.

Ich hütete den Kaktus. Ich hütete die Blüte wie meinen Augapfel. Noch immer strahlte sie in vollendeter Reinheit der Farben.

Zwei Wochen waren schon vergangen, drei Wochen zogen ins Land. Die Blüte leuchtete fast wie am ersten Tage.

Mein Geburtstag kam. Mein Geburtstag und mein Neffe. Er züchtete Kaninchen. Hatte keine Ahnung von Kakteen. Verstand nur etwas von Gras und Mohrrüben. Aber schließlich, es ist mein Neffe. Auch er sollte den Kaktus sehen. Meinen Kaktus und meine Blüte.

Ich führte ihn ins Zimmer. Wies mit dem Finger auf das Fenster. „Sieh", sagte ich, weiter nichts.

„Na und . . .", fragte der rohe Patron, „was ist?"

„Siehst du denn nichts", erwiderte ich ärgerlich und zeigte auf den Kaktus.

„Einen Kaktus sehe ich", grinste mein Neffe niederträchtig, „einen scheußlichen grünen Stachelkaktus."

Ich kniff die Lippen zusammen. „Und weiter siehst du nichts", fragte ich bissig, „weiter nichts?"

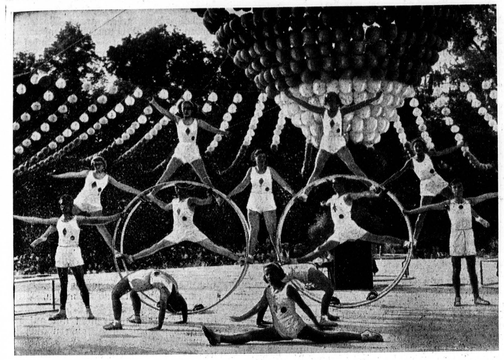
„Ach so", sagte er und sangte lachend nach meiner Blüte. Hielt sie schon in seiner Hand. „Du meinst das bunte Ding hier . . ."

Mir blieb die Luft weg. Angstvoll faßte ich nach meiner Kehle. „Das ist ja . . ." schrie ich, „das ist ja . . ."

„Der Pompon von meinem alten Morgenschuh", ergänzte meine Frau erfreut.

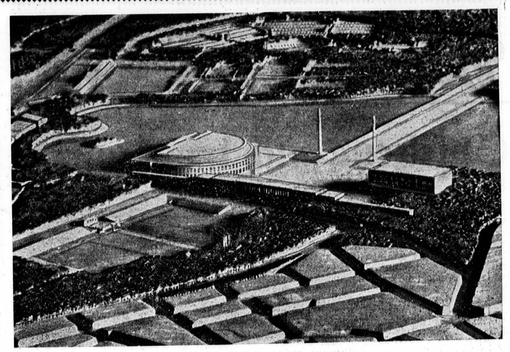
Das Taubenmütterchen

(Mauritius, M.)



KdF.-Volksfest auf der Pfaueninsel

Der Gau Berlin der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" veranstaltete auf der Pfaueninsel ein großes Volksfest, bei dem auch Vorführungen mit dem Rhönrad zu sehen waren. (Pressephoto, Zander-K.)

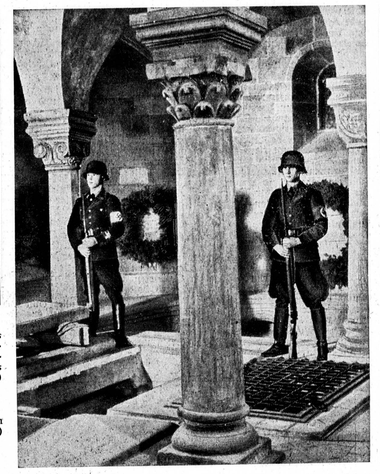


Modell des Reichsparteitaggeländes

So wird das Reichsparteitaggelände in Nürnberg nach seiner endgültigen Fertigstellung aussehen. Im Vordergrund die Luitpold-Arena, daran anschließend die Kongreßhalle mit der fast 100 Meter breiten Straße, die durch den Dutzendteich nach dem im Bau befindlichen großen Märzfeld führt. Links hinter dem Dutzendteich die Zeppelinwiese. (Weltbild, Zander-K.)

Auszeichnung des Führers für den Präsidenten der IHK

Reichsbankpräsident Dr. Schacht überreicht dem Präsidenten der IHK Thomas I. Watson und dessen Vorgänger Fentener van Vlissingen das „Verdienstkreuz des Ordens vom deutschen Adler". Der Generalsekretär der Handelskammer, Pierre Vasseur, wurde mit einer Porzellanstatue Friedrichs des Großen geehrt. (Presse-Photo, Zander-K.)

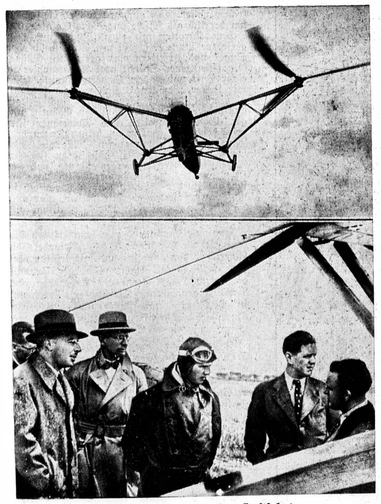


König-Heinrich-Feier in Quedlinburg

Ehrenposten der SS an der Grabstätte König Heinrich I. anläßlich der Feier in Quedlinburg. (Weltbild, Zander-K.)

Neuer Segelflugweltrekord

Die Segelfliegerin Inge Wetzel, allgemein unter ihrem Fliegernamen „Ulla" bekannt, stellte an der samländischen Küste an den Steilhängen bei Palmnicken einen neuen Weltrekord im Dauersegelflug mit 18 Stunden 31 Minuten auf. Für ihre hervorragende Leistung konnte sie bei der Landung den Glückwunsch des Reichserziehungsministers Rust entgegennehmen. — Inge Wetzel vor ihrem Grunat-Baby II „Wolf Hirth". (Scherl Bilderd., Zander-K.)



Großerfolg der deutschen Luftfahrt

Weltrekord mit einem Hubschrauber

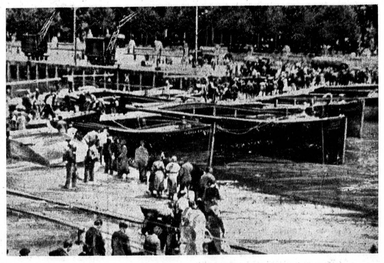
Mit einer von Prof. Heinrich Focke erbauten Hubschrauber-Neukonstruktion brach der Flugzeugführer Rohls sämtliche für diese Flugzeuggattung geführten internationalen Rekorde. Er erreichte 2500 m Höhe, flog 1 Stunde, 20 Minuten, 49 Sekunden lang, erreichte eine Geschwindigkeit von 122,5 klm/std., legte eine Entfernung in gerader Linie von 16,4 km zurück und brachte es einschließlich Rückkehr auf einen Flug von 80,6 km Länge. Damit ist mit einem Hubschrauber zum erstenmale ein größerer Ueberlandflug durchgeführt worden. Oben: Die Maschine im Flug. Unten: (In der Mitte) Flugzeugführer Rohls, der die neuen Rekorde aufstellte, ganz links der Erbauer des Flugzeugs, Dipl.-Ing. Heinrich Focke. (Weltbild 2, Zander-K.)

1000 Franzosen in Freiburg

In Freiburg im Breisgau traf ein Sonderzug mit 1000 französischen Frontkämpfern ein, die von ihren deutschen Kameraden und der gesamten Bevölkerung herzlich begrüßt wurden. Hier sieht man die französischen Gäste auf dem Marsch durch die festlich geschmückten Straßen Freiburgs. Im Ausschnitt Dr. Maitre-Besançon bei seiner Ansprache, in der er für den herzlichen Empfang im Namen seiner Kameraden dankte. (Scherl Bilderdienst 2, Zander-K.)

Die Weltfliegerin Earhart verschollen

Amelia Earhart, Amerikas tüchtigste und beliebteste Fliegerin, ist auf der vorletzten Etappe ihres „Rund-um-die-Weltfluges längs des Aequators" in der Wasserwüste des Südpazifik verschollen. (Erich-Zander-Archiv, K.)



Aufbau in Bilbao

Wiederaufbau in der von den national-spanischen Truppen genommenen baskischen Hauptstadt: Arbeiter bauen eine Pontonbrücke über den Nervion-Fluß. ((Presse-Photo, Zander-K.)

Welt der Frau

Spielzeug auch im Sommer

Vom Sinn und Wert des Spielzeugs

Richtige Kinder, die gesund sind an Leib und Seele, müssen spielen. Das Spiel ist mehr als bloßer Zeitvertreib, es ist die Lebensäußerung aller wirkenden und werdenden Kräfte. Der Vielheit dieser Kräfte entspricht die Vielseitigkeit des Spielzeugs. Der Gestaltungsdrang im Kinde läßt es zum Baukasten, zum Sandkasten, zu den Sandformen greifen; die Liebe zur Natur verschafft dem Bauernhof, dem Dorf mit seinem gesamten flatternden, hüpfenden, springenden und schreitenden Getier einen Platz in der Kinderstube. Die werdende Mütterlichkeit des kleinen Mädchens schließt mit der Phantasie einen Bund zu den alten und immer neuen Formen des Puppenspiels. Dem Abenteurertum des Knaben gibt das Indianerspiel Nahrung; Vaterlandsgefühl und heldischer Sinn hat dem Soldaten — vom Zinnsoldaten aller Länder, Zeiten und Waffengattungen an bis zur Kriegsausrüstung des Knaben selbst — einen breiten Raum in der Spielzeugindustrie erobert. Mit der fortschreitenden Technik der Fahrzeuge zu Land, Wasser und Luft geht damit auch die Vervollkommnung der Spielzeugfabrikation auch auf diesem Gebiete Hand in Hand: Wirklichkeitssinn und Schaffenstrieb, Phantasie und Erlebenslust des Kindes fordern gerade diese Spielzeuge immer von neuem an. Reifen, Ball und Kreisel, Federball und Schläger, Springseil, Roller, Schaukelpferd und Steckenpferd werden nicht nur dem Bewegungstrieb, sondern auch dem Ehrgeiz und dem Wagemut gerecht.

Im selben Augenblick, in dem eine dieser Kräfte sich regt, hält das Kind Umschau nach dem geeigneten Rüstzeug. Es greift nicht zur Holzkelle, wenn ihm ein kleines Schwert zur Verfügung steht, sieht nicht das Lumpenbündel der lebenszähnlicheren Puppe vor. Es spielt, wenn es nicht mehr ganz primitiv ist, lieber mit dem Thaddy als mit einem Strohwisch, befehligt lieber seine in prächtigen Reihen ausgerichteten Bleisoldaten, als eine Anzahl ungleichförmiger Bauklötze. Man unterschätzt das Ordnungsgefühl und den Schönheitssinn des Kindes sowie sein Maß an Wirklichkeitssinn, wenn man derartigen unzulänglichen Ausdrucksmitteln gegenüber gesteigertem Spielzeug etwa mit Hinweis auf die Phantasie das Wort redet. Nicht bei der Gestaltgebung der Spielmittel hält die Phantasie sich auf; den Tieren, Puppen, Soldaten, ja selbst den Fahrzeugen Leben, Verlassen und an ihnen Erlebnisse und Taten gestalten, das ist die nie ermüdende Zauberkraft der Phantasie.

Es stimmt, daß Kinder aus Schaffensdrang mit oder ohne Anleitung gern irgend etwas anfertigen. Es stimmt aber nicht, daß sie am liebsten mit dem Spielzeug spielen, das aus ihrer Hand hervorgegangen ist. Die Freude am Herstellen von Spiel- und Gebrauchsgegenständen reicht weit über das eigentliche Spielalter hinaus; sie wächst mit der zunehmenden Geschicklichkeit und dem Nachlassen des Spieltriebs. Wenn einem Kinde ein Spielzeug genommen ist, so pflegt es sich nach einem möglichst jüngeren Kinde umzuschauen, das es damit erfreuen möchte. Die Herstellung von Spielzeug ist gleich der Herstellung von Gebrauchsgegenständen zweckgebunden, das Spiel ist frei. „Braucht" z. B. die Puppe zu einer festlichen Gelegenheit ein neues Kleid, und die Puppenmutter schneidet in einen bunten Lappen zwei Löcher als Ärmel, so gehört diese höchst oberflächliche Anfertigung des „Kleides" so wenig zum Spiel selbst, als wenn zum Soldatenspiel in Ermangelung von wirklichen Helmen mit Windseile Papierhelme gefaltet werden.

Der Wert des Spielzeugs erhöht sich noch dadurch, daß es den Eigentumssinn fördert. Nur wer etwas sein eigen nennt, kann für fremdes Eigentum Verständnis und Rücksichtnahme aufbringen. Das Kind hat außer seinem Spielzeug kein Eigentum im juristischen Sinne. Ohne Widerspruch läßt es sich zugunsten von Haushalten von seinem gewohnten Platz am Tische, ja selbst aus seinem Bett umquartieren. Seine Schulbücher muß es für jüngere Geschwister schonen. Ein Kleidungsstück geht, ohne daß der bisherige Träger erst um Erlaubnis gefragt wird, in den Besitz von Bruder oder Schwester über. Spielzeug sollte von den Erwachsenen grundsätzlich als Eigentum der Kinder aufgefaßt werden. Wenn die einfichtsvolle Tante mitten im Sommer, ohne daß Geburtstag oder Namenstag ihr Verpflichtungen auferlegten, den ersehnten Stoßhelm mitbringt, so hat jedermann den Helm als Eigentum des Jungen zu achten. Er ist das Kennzeichen seiner im Spiel verwirklichten Soldatenehre und sollte nicht unter unpassenden Bemerkungen wie ein Scherzartikel von Hand zu Hand und von Kopf zu Kopf wandern. Hat ein Junge seine Eisenbahn, seine Soldaten, seine Tiere, das kleine Mädchen sein Puppenkind für heute fortgepackt oder zur Ruhe gebracht, so spinnt sich bei dem Kind, das wirklich spielen kann, das Spiel weiter fort und greift mit neuen Plänen in den kommenden Tag hinein. Wee diese Zusammenhänge in der Seele des spielenden Kindes stört, stellt nicht, etwa aus Gründen falsch gesehener sozialer Erziehung, die Zumutung an das Kind, solange es selbst in nicht damit spielt, Puppe oder Tiere, Soldaten oder militärische Ausrüstung einem andern Kinde zum Spielen zu überlassen. Etwas anderes ist es mit Baukasten und Gesellschaftsspielen, mit Ball und Reifen; sie können recht gut mehreren Kindern gemeinsam gehören und Gemeinschaftsmittel zur Kurzweil sein.

Sind jedoch die Kinder durch inneres Erleben mit ihrem Spielzeug, das für sie lebt, verwachsen, so sollten ihre Betreuer ihnen auch das Eigentumsrecht daran unbenommen.

Man hört und liest in diesen Tagen und merkt es an Schaufenstern, Anzeigen und Plakaten, daß eine Werbeaktion für Spielzeug im Gange ist. Geht nun der Appell: „Kauft Spielzeug auch im Sommer" alle Eltern und Betreuer oder nur die begüterten unter ihnen etwas an? Wäre das letztere der Fall, so könnte die Werbung sowohl vom wirtschaftlichen als auch vom erzieherischen Interesse aus getrost unterbleiben. Denn das Spielzeug ist Bildungsmittel für die Kinder ohne Rücksicht auf den Geldbeutel der Eltern. Das Dritte Reich kennt grundsätzlich keine segensvollen Einrichtungen, die einer wirtschaftlich günstiger gestellten Schicht allein vorbehalten sein sollen. Zu den segensvollsten, weil dem Kräftewachstum des Kindes nachgehenden Einrichtungen gehört die Spielzeugindustrie. Freilich muß der Schenkende das Geheimnis kennen, sinnvoll zu schenken. Am häufigsten sinnlosen Schenken, nicht am Spielzeug und nicht an den Kindern liegt es, daß so viel Spielzeug ungeliebt und unbenutzt in Schränken und Winkeln verstaubt. Sinnvoll kauft, wer für jedes Kind das Spielzeug wählt, das seinen Fähigkeiten und Kräften im allgemeinen und seinen Neigungen zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt entgegenkommt. Das bedeutet, das vorhandene Spielzeug auf seine Beschaffenheit und Verwendbarkeit hin zu sichten und seinen Wert für das Kind durch Ergänzungen zu erhöhen. Wenn klein Hänschen mit seinem neuen Bägelchen aus vier roten Rädern und einer gelben Bretsche spielt, als gäbe es kein Volkelke, wenn ihm ein kleines Schwert zur Verfügung steht, sieht nicht das Lumpenbündel der lebenszähnlicheren Puppe vor. Es spielt, wenn es nicht mehr ganz primitiv ist, lieber mit dem Thaddy als mit einem Strohwisch, befehligt lieber seine in prächtigen Reihen ausgerichteten Bleisoldaten, als eine Anzahl ungleichförmiger Bauklötze. Man unterschätzt das Ordnungsgefühl und den Schönheitssinn des Kindes sowie sein Maß an Wirklichkeitssinn, wenn man derartigen unzulänglichen Ausdrucksmitteln gegenüber gesteigertes Spielzeug etwa mit Hinweis auf die Phantasie das Wort redet. Nicht bei der Gestaltgebung der Spielmittel hält die Phantasie sich auf; den Tieren, Puppen, Soldaten, ja selbst den Fahrzeugen Leben, verlassen und an ihnen Erlebnisse und Taten gestalten, das ist die nie ermüdende Zauberkraft der Phantasie.

Es stimmt, daß Kinder aus Schaffensdrang mit oder ohne Anleitung gern irgend etwas anfertigen. Es stimmt aber nicht, daß sie am liebsten mit dem Spielzeug spielen, das aus ihrer Hand hervorgegangen ist. Die Freude am Herstellen von Spiel- und Gebrauchsgegenständen reicht weit über das eigentliche Spielalter hinaus; sie wächst mit der zunehmenden Geschicklichkeit und dem Nachlassen des Spieltriebs. Wenn einem Kinde ein Spielzeug genommen ist, so pflegt es sich nach einem möglichst jüngeren Kinde umzuschauen, das es damit erfreuen möchte. Die Herstellung von Spielzeug ist gleich der Herstellung von Gebrauchsgegenständen zweckgebunden, das Spiel ist frei. „Braucht" z. B. die Puppe zu einer festlichen Gelegenheit ein neues Kleid, und die Puppenmutter schneidet in einen bunten Lappen zwei Löcher als Ärmel, so gehört diese höchst oberflächliche Anfertigung des „Kleides" so wenig zum Spiel selbst, als wenn zum Soldatenspiel in Ermangelung von wirklichen Helmen mit Windseile Papierhelme gefaltet werden.

Der Wert des Spielzeugs erhöht sich noch dadurch, daß es den Eigentumssinn fördert. Nur wer etwas sein eigen nennt, kann für fremdes Eigentum Verständnis und Rücksichtnahme aufbringen. Das Kind hat außer seinem Spielzeug kein Eigentum im juristischen Sinne. Ohne Widerspruch läßt es sich zugunsten von Haushalten von seinem gewohnten Platz am Tische, ja selbst aus seinem Bett umquartieren. Seine Schulbücher muß es für jüngere Geschwister schonen. Ein Kleidungsstück geht, ohne daß der bisherige Träger erst um Erlaubnis gefragt wird, in den Besitz von Bruder oder Schwester über. Spielzeug sollte von den Erwachsenen grundsätzlich als Eigentum der Kinder aufgefaßt werden. Wenn die einfichtsvolle Tante mitten im Sommer, ohne daß Geburtstag oder Namenstag ihr Verpflichtungen auferlegten, den ersehnten Stoßhelm mitbringt, so hat jedermann den Helm als Eigentum des Jungen zu achten. Er ist das Kennzeichen seiner im Spiel verwirklichten Soldatenehre und sollte nicht unter unpassenden Bemerkungen wie ein Scherzartikel von Hand zu Hand und von Kopf zu Kopf wandern. Hat ein Junge seine Eisenbahn, seine Soldaten, seine Tiere, das kleine Mädchen sein Puppenkind für heute fortgepackt oder zur Ruhe gebracht, so spinnt sich bei dem Kind, das wirklich spielen kann, das Spiel weiter fort und greift mit neuen Plänen in den kommenden Tag hinein. Wee diese Zusammenhänge in der Seele des spielenden Kindes stört, stellt nicht, etwa aus Gründen falsch gesehener sozialer Erziehung, die Zumutung an das Kind, solange es selbst in nicht damit spielt, Puppe oder Tiere, Soldaten oder militärische Ausrüstung einem andern Kinde zum Spielen zu überlassen. Etwas anderes ist es mit Baukasten und Gesellschaftsspielen, mit Ball und Reifen; sie können recht gut mehreren Kindern gemeinsam gehören und Gemeinschaftsmittel zur Kurzweil sein.

Sind jedoch die Kinder durch inneres Erleben damit der wirklichen oder gespielten Sommerreise ihrer Puppenfamilie entgegen! Was soll dies unglückliche Kind, das noch ganz im Spielalter ist, mit einem Sonnenschirm oder einer Handtasche anfangen? Was können dagegen die Puppen noch alles für ihre Reise gebrauchen: einen Reisekorb für die Kleider, eine Gartenbank, Tellerchen und Kännchen vom Topfmarkt, einen „Seekuhl", wie Ursula trotz der väterlichen Belehrung den kleinen Strandkorb benannte. Dem Schuljungen, der in seiner karg bemessenen Freizeit zurzeit drinnen wie draußen nur mit Soldaten spielt, schenkt der Vater für eine gute Arbeit, die Mutter für eine Hilfeleistung im Haushalt hin und wieder einen „Soldatengroschen" und überlassen es ihm selbst, in welcher Weise das Geld der Verstärkung seiner Wehrmacht zugute kommen soll.

Vor Weihnachten gehen große Worte im Wunschleben der Kinder um: Puppenstube — Puppenküche — Eisenbahn — Güterbahnhof — Zoologischer Garten — Bauernhof — Wehrmacht zu Lande, Wasser und Luft. Diese Worte und die entsprechenden oft erdrückend reichen Auslagen in den Weihnachtsausstellungen können auch minderbemittelte Eltern nicht einschüchtern oder verbittern, wenn diese im vorgezeigten Sinne das ganze Jahr über Spielzeug im kleinen, das sinnvoll aufeinander und auf das Kind abgestimmt war, kauften. Denn der Abstand zwischen diesem vertrauten Eigentum der Kinder und ihren kühnen Wunschgebilden erscheint bei Licht besehen weniger groß und kann mit feelenkundigem Verständnis, etwas Geschicklichkeit und ein wenig Opfermut überbrückt werden.

M. Silber.

Eier in heißer Jahreszeit

Eiergerichte — in heißen Tagen immer willkommen — gibt es in vieler Form, angefangen vom einfachen Spiegelei bis zu den feinsten Omeletten und Eierkuchen. Wir kennen Spiegeleier oder Rühreier mit Speck oder Schinken, mit Tomaten oder Spargeln; Rührei mit Sardellen, Büchlingen, geräuchertem Lachs, Leber, Pilzen und auch mit Kräutern.

Weniger bekannt sind einige „Verlorene Eiergerichte".

Hamburger Eier. Warme Pastetchen werden mit ernährten Fischresten gefüllt, oben auf setzen wir ein verlorenes Ei. Dazu geben wir Krebssauce und garnieren die Platte mit Krebsschwänzen.

Genfer Eier. Halbierte Tomaten werden gewürzt und gedämpft, dann mit verlorenen Eiern belegt und mit Majonnaise begossen.

Spanische Eier. In mit Currypulver gewürzten und gequirlten Eiern wenden wir Brotschnitten und backen sie in einer Pfanne. Auf jede Schnitte kommt ein verlorenes Ei. Das Ganze wird mit Tomatensauce übergossen und mit Trüffeln und Kräutern bestreut.

Verwandt damit ist folgendes Gericht: Die Eier werden wie alle verlorenen Eier vorsichtig in das kochende Essigwasser geschlagen und etwa 7 Minuten gekocht. Unterdessen werden mit Butter bestrichene Weißbrotschnitten geröstet und die verlorenen Eier darauf gegeben. Dazu reichen wir Tomatensauce.

Die einfachen Eierkuchen kann man mit Speck, Einlagen, Pilzen, Apfel und Pflaumen, aber auch mit geriebenem Käse backen. Ein Luzerner Gericht schreibt vor: Recht dünne Pfannkuchen werden mit Ragout von Kalbfleisch oder Kalbshirn belegt und dann zusammengerollt.

Auch die Moden schmecken sehr gut. Wir gießen die Pfannkuchenmasse in die heiße Butter, rühren und zerkleinern beständig und backen alles goldbraun. Bei Omeletten sind nicht nur Confiture, sondern auch kräftigere Zugaben wie Zwiebeln und Tomaten, Pilze und Nieren angebracht.

Harte Eier reichen wir nicht nur auf der schön garnierten Abendplatte, sondern auch in Zwiebelsauce oder Kräutersauce.

Bunte Eier bilden ein besonders kräftiges Gericht. Wir braten gut gewässerte Pfifferlinge in Butter und Oel, vermengen sie mit in Würfel geschnittenen hartgekochten Eiern, gekochtem Schinken, gedünsteten Zwiebeln und Tomaten. Mit etwas Mehl und Suppenwürze binden wir alles zu einem Ragout.

Eiersalate. Wir schneiden die Eier in Scheiben und übergießen sie mit ziemlich dünner Majonnaise oder Kräutersauce. Sehr gut schmecken sie auch mit Tomaten, Gurkenscheiben und Spargeln garniert.

Vici Roer.

Der Küchenplan im Juli

Der heißeste Monat im Jahre stellt an die Hausfrau die meisten Anforderungen. Vor allem das Kochen strengt sie ganz besonders an. Deshalb muß sie sich durch richtige Auswahl der Speisen soweit wie im Winter das Kochen frei machen wie nur möglich. Dies hat überdies den Vorteil, daß sie ihren Familienmitgliedern mehr sommerliche Speisen bietet, die erfrischender und bekömmlicher sind.

Der Juli ist für die Küche ein sehr reicher Monat. Alle Fleischarten sind reichlich auf dem Markt, denn naturgemäß wird nicht soviel davon verzehrt wie im Winter. Außerdem gibt es frisches Rehwild und junges Geflügel. Nicht vergessen wollen wir die Fische, hauptsächlich Seelachs- und Rotbarschfilet, und als eine Besonderheit der Sommermonate kommen nun die frischen Herings, die sich so vielseitig verwenden lassen. Fleisch und Fisch bereiten wir auf die bekannten Arten, ziehen jedoch manchmal kalten Braten, Fleischsalat und Fischsalat oder Fisch in Gelee dem warmen Gericht vor.

Das Schönste aber sind die vielen frischen Gemüse und das Sommerobst. Kopfsalat, Gurkensalat, Tomatensalat, Radieschen und Rettiche werden von altersher ungekocht genossen. Aber auch andere Gemüse schmecken herrlich als frische ungekochte Salate. Geriebene Karotten mit etwas Zucker und Oel, geriebene junge Kohlrabi mit Sauermilch oder Quark und Kräutern oder geriebenes Rüben, feingeschnittener Spinat oder Sauerampfer in einer Buttermilch- oder Sauermilchtunke, leicht mit Zucker abgeschmeckt sind weniger bekannt, aber nicht weniger schmackhaft. Auch Salate aus gedämpften oder gedünsteten Bohnen, jungen Erbsen, Karotten und Saubohnen sind erfrischend und werden an heißen Tagen dem warmen Gemüse vorgezogen. Alle diese Gerichte haben den Vorteil, daß sie zu kühleren Tageszeiten bereitet werden können und der Hausfrau das Kochen in der Mittagsbitze ersparen. Zu den Salaten können Kartoffeln in verschiedener Form gegeben werden, aber auch Mehlspeisen wie Nudeln, Reis, Braklinge aus Haferflocken und anderes mehr.

Eine gute Ergänzung zum sommerlichen Küchenzettel ist das frische Obst. Besonders die Beeren werden gezuckert und mit frischer oder saurer Milch, mit Magerquark oder schaumig gerührtem Quark gerne als Abendessen oder Nachtisch genommen. Sie sind erfrischend, und in Verbindung mit Zucker und Milch oder Quark sehr nahrhaft und sättigend, besonders wenn noch etwas Brot dazu gegessen wird.

Außer diesen Speisen sind im Sommer Dickmilch oder Sauermilch, die sowohl aus Vollmilch wie aus Magermilch hergestellt sein kann, Buttermilch und kalte Milchmischgetränke sehr beliebt. Milchmischgetränke lassen sich sogar in einfachsten Verhältnissen herstellen: etwas frische Milch wird mit Fruchtsaft verrührt getrunken, oder man nimmt kalten Kakao und setzt etwas Kirsch- oder Johannisbeersaft zu. Sie sind besonders geeignet, um an der Arbeitsstätte genossen zu werden. Denn auch dort sind kühle Speisen mehr erwünscht als warmes Essen, das im Winter so unentbehrlich ist. Frisches Obst, Gurken und Tomaten lassen sich gut mitnehmen und aus der Hand essen. Salate, die zu Hause schon angemacht worden sind, können zu einer Scheibe Brot gegessen werden.

Wenn die Hausfrau ihre Familie auf diese Art ernährt, wird der Appetit der Familienmitglieder in der heißen Zeit nicht leiden, sie selbst wird nicht soviel in der Küche stehen müssen und kann sich mehr Zeit gönnen, um auch einmal zu ihren verdienten Ferien zu kommen.

L. K.-Str.

Tanz im Freien

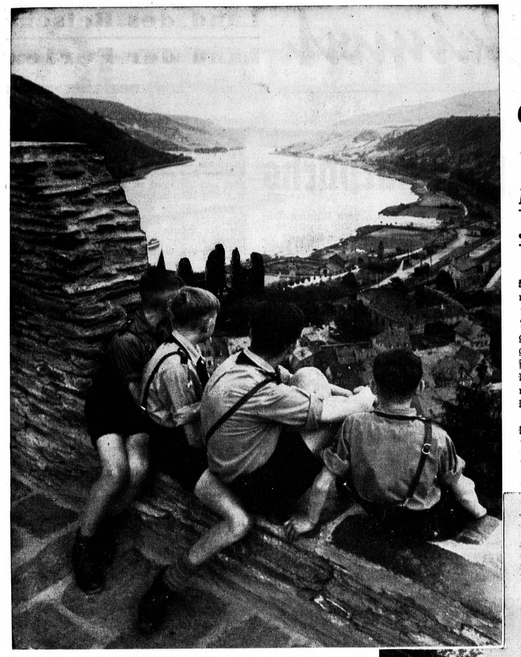
G 3323. Keine Kleidung ist wohl geeigneter, den Liebreiz einer Frau zu betonen, als das Abendkleid. Schimmert an gesellschen Winterabenden die Haut im Schutz schmiegsamer Stoffe zarter als sonst, so vertieft das Sommerabendkleid den Bronzeton des sonnengebräunten Körpers. Ein Plisseerock, weiche Raffungen und ein weitschwingender Rock unterstreichen die natürliche Anmut einer schlanken Gestalt. Linda-Schnitt Gr. 0. Etwa 5,00 m Seide erf.

G 3324. „Gegensätze ziehen sich an." Diese Erkenntnis hat sich anscheinend die Mode zunutze gemacht und bringt nun liebenswürdige Widersprüche aller Art in Farbe, Material und Schnittform. Zu diesem entzückenden Modell z. B wird über einem Unterkleid aus buntbedruckter Seide ein Tüllkleid getragen, dessen herb-sportliches Oberteil in so bauchfreiem Material sehr neuartig und reizvoll wirkt. Linda-Schnitt Gr. II.

G 3325. Gartenfest an warmen Sommerabenden! Lustig flattern die weiten Röcke der Abendkleider, die in allen Farben, schmeichelnden Farben des Pastells sich hell vom Dunkel der Nacht abheben. Duftig, wie die Natur ringsum, soll auch das Kleid in Material und Machart sein. Mit wippenden Schulterschleifen und leicht blusigem Oberteil, dem ein wehender Rock angesetzt ist, paßt es sich seiner Umgebung an. Linda-Schnitt Gr. I.

G 3326. Walzerkleid! Sinn und Zweck, Material und Form liegen in diesem einen Wort. Ein Walzerkleid muß anmutig und aus schwebendem Stoff sein. Es muß zu den Klängen des Dreivierteltaktes gleiten — und welches Gewebe wäre dafür besser geschaffen als Georgette? Duftige Rüschen umschmeicheln Hals und Arme und geben dem weiten Rock etwas „Erdenschwere". Das farblich abweichende Unterkleid wird zwischen den Einschnitten des Oberteils sichtbar. Linda-Schn. Gr. II.

Diese Modelle sind der schönen Mode-, Unterhaltungs- und Haushalts-Zeitschrift „Rhein.-Westf. Hausfrau" entnommen



Junges Blut auf alter Burg

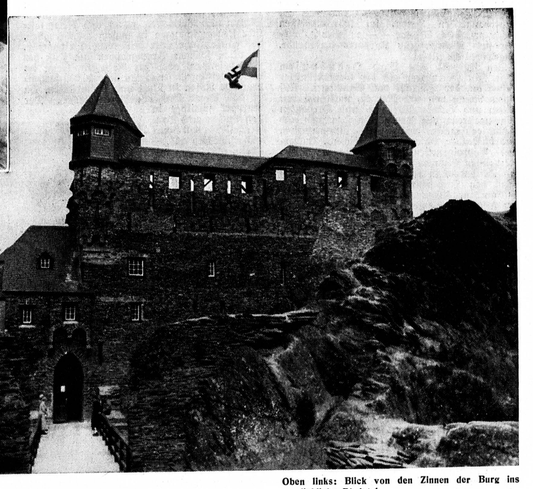
Burg Stahleck a. Rh. Herberge wandernder deutscher Jugend

Junge Menschen aller Nationen finden sich am Lagerfeuer ein

Wenn der Sommer ins Land gekommen ist und die großen Ferien beginnen, geht die Jugend Deutschlands auf große Fahrt. In der Gemeinschaft der Hitlerjugend zieht sie durch die deutschen Lande, lernt ihre Schönheiten feinnen und lieben, begegnet Jugendgenossen anderer Gegenden des großen Vaterlandes und fühlt sich mit allen verbunden in der großen Gemeinschaft deutscher Jugend. Das sind entscheidende Erlebnisse, die nach dem Willen des Führers die neue Jugend formen sollen, sie soll das ganze Vaterland sehen, und jeder soll sich als Kind des ganzen und einigen Volkes fühlen. Um diese Ziele zu fördern, ist ein großes Netz von Jugendherbergen über ganz Deutschland verstreut, überall an den schönsten und wichtigsten Landschaftspunkten geben sie deutscher Jugend Unterkunft. Eine der schönsten und bedeutendsten Herbergen ist aber ohne Zweifel die alte Burg Stahleck am Rhein, schön durch ihre Lage über dem herrlichsten deutschen Strom, bedeutend als Treffpunkt auch der Jugend anderer Länder und somit als Friedensbollwerk mitten im Herzen Deutschlands.

Wer heuer in den bewegten Tagen des sommerlichen Fremdenverkehrs am Rhein zur Burg Stahleck über Bacharach hinaufsteigt, wird dort in ein Meer fröhlicher, begeisterter Jugend geraten. Dort ist die Jugendherberge Deutschlands eingerichtet, in dem uralten Rotternest Burg Stahleck, dessen Ruinen man wieder aufbaute und erweiterte, damit der Strom der deutschen wandernden Jugend Rast und Unterkunft bekommen kann. Und so machen alljährlich viele Tausende von Jungens und Mädels oben auf der Burg Halt, verbringen dort einige Tage im Angesichte des Rheines und des alten Städtchens Bacharach. Der geräumige Burghof läßt Platz zu Spiel und Reigen. Die Unterkunftsräume sind einfach, aber sauber und bequem. Die Jugend fühlt sich in dem alten Schloß wohl, denn hier scheint die Welt verzaubert; die Träume von Abenteuern werden hier Wirklichkeit.

Mit der deutschen Jugend trifft sich die des Auslandes: englische Scouts, belgische, dänische, schwedische und holländische Pfadfinder, alle möglichen Jugendorganisationen des Auslandes leiten die Ferienwanderung ihrer Jungens und Mädels über Burg Stahleck. Hier verständigt sich im wahrsten Sinne des Wortes die Jugend Europas. Man sitzt am Lagerfeuer, erzählt von den Schönheiten der eigenen Heimat, wandert gemeinsam in das rheinische Land ringsum. Freundschaften werden geschlossen, und man lernt einsehen, daß der Frieden Europas in den Händen der Jugend liegt. So erfüllt Burg Stahleck über die Tatsache hinaus, eine Jugendherberge zu sein, eine große Mission. Sie einigt die Herren wachsender Generationen der europäischen Länder und trägt damit einen nicht unbedeutenden Teil für den zukünftigen Frieden des Abendlandes bei.



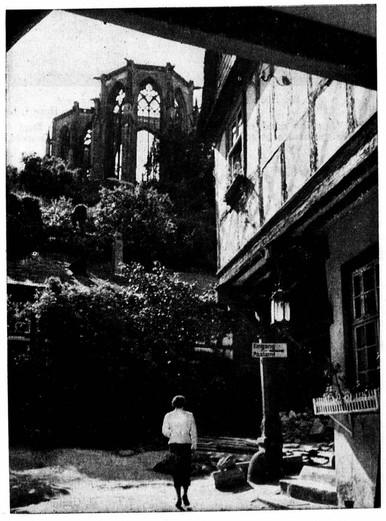
Oben links: Blick von den Zinnen der Burg ins liebliche Rheintal.

Mitte: Die Burg Stahleck wurde von dem Architekten Stahl, Düsseldorf, wiederaufgebaut; der berühmte Burgenbauer hat damit ein Meisterwerk vollbracht. Heute weht über der Burg die Fahne der deutschen Jugend.

Unten links: Die Ruine der wundervollen gotischen St.-Weber-Kapelle erhebt sich einige hundert Meter unterhalb der Burg Stahleck.

Unten rechts: Die große Zisterne, in der das Wasser gesammelt wird, das für den Gebrauch in der Burg bestimmt ist.

Photos (4) Max Göllner, Bavaria



Die alte Burg

Auf grüner, waldumrauschter Hügelkuppe
Droht' einst ein stattlich, wehrhaft, finst'res Schloß.
Um Trümmer, voller Pietät erhalten,
Webt heut' der wilde Wein, wächst braunes Moos.

Die Sonne spielt in vielen bunten Ringeln
Durch das Gezweig der Linden um das Schloß.
Und Kinder tollen durch die Gänge,
Wo einst starb harter Ritter Troß.

Die Menschen träumen in des Tales Weiten,
Sie atmen frei des Berges Höhenluft,
Entronnen hier den lauten Metropolen,
Umweht vom würz'gen Wald- und Lindenduft.

Wo einst des Ritters Horst, wo Massen klirrten,
Herrscht Friede nun, und lieblich ruht das Tal.
Um den verlass'nen Bergsted kreisen Tauben,
In das Gerstes dringt gold'ner Sonnenstrahl.

Im Rittersaal tönt rauschend neues Leben:
Der Jugend Spiel ruft frohen Widerhall
In öden Räumen wach. — Man minnt auch wieder
Im Rosenhag beim Schlag der Nachtigall!

Heinz-Ludwig Wellhausen

Schön deutsche Heimat

Land des Reisens
Land der Ferien

Gärten des Friedens

Rundgang durch niedersächsische Kurparks

Der Kurpark ist der Mittelpunkt jedes Kurortes, die gleichsam um diese Blütenmärchen gewachsen sind. In ihrem Frieden versammeln sich die Badegäste zur Brunnenkur, hier erklingen die schmeichelnden Weisen der Kurorchester, ihr zaubrischer Blumenschmuck und Blütenglanz dringt jedem Gast heilsame Freude. Der Kurpark ist die „gute Stube" jeden Kurortes, seine Visitenkarte!

Die Visitenkarten, die die Kurorte Niedersachsens in ihren Kurparks präsentieren, sind Dokumente von Kultur und Geschmack, Ausdruck meisterhafter Gartengestaltung durch Jahrhunderte und vererbte, unsren Ahnen Freude spendend wie uns selbst. Auch der kleinste Kurort Niedersachsens darf auf seinen Kurpark stolz sein. Jedesmal eine kleine Welt des Blühens und der Heiterkeit. Gärten des Friedens, in deren blütenschimmernder, durchsonnter Stille Erholung und Genesung winkt. Wenn es auch unmöglich ist, den Zauber niedersächsischer Kurparks in diesen karggeketteten Rahmen erschöpfend zu schildern, so werden auch diese kurzen Hinweise genügen, ihren Zauber allen Naturfreunden ins Herz zu senken. Im schimmernden übermütigen Blütenglanz des Lenzes, in der üppigen Rosenpracht des Sommers, im buntprangenden Herbst, im märchenweißen Schneeprunk des Winter — zu jeder Jahreszeit sind Niedersachsens Kurparks verlockende, ungewöhnliche Ziele!

Den Kurpark von Bad Oeynhausen legte kein Geringerer als der Gartenkünstler Lenné an, der Schöpfer von Sanssouci. Auf einem Raum von 400 Morgen, umkränzt von Villen und Badehotels, Bade- und Kurbauten hineingestreut, mit sprudelnden Fontänen und Teich geschmückt, mit seinen Blumenrosen, und blühenden Büschen, alten Eichen-, Buchen- und Pappelgruppen, seiner Plantanenallee, reizvollsten Blumenanlagen, ist der Mittelpunkt des Heilbades, in dem zu spazieren, zu träumen, den Orchesterweisen zu lauschen gleich heilsam für Kranke wie Gesunde ist. Wenn die silberne Riesenfontäne des Jordanbrunnens ihre Wassermassen in diesem Park hochaufschleudert, das große Naturwunder der Niedersachsenerde, dann klingt das Lied der Schöpfung auf in machtvollem Brausen . . .

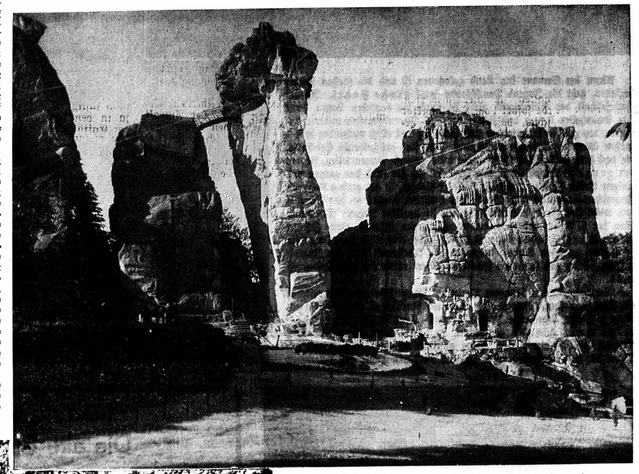
Anmutig ist das Bild des geräumigen Kurparks von Salzuflen im Lipperland, der in 250 Morgen beiderseits des Flüßchens Salze erblüht. Er findet in einem großen Gondelsee seine Fortsetzung und findet im Wald seinen natürlichen Ausgang. Die Gradierwerke am Parkeingang sind von Rosenguirlanden umwunden und bunten Stauden umblüht. Abends wird eine Leuchtfontäne zum bunten Farbenwunder. Leuchtende Wiesen, dämmrige Baumgruppen, daraus hervorleuchtend die Kur- und Kurmittelbauten und all das überschüttet von Blumenbuntheit, so wird dieser Kurpark zur rechten Freude. Und wenn das Kurorchester das heitere Lipper Lied aufspielt, dann geht ein fröhliches Lachen durch den Zauber dieses Parkes.

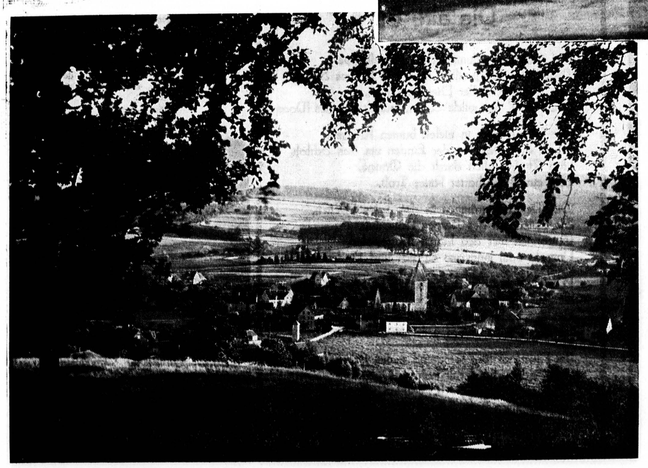
Tradition spricht gepflegt aus dem 18 Morgen umfassenden Kurpark von Bad Meinberg, einer Gartenanlage, an der schon das 17. und 18. Jahrhundert gestaltet haben. Seine Laubmischen, Rasen, Blumen unter dämmergrünen Wipfeln sind in alte Hainbuchenhecken gebettet. Im Schnittpunkt der beiden Hauptalleen steht der Brunnentempel. Die Werra durchplätschert den Parkfrieden. Ein zweiter Berggarten mit schönen Ausblicken wurde am Schanzenberg angelegt. — Der Hochwald des Rosenberges geht am Bergfuß in den Kurpark von Bad Driburg über, durch uralte Brunnenallee verbunden mit der Stadt. Uralte Eichen, Pappeln, Robinien, deren manche unter Naturschutz steht, bilden Sehenswürdigkeiten in dem im englischen Stil angelegten Park. Trauerweiden umrahmen malerisch den Weiher, Staudenbeete, Blumenteppiche zaubern Buntheit in den Rasen. Kurz — Natur und Gartenkunst sind gemeinsam miteinander verbunden.

Bad Nenndorfs Kur-Mittelpunkt ist die über den Schwefelquellen des Bades angelegte, von Kurtheater, Arkaden und Kurbauten umkränzte Esplanade mit ihren acht schattigen Lindenreihen. Sie ist verbunden mit einem sonnigen Rosengarten. Die Parkanlagen erstrecken sich mit laubdämmerigen alten Alleen, wunderbunten Blumenbeeten, anmutigen Baumgruppen, Rasen sorgsam gepflegt bis zum Deister-Hochwald hinauf, weiten Spaziergängen Raum gebend. — Bad Eilsens schöner Kurpark in einer an sich parkhaft anmutenden Landschaft zieht auch auf 150 Jahre Gestalten, Blühen und Verwelken zurück und bietet köstliche Ueberraschungen in seinen wundervollen, das ganze Jahr über blühenden Steingarten, in alten schönen Baumgruppen am Fuß der Aue, besonders aber zur Rosenzeit, wenn im märchenhaften Rosengarten über 10 000 farbenprächtige Rosen in Duft und Blüte stehen. Da ist das ganze Bad ein Rosenmärchen. Der Kurpark schwingt in den Buchen- und Tannenwäldern von Harrl und Bückeberg aus. — Klein, aber ganz reizend und gepflegt ist der Kurpark des Dietzhadens Münder unter dem Goldgrün des Laubdaches seiner alten Bäume. Auf seinen blumenverbrämten Rasen machen die Kurgäste beschauliche Liegekur. Goldfische schwimmen vergnügt in einem mit Stahlwasser gespeisten Weiher. Ein schöner Brunnentempel ist über der altberühmten St.-Annen-Kapelle erbaut worden; ihr starker Schwefelduft — den Kurgästen Nektar — zieht bis über die angrenzenden Straßen . . .

Das größte Parkwunder Niedersachsens birgt Bad Pyrmont. Sein Kurpark ist der bezauberndste aller deutschen Kurparks und zwar — unbestritten! Er ist das Meisterwerk deutscher Gartenarchitektonik und Blumenkunst mit seinen grünen Mauern steilgeschnittner Lindenalleen, die 1668 angelegt wurden. Reizende Parktempelchen aber Kurarkaden stehen im grünenvollen Blickpunkt dieser Parkalleen. Märchenplastiken sind über Rasen und Laubnischen gestellt. Weiße Brücken schwingen märchenfein über romantische Wässer chen. Wasserspiele steigen silberklar auf. Magnolienrasen, Azaleenweg, Rhododendronhecken, Rosengänge und Rosenlauben, Stubgebüsch, Rondells, Tulpen- und Stiefmütterchenbeete von Buy steif umschränkelt, rosenumblühte Weiher — eine Fülle Blumengaben und Ueberraschungen zu jeder Jahreszeit! Im exotischen Pflanzenwunder des berühmten Palmengartens kann man in südländischer Heiterkeit sogar unbestraft unter Palmen wandeln, an steinerne Brüstung gelehnt auf das von Schwänen still durchruderte Wasser des alten Wasserschlosses schauend. Die Bombergs-Allee schwingt aus dem weiträumigen Park zum Bombergs-Wald hinauf. Die meisterhafte Gartenkunst von Pyrmonts Kurpark ist Park-Tradition von Jahrhunderten. Sie ist natürlich nicht unbemerkt geblieben. Um ihre heilsamen Brunnen, unter ihren steifgeschnittnen Alleen lustwandelten schon anno 1681 vierzig königliche und fürstliche Herrschaften. Friedrich der Große ergötzte sich wiederholt am Zauber dieses Parks, wie auch die Königin Luise und der alte Blücher und groß ist die Reihe der „schönen" Geister und klassischen Dichter, die in seinem Blütenzauber Anregung und Erholung fanden: Klopstock, Gleim, Schlegel, Brüder Stolberg, Vater Voß, Claudius, Chamisso, Lessing — die ganze deutsche Literaturgeschichte war einst hier zu Gaste. Und Goethe fehlte nicht, „die Hände in beiden Rocktaschen, in mäßigem Schritt die Alleen auf- und abwandeln, ohne auf die Sterblichen um ihn her zu achten . . ." Und bis zum heutigen Tag gehört ein Frühlingstag im Kurpark von Pyrmont zu unvergeßlichen Stunden in einem Märchenland.

Niedersächsische Kurparks — blühende Märchengärten des Niedersachsenlandes und sein schönster Schmuck, aller Welt zur Freude gehalten, die hier zu Gaste weilt, den Kranken wie auch den Gesunden. Konrad Haumann.





Bei Horn ragen majestätisch die Externsteine auf (Photo: Schönlau, Horn i. L.)

Aus dem sonnigen Tal bei Detmold grüßt das freundliche Dorf Heiligenkirchen herauf. (Photo: Ostmann, Detmold.)

Teutoburgerwald

Als der völkischen Freiheit und Einigkeit erdhaftes Sinnbild, heiliger Hort und segnender Gral steht dieses Gebirge im Herzen aller Deutschen.

Ueber den brausenden Gipfelkronen schattendunkler Wälder, durch die einst der Rotschrei der Varuslegionen hinirrte, wandeln in der Sonne des Ruhmes die stärksten Männer der ältesten und neuesten Geschichte: Hermann, der Cheruskr und Hitler, der Führer. Fast über zweitausend Jahre hinweg reichen sich hier die Heroen die Hand als glückliche Ueberwinder deutscher Zwietracht und Fremdherrschaft. Fast vergessen und doch oder trotzdem in dem tiefen Bewußtsein der Sage verehrend bewahrt, reitet Widukind, der Herzog der Sachsen, ungesehen und unentwegt über die alten Heerwege . . .

In einer Länge von 120 Kilometern, von Ibbenbüren bis Horn-Externsteine, hebt sich der Hühnenwall des Teutoburgerwaldes aus der mütterlichen Erde der Münsterschen Ebene, von der Dörenschlucht geteilt und in den eigentlichen Teutoburgerwald und den Osning des nördlichen Waldzuges.

Das Herz des Gebirges an Schönheit und geschichtlicher Bedeutung ist da, wo die Schwertspitze des ersten deutschen Führers, als Siegesblitz in den Himmel sticht und wo die Ahnenweihestätte der Externsteine uns ehrfürchtiges Schweigen gebietet.

Viel umfängt der Teutoburgerwald in seinen schimmernden Falten: Feuchtdunkle Schluchten und lichte Täler, innige Haine und ernste Forste, rührige Städte und stille Dörfer. Und die dramatischen Szenen Lührer Geländeverwerfungen künden in Gleichnissen der Form seine große Geschichte.

G. Gruttmann.

Reisen

Morgen in der ersten Frühe
Fährt mein Zug.
Nun ade, Gewerk und Mühe,
Bald im Flug
Tausch ich die blindalten Strecken
Neu mit ein.
Ach, wie wird mir wieder schmecken
Jung der Wein.

Ach, wie wird mir wieder munden
Süd und Nord,
Ost und Westen Stund' um Stunden
Fort und fort,
Lachen, Winken, wie gegeben,
So zurück.
Reisen reisen in das Leben,
In das Glück.

Richard Gerlach

Ich war Zeuge als sie ...

Kriminal-Roman von Bert George

4. Fortsetzung

Aber die Gräfin antwortete nicht mehr. Totenblässe bedeckte ihr Gesicht; sie wankte, der Gerichtsarzt machte Severin ein Zeichen, das Verhör zu beenden, und der Kommissar schloß die Sitzung. Die Polizisten stützten die junge Frau und führten sie langsam aus dem Zimmer, der Anwalt folgte.

Noch war von der aufregenden Szene erschüttert. Wenn ich auch bewunderte, mit welcher Energie und Logik der Kommissar Schritt für Schritt vordrang, wie er Blößen entdeckte, Fäden entwirrte und das Bild vervollständigte, ich beneidete ihn nicht um seinen Beruf.

„Nun, Kapitän?" Der kleine Mann hatte seinen Hut aufgesetzt, sich eine Zigarre angesteckt und sah mich lächelnd an. „Sie machen ja ein ganz verzweifeltes Gesicht! Was wollen Sie? Die Sache nimmt jetzt endlich ihren normalen Lauf. Die Gräfin hat noch Hemmungen, Es gibt da noch Dinge, die sie um keinen Preis gestehen will; sie muß ihre Scham überwinden, der Staatsanwalt wird ihr schon beikommen. Und dem Mörder des Kindes sind wir jetzt ebenfalls auf der Spur. Sie werden sehen, was für famose, tüchtige Beamte unsere Kollegen bei der deutschen Polizei sind. Es ist ein Vergnügen, mit ihnen zu arbeiten. Sie liefern uns den Herrn Schweden morgen oder übermorgen ab. Und nun kommen Sie, ich habe Appetit — Sie auch?"

Wir gingen ins Palais de jotée zum Frühstück.

*

Die Haupverhandlung in der Mordsache des alten Fürsten von Sch. war für den 14. März angesetzt worden, als die Gräfin plötzlich schwer erkrankte und ins Hospital des Untersuchungsgefängnisses übergeführt werden mußte. Die Erregungen der Verhöre, die Haft und die Angst vor kommenden Verhandlungen hatten sie niedergeworfen. Den Grafen wurde sofort vom Hoteldirektor nach Berlin berichtet, daß seine Frau erkrankt sei. Mehrere Tage verstrichen. Mein freundlicher Hoteldirektor hatte wieder einmal das Füllhorn seiner Dankbarkeit über mich ausgeschüttet und mich zum Abendessen eingeladen. Er erzählte mir Anekdoten von Hotelgästen, Nizzaer Standalgeschichten, Erlebnisse mit zweifelhaften Riviera-Reisenden, eine Unterhaltung, die mich sehr amüsierte. Ich wiederum mußte ihm von großen Krieg berichten, vom schönen Wien, in dem so vieles anders geworden, und Mitternacht war schon vorbei, als ich mein Zimmer aufsuchte. Trotz der späten Stunde wollte ich einen Artikel an meine Redaktion beenden, damit er mit der Morgenpost abginge. Meine Berichte über den „Skandal in Nizza" hatten meine Stellung bei der Zeitung sehr gebessert. Der Chef ließ mir mitteilen, daß ich, anschließend an den bevorstehenden Mordprozeß und die noch unaufgeklärte Kindesentführung, über die ich weiter zu berichten hätte, im Auftrag der Zeitung die ganze Riviera bereisen sollte, um in der mir eigenen Weise, die den Lesern gefiel, Reiseberichte zu verfassen. Das war ein Geschenk der Götter! So wollte ich nicht ermangeln, meinen Pflichteifer zu zeigen, und setzte mich noch spät abends an meinen Schreibtisch.

Ich mochte bis gegen ein Uhr geschrieben haben, als mein Tischtelephon leise schrillte. Erstaunt hielt ich inne, hob den Hörer ab und meldete mich.

„Hier ist Hardegg — was ist los?"

„Verzeihen Sie, Herr Rittmeister, hier ist der Nachtportier. Wir sahen noch Licht in Ihrem Zimmer, und nur deshalb erlaubte ich mir, Sie zu stören. Herr Graf von Sch. möchte Sie gerne telephonisch sprechen, gestatten Sie die Verbindung?"

„Ich bitte darum."

Jetzt meldete sich der Graf, seine Stimme klang hastig und erregt. „Entschuldigen Sie, bitte, tausendmal, Herr Hardegg, ich hätte Sie wahrscheinlich nicht gestört, wenn mir der Portier nicht versichert hätte, daß noch Licht bei Ihnen ist."

„Aber bitte, Herr Graf, kann ich Ihnen irgendwie dienen?"

„Ich bin vor einer halben Stunde mit dem Erpreßzug aus Berlin zurückgekommen und finde auf dem Schreibtisch die während meiner Abwesenheit eingelaufene Korrespondenz. Es ist ein merkwürdiger Brief dabei, der mich in höchste Erregung versetzt. Ich habe keine Seele, mit der ich über die Sache reden kann —, würden Sie die große Güte haben, für eine Viertelstunde auf mein Zimmer zu kommen?"

„Aber gewiß, ich komme sofort."

„Tausend Dank — ich erwarte Sie."

Ich klopfte und trat bei dem Grafen ein. Rasch kam er mir entgegen und schüttelte mir die Hand. Er war nicht allein. Auf dem Fauteuil erhob sich ein älterer, vornehm aussehender, glattrasierter Herr — Brille, dunkler Anzug, müde aussehend, wahrscheinlich von der langen Reise angegriffen.

„Darf ich vorstellen," sagte der Graf, „Herr Rittmeister Hardegg, Redakteur — Herr Sanitätsrat Berg, unser alter Hausarzt. Ich bekam nach Berlin Nachricht, daß meine Frau eine heftige Nervenerkrankung erlitten hat, und so bat ich unsern bewährten Sanitätsrat, mit mir zu fahren; ich traue den Aerzten hier nicht recht. Ich bin ängstlich geworden. Morgen früh muß unser Arzt meine Frau untersuchen; hoffentlich macht man ihm keine Schwierigkeiten — was meinen Sie?"

„Sicherlich nicht! Wenn Sie es wünschen, so will ich gern den Kommissar aufsuchen."

„Das wäre wirklich gut, ich nehme es dankbar an."

Wir setzten uns. Jetzt erst sah ich, daß er fortwährend ein Papier in Händen hielt, das er in seiner Aufregung schon ganz zerknüllt hatte.

„Ich bin in einer unbeschreiblichen Gemütsverfassung," begann er. „Der Anwalt meiner Frau hat mich über den Prozeß auf dem laufenden gehalten, und ich zittere um ihr Schicksal. Es ist ausgeschlossen, daß sie die Tat begangen hat, — ganz ausgeschlossen! Ich opfere alles, was ich besitze, um ihre Unschuld zu beweisen."

Ich antwortete nicht. Was sollte ich darauf erwidern? Auch ich hatte dem Grafen, um seinen Wunsch zu erfüllen, alle Einzelheiten der Verhandlung nach Berlin berichtet. Er mußte doch orientiert sein, daß seine Frau nicht mehr zu retten war. Glaubte er, eine Wendung herbeiführen zu können? Hatte er Gegenbeweise, ich wollte ihm das Herz nicht noch schwerer machen, daher schwieg ich.

„Aber nicht deshalb habe ich Sie zu mir gebeten, sondern wegen dieses höchst merkwürdigen Briefes." Er reichte mir das Blatt und ich las:

„Herr Graf!

Wenn Sie in den Besitz Ihres Kindes kommen wollen, so erscheinen Sie am 5. März Punkt sechs Uhr nachmittags im Hotel de Rome, Nizza, Rue de Wlandes Meures, und fragen Sie nach Madame Lambert. Kommen Sie jedoch allein. Man verlangt von Ihnen weder Geld noch eine andere Gegenleistung. Man hat nur den Auftrag, Ihnen Ihr Kind wohlbehalten zu überagben."

Ich war perplex!

Der Polizeikommissar hatte recht behalten: den Banditen waren die „Felle weggeschwommen" und jetzt hielten sie es für klüger, das Kind wieder den Eltern zurückzugeben, anstatt sich der ewigen Gefahr des Ertapptwerdens und schwerster Bestrafung auszusetzen. Da konnte die Polizei lange suchen und alle Länder alarmieren, die Diebe hatten Nizza gar nicht verlassen. Ich gab den Brief wieder zurück.

„Kein Ort, keine Unterschrift," sagte der Graf, „der Umschlag hatte keine Marke, der Portier erinnert sich, der Brief wäre im Hotel durch einen Kommissär abgegeben worden."

„Ich halte den Brief für eine absichtliche Irreführung, für einen schlechten Scherz, den sich jemand mit dem Grafen erlaubt," meinte der Sanitätsrat. „Ich würde den Wisch in den Papierkorb werfen und mich um diese Sache nicht mehr bekümmern."

„Gewiß, — aber in meiner Lage greift man nach jedem Strohhalm, — es ist doch wie ein Hoffnungsschimmer," sagte der Graf.

„Darf ich Sie um das Schreiben bitten und mit Herrn Severin darüber sprechen?" fragte ich. „Er wird sicher den besten Rat geben können."

„Deshalb wollte ich heute noch mit Ihnen sprechen, Herr Rittmeister. Sie stehen anscheinend gut mit dem Kommissar. Bitten Sie ihn um seine Ansicht, ich will tun, was er sagt."

Seine Züge waren eingefallen, seine Haltung gebeugter denn je, er machte den Eindruck eines müden, kranken Menschen und tat mir leid. Mit seinen nervösen, zitternden Händen steckte er das mysteriöse Schreiben in den Umschlag und übergab es mir. „Lassen Sie mich Ihnen herzlich danken, ich würde Sie bitten, noch zu bleiben, aber" — er lächelte melancholisch — „ich bin am Ende, es war zu viel, die Tragödie hier in Nizza, die Besetzung des Fürsten in Berlin mit allen Aufregungen und Formalitäten, die Rückreise, und jetzt hier, dieser Brief — es ist entsetzlich."

„Ich sehe es Ihnen an, Herr Graf. Sie sind ganz verstört."

„Nicht wahr, nicht wahr, ich mache Schreckliches durch! In Berlin verfolgten mich fortwährend geheimnisvolle telephonische Anrufe. Stellen Sie sich vor: man rief mich wiederholt an, um mir zu sagen, ich möchte mich um mein Kind nicht beunruhigen. Ich bekäme es wieder zurück, sobald ich in Nizza ankäme! Ich dachte, jemand wollte sich über mich lustig machen; die Angelegenheit stand in den Zeitungen, irgendwer hatte von der Entführung des Kindes gelesen, ich hatte das Gefühl, verfolgt zu werden, überwacht, — es war unerträglich!"

Der Sanitätsrat erhob sich. „Sie nehmen jetzt ein harmloses Schlafpulver, lieber Graf, ich gebe Ihnen etwas aus meiner Reiseapotheke. Und dann schlafen Sie sich mal tüchtig aus. Herr Rittmeister, ich danke Ihnen gleichfalls, daß Sie trotz der späten Stunde noch gekommen sind, es hat jedenfalls dazu beigetragen, die nervöse Spannung des Grafen zu beschwichtigen."

Wir wünschten uns gegenseitig geruhsame Nacht, und der Graf brachte mich, nochmals dankend, in den Korridor.

Das Hotel lag schon in tiefer Stille; es mochte zwei Uhr nachts sein.

Natürlich eilte ich am nächsten Morgen gleich zum Kommissar und zeigte ihm den Brief. Er las ihn, verzog keine Miene, hielt Umschlag und Papier gegen das Licht und betrachtete es eine Weile. Dann sagte er:

„Der Brief ist möglicherweise aus Nizza; das Papier ist französischer Herkunft. Sollte die Sache überhaupt gar nicht aus Nizza entfernt worden sein? Diese Form der Rückgabe ist wirklich von verdächtiger Selbstlosigkeit! Rührend! Es erinnert mich an einen schlechten Roman, nein, Kapitän, das sind keine berufsmäßigen Erpresser, die hier gearbeitet haben. Entweder sind es Dilettanten oder hinter diesem Brief steckt nichts als ein geschmackloser Scherz."

„Raten Sie dem Grafen, in das bezeichnete Hotel zu gehen?"

„Nein, wir wollen selbst der Sache auf den Grund gehen. Es kann sich ja um eine Mystifikation handeln, um einen Hinterhalt, oder um weiß Gott was! Warten Sie mal, wir wollen ganz einfach vorher anfragen."

Er hob den Hörer ab. „Hier steht der 5. März, das wäre ja schon morgen, wenn die Sache auf Wahrheit beruht, ja? Bitte, geben Sie mir das Hotel de Rome — ist dort der Portier? Hier Polizeikommissar Severin. Sagen Sie, mein Bester, wohnt bei Ihnen eine Madame Lambert? Bitte, sehen Sie nach." Ein paar Sekunden verstrichen. „Niemand? Natürlich, ich dachte mirs, — wie meinen Sie?" Die Stimme des Kommissars wurde interessierter. „Eine briefliche Bestellung liegt vor, in der ein Zimmer verlangt wird? Für eine Frau Lambert mit Begleitung? Ab morgen sechs Uhr. Oh, la, la, das ist sehr wichtig. Woher ist der Brief? Ohne Marke und Stempel, so, so, durch einen Boten abgegeben.

„Sm . . . Nun geben Sie aber acht: Ich möchte mich im Hotel nicht zeigen, man könnte mich erkennen. Die Polizei muß aber diese Madame Lambert unter allen Umständen in die Hände bekommen. Es werden sich morgen vormittag nach fünf Uhr zwei Detektive in Zivil bei Ihnen vorstellen. Sie werden die Herren unauffällig aufmerksam machen, wenn diese Lamberts ankommen. Ich selbst komme um sechs Uhr. Haben Sie verstanden? Gut."

Der kleine Kommissar fing an zu lachen und schlug auf den Tisch: „Wie gesagt, Kapitän, das sind Dummköpfe von Verbrechern, Anfänger, Idioten, die mit der Freigebigkeit des alten Fürsten gerechnet haben und nun nach dessen unverhofftem Ermordung seine Schereret mit dem gestohlenen Kind haben wollen, weil nichts mehr zu holen ist. Niemals würden gerissene Gauner einen solchen Brief schreiben und sich in eine solche Falle begeben. Selbst wenn wir jemand im Hotel erwischen — ich mache mir keine Illusionen: die eigentlichen Urheber des Diebstahls sind weit vom Schuß, uns überläßt man die Nichtwisser, die Zwischenmänner, die uns etwas vom „großen Unbekannten" erzählen werden. Na, wir werden ja sehen. Wenn ich nur ein kleines Zipfelchen der Decke erfassen kann, die über dem Ganzen liegt, dann bin ich zufrieden. Holen Sie mich morgen etwas vor sechs Uhr hier ab, wollen Sie?"

„Mit größtem Vergnügen. Sagte ich schon, daß der Graf aus Berlin seinen Hausarzt mitgebracht hat? Einen Sanitätsrat, wahrscheinlich sehr gelehrtes Haus. Der Graf sieht übrigens jämmerlich aus."

„Kann ich verstehen, er hat manches durchzumachen."

„Er erzählte mir, man hätte ihn schon in Berlin durch anonyme telefonische Anrufe verständigt, daß er sein Kind wiederbekäme. Aber er hielt alles für Bluff und Irreführung. Er fühlt sich verfolgt."

„Verfolgt?" Severin wurde stutzig. „Von wem?"

„Das weiß ich nicht. Er hatte das Gefühl, jemand sei hinter ihm her, das beunruhigte ihn. Er leidet ja obnehin unaufhörlich unter dem bevorstehenden Prozeß gegen seine Frau, nun kommen diese seltsamen telefonischen Anrufe."

„Haben Sie ihm gesagt, daß es erwiesen ist, seine Frau habe Veronal gekauft? Daß zwei Apotheker es bestätigen, die seine Frau erkannt haben?"

„Um Gottes willen! Ich hätte ihn mit dieser Mitteilung umbringen können; er hofft nach wie vor, seine Frau aus der Haft zu bekommen. Er hat den Hausarzt eigens mitgebracht, damit dieser seine Frau behandle."

Severin wurde böse: „Ich lasse außer dem Anwalt keinen Menschen zur Gräfin! Sie ist in gewissenhaftester Behandlung; sie braucht keinen weiteren Arzt, das entscheidet unser Gerichtsarzt. Wie heißt der Sanitätsrat?"

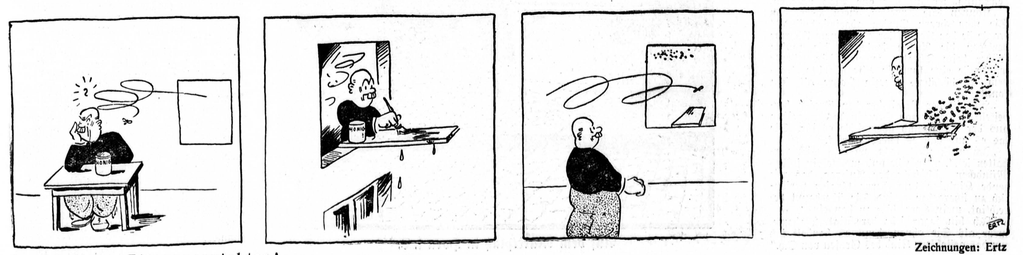
„Ein Doktor Berg."

„Also, es kommt kein Mensch zu ihr, sagen Sie es dem Grafen. Und holen Sie mich morgen vor sechs Uhr hier ab. Au revoir."

Damit war ich für heute verabschiedet.

Als ich am nächsten Vormittag nach dem Befinden des Grafen fragte konnte ich nur mit dem Sanitätsrat sprechen. Der Graf, von den Aufregungen der letzten Tage erschöpft, blieb im Bett. Ich berichtete dem Arzt, daß seine Bemühung, die Gräfin in Behandlung zu nehmen, zwecklos wäre, der Kommissar sei dagegen. Er meinte, er wolle sich mit dem Gerichtsarzt in Verbindung setzen; es läge ihm daran, die Gräfin zu untersuchen, nur um den ängstlichen Grafen zu beruhigen.

Beim Lunch leistete mir mein Protektor, der Hoteldirektor, Gesellschaft. Ich erzählte die Geschichte des Briefes, und er lachte.



Juppwilleine Fliegevernichten!

Zeichnungen: Ertz

ihm das letzte große Verhör der Gräfin und deutete an, daß leider vernichtende Zeugenaussagen gegen die junge Frau abgegeben wurden. Auch erzählte ich ihm, aus welchen Motiven Herr Severin den Mord des Fürsten herleitete.

„Welches Unglück, welches Unglück!" sagte er in einemfort. „Eine vornehme Dame! Wer hätte ihr das zugetraut? Aber hatte ich nicht recht? Sehen Sie, Herr Severin zerpflückt die ganze Postkete! Und so wie er den Mord aufgeklärt hat, so wird er den Diebstahl des Kindes enträtseln. Sie werden sehen! Oh, er ist ein Meister seines Faches!"

„Sagen Sie, Herr Direktor, was ist das Hotel de Rome für ein Hotel?"

Er machte eine eiskalte Miene. „Zweitklassig. Provinzgäste. Nichts für Sie, Kapitän."

Gegen sechs Uhr holte ich den Kommissar vom Gerichtsgebäude ab. Wir gingen in den älteren Teil der Stadt, durch enge Straßen, bis wir auf einen stillen Platz kamen, den eine reizende Anlage zierte. Auf dem grünen Rasen waren Beete mit rotglühenden Blumen, inmitten des Parkes plätscherte ein aller Marmorbrunnen, und durch einige Bäume, die den Brunnen umgaben, leuchteten in der Abendsonne die Buchstaben einer Inschrift: Hotel de Rome, das eigentlich einen sehr ruhigen, vornehmen Eindruck machte. Ueber eine Treppe von wenigen Stufen kamen wir ins Vestibül. Auch hier Stille.

Der Portier war über sein Gätteduch gebeugt. Mehrere Damen und Herren tranken Tee, in einer Ecke saßen zwei brave Bürger, jeder ein Bock vor sich, und spielten Karten. Ohne weiteres trat Severin auf sie zu und setzte sich zu ihnen. Die Herren nickten ihm zu wie einem alten Bekannten. Ich blieb daneben stehen.

„Eine Madame Lambert ist auf Nummer 10 im ersten Stock", sagte einer der Herren und spielte seine Karte aus.

„Sie ist schon vormittags angekommen", sagte der andere und stach die Karte seines Partners.

„Hat bisher das Zimmer nicht verlassen", trumpfte der erste eine neue Karte auf den Tisch. Severin zeigte mit dem Finger auf die Karte und sagte: „Bleiben Sie hier und erwarten Sie meine Anordnungen, ich gehe auf Nummer 10."

Er gab mir einen Wink, wir gingen an dem Portier vorüber, der aufsah, den Kommissar erkannte und ihn diskret grüßte. Dann stiegen wir die Treppe empor. Vor Nummer 10 blieben wir stehen. Severin klopfte. Von innen fragte eine weibliche Stimme in schlechtem Französisch:

„Wer ist draußen?"

„Oeffnen Sie!" sagte Severin.

„Wer ist da?" fragte dieselbe Stimme.

„Sie sind Madame Lambert?"

„Jawohl, das bin ich."

„Ich komme wegen des Kindes."

Ein Schlüssel wurde gedreht, die Tür öffnete sich zu einem Spalt, eine Frau von unbestimmtem Alter, elegant gekleidet, sah Herrn Severin ins Gesicht. Gleich fuhr Sie erschrocken zurück und wollte die Tür wieder schließen. Aber der Kommissar hatte bereits geschickt seinen Fuß dazwischengestellt.

„Lassen Sie uns ruhig eintreten, Madame, wir kommen im Auftrag des Grafen von Sch."

Bei Nennung des Namens änderte die Dame sogleich ihre Haltung; sie öffnete die Tür, ließ uns eintreten und verschloß sie sofort wieder. Es war eines jener üblichen Hotelzimmer, Talmi-Eleganz, mit zwei Betten. Vor einem Tisch in der Mitte des Zimmers saß eine junge Person in der Tracht einer Kinderwärterin und sah gleichgiltig auf uns. Vor einem der beiden Betten lag ein kleines Wickelkind und schlief. Mit Freuden erkannte ich sofort das reizende Baby wieder — es war das Kind der unglücklichen Gräfin.

„Sie bestellten den Grafen von Sch. für sechs Uhr", begann Severin mit einer Liebenswürdigkeit, die ich an ihm gar nicht kannte. Er sträubte die unbekannte Dame mit seinem gewinnendsten Lächeln an.

„Ja, ich bin erkannt, daß er nicht selbst gekommen ist, ich dachte, er würde hierherfliegen vor Ungeduld." Sie sprach mit der Miene einer beleidigten Primadonna.

„Er wäre geflogen, Madame, er wäre bestimmt hierhergeflogen, aber er ist erkrankt, leider; er schickt mich und läßt Sie grüßen."

„Oh, wahrhaftig?" Sie schmolz unter den galanten Blicken Severins etwas dahin und machte eine zum Sitzen einladende Handbewegung, worauf wir alle Platz nahmen.

„Können Sie beweisen, mein Herr, daß Sie vom Herrn Grafen abgeschickt sind?" fragte sie den Kommissar, vor seinem Charme verlegen die Augen senkend. Sie mußte früher beim Theater gewesen sein. Heute würde sie eine komische Alte abgeben, trotzdem sie höchstens vierzig Jahre alt sein konnte.

„Hier ist der Brief, der den Grafen herbestellt." Damit zog Severin das Schreiben aus der Tasche und überreichte es ihr. Sie las es und gab es wieder zurück.

„Ich weiß nicht recht, wie ich mich verhalten soll", meinte sie und machte ein spitzes Mündchen, „ich habe den Auftrag, das reizende Kindchen dem Herrn Grafen persönlich zu übergeben. Sind Sie überhaupt berechtigt, mein Herr, hier zu handeln?"

„Ich bin sogar sehr berechtigt, Madame, mehr als Sie ahnen, denn es handelt sich um das gestohlene Kind des Grafen von Sch."

„Gestohlen?" schrie sie mit einem dramatischen Ausdruck, als ob sie ein Gastspiel auf Engagement absolvierte. „Gestohlen!? Davon hat man mir keine Silbe gesagt!"

„Wer hat Ihnen nichts gesagt? Wer?" forschte Severin, indem er seinen Stuhl dicht an sie heranzog und versehentlich seine Hand auf die ihre legte.

Sie sagte: „Oh, bitte, mein Herr, wir sind uns doch fremd, — außerdem, hier sitzt die Amme des Babys und Ihr Freund könnte glauben — ich verstehe Sie wirklich nicht."

„Sie sind in fremdem Auftrag hier im Hotel?" fragte Severin harmlos weiter.

„Ich darf mich nicht äußern, bitte, mein Herr, forschen Sie nicht weiter."

Jetzt stand der Kommissar auf, er verwandelte sich förmlich wieder zurück und sprach knapp und sachlich: „Machen Sie sich fertig, Madame, Sie und dieses Fräulein hier. Folgen Sie mir zur Polizei. Das Kind wird sogleich dem Herrn Grafen übergeben. Hier ist meine Legitimation, ich bin Polizeikommissar." Er wies seine Karte vor.

Wäre der falsche Kronlüster mit seinen tausend Glasperlen von der Decke gestürzt, sie hätte nicht mehr erschrecken können. Auch die Amme, die wahrscheinlich kein Wort französisch verstand, war aufgestanden und blickte erschreckt auf den Kommissar, der seinen liebenswürdigen Ton so plötzlich abgelegt hatte.

„Was wollen Sie von mir? Was glauben Sie? Was unterstehen Sie sich?" zeterte sie und klatterte in dem Zimmer herum wie eine verstörte Henne. „Ich bin eine anständige Frau. Ich habe nichts Unrechtes getan! Verlassen Sie dieses Zimmer!"

Severin flimmerte sich nicht um das geschrei der geheimnisvollen Madame Lambert und hatte den Hörer des Zimmertelefons ergriffen.

„Portier, bestellen Sie ein Auto und schicken Sie sofort meine beiden Beamten auf das Zimmer Nr. 10."

Indes war das kleine Würmchen durch den Lärm erwacht und begann zu schreien. Die Amme nahm es zu sich und beschwichtigte es. Madame Lambert holte ihren Koffer und tat so, als ob sie, tief gekränkt, einpacken und das Hotel verlassen wollte.

Jetzt traten die beiden Herren, die unten Karten gespielt hatten, rasch ein. „Berthier und Morin, bleiben Sie hier bei mir. Lieber Herr Rittmeister", wandte er sich an mich, „ich will der Alten noch ein wenig geheuer, vielleicht kann ich etwas erfahren. Eilen Sie mit dem Kinde und der Amme inzwischen zum Grafen. Wir müssen hier erfahren, wer die Alte mit dem Kinde hergeschickt hat. Kommen Sie wieder zurück und berichten Sie mir, was der Graf sagte."

Mit einer energischen Geste zeigte er der Amme die Tür und deutete ihr an, mir zu folgen. Als sie sich sträubte und zu Madame Lambert wollte, winkte er seinen beiden Leuten. Aber kaum wollten sich diese der jungen Person nähern, als sie laut in einer unverständlichen Sprache etwas rief und sich mir anschloß. Sie trug das Kind, ich eilte mit ihr hinaus, bestieg das Auto, und wir fuhren ins Hotel Francais.

Der Graf stand im Schlafrock in seinem Zimmer, der Sanitätsrat war schon beim Abendessen, als ich mit der Amme eintrat und laut sagte: „Freuen Sie sich, hier bringe ich Ihnen Ihr Kind wieder zurück!" Erst starrte er mich an, als ob ich eine Erscheinung wäre, dann fiel sein Blick auf die Amme. Er stürzte zu ihr, riß ihr das Kind aus den Armen, lief damit ans Fenster, weil es im Zimmer dämmrig war erkannte seinen Jungen, bedeckte ihn mit Küssen, stieß vor Freude unartikulierte Laute aus, hüpfte wie ein Irrer mit dem Kinde im Zimmer umher und gebärdete sich ganz toll vor Glück. Natürlich fand der kleine Erbprinz nur weder laut zu brüllen an. Die Amme schwatzte in ihrem unverständlichen Kauderwelsch etwas und nahm dem faltungslosen Mann das Kind weg.

„Wie froh bin ich, wie froh", murmelte der Graf vor sich hin. Dann rasch zu mir: „Herr Rittmeister, nie im Leben werde ich vergessen, wie Sie sich in dieser furchtbarsten Phase meines Lebens um mich bemühten. Ich bitte Sie inständigst, veranlassen Sie, daß meine Frau sofort Nachricht erhält; es wird sie gesund machen, sie wird neue Kraft bekommen, sich zu verteidigen, jetzt, wo wir das Kind wiederhaben. Waren es Erpresser? Hat die Polizei sie verhaftet? Wurde Geld gefordert? Was waren es für Menschen? Reden Sie, sprechen Sie, ich will es wissen!" Es sprudelte nur so aus ihm heraus, die Sätze überstürzten sich, er war nicht wiederzuerkennen.

Rasch erzählte ich ihm den Hergang, versprach ihm, seine Frau sofort verständigen zu lassen, und bat ihn um Entschuldigung, weil ich zum Kommissar zurück müßte. Ich würde ihm abends ausführlich berichten, bis dahin möge er sich gedulden. Dann eilte ich weg und raste mit dem Auto zurück zum Hotel de Rome.

Severin stand bereits vor dem Eingang, neben ihm einer seiner Beamten. Er sprang sofort mit dem Detektiv in den Wagen und rief dem Chauffeur zu: „Hotel de la Gare — Bahnhof!" In Eile erzählte er, daß er die Alte für eine dumme Person halte, sie sei nichts als ein ahnungsloses Werkzeug in den Händen anderer. Er hatte Mühe, sie zum Sprechen zu bringen. Nur die Drohung mit einer energischen Strafe bewirkte, daß sie endlich gestand, sie hätte den Auftrag gehabt, das Kind mit der Amme nach Nizza ins Hotel de Rome zu bringen und dem Grafen zu übergeben. Von dem eigentlichen Diebstahl und der Entführung des Kindes behauptete sie keine Ahnung zu haben. Sie komme aus Berlin. Dort sei ihr auch das Kind von einem Herrn Ernesti mit dem Auftrag übergeben worden, es wieder nach Nizza zurückzubringen. Sie bekam eine große Belohnung von diesem Herrn Ernesti, der übrigens mit ihr und der Amme gereist sei und ausgezeichnet für alles sorgte. Auch die Amme habe der Herr engagiert, und er erwarte sie nach Erledigung der Angelegenheit im Hotel de la Gare am Bahnhof, um mit ihr wieder nach Berlin zu reisen. „Und jetzt wollen wir das Nest ausheben", sagte der Kommissar, „die Alte habe ich durch den anderen Beamten bereits ins Gefängnis schaffen lassen."

Auf dem Marktplatz in Horn i. L. Heinrich Kelp

Da hielt auch schon unser Wagen vor dem Hotel de la Gare. „Bleiben Sie im Auto und warten Sie", sagte Severin zu mir, sprang rasch mit dem Detektiv die Stufen empor ins Hotel und verschwand. Ich benützte seine Abwesenheit, um zum gegenüberliegenden Postamt zu eilen, und ließ mich mit dem Gerichtsarzt, den ich vom Verhör der Gräfin persönlich kannte, verbinden. Ich teilte ihm mit, daß die Polizei das gestohlene Kind der Gräfin gefunden habe, es sei bereits in Sicherheit beim Vater. Er möge im Auftrag des Grafen, der kranken Mutter diese frohe Nachricht überbringen, sicherlich würde dies dazu beitragen, ihren Zustand zu verbessern. Mit Vergnügen übernahm der Arzt diese Mission, und ich kehrte in den Wagen zurück.

Es mochte vielleicht eine halbe Stunde verflossen sein, ich war bereits ängstlich geworden und blickte unruhig auf den Hotelausgang. Schon faßte ich den Entschluß, den Hotelportier zu befragen, da trat Severin aus dem Hotel. Sein Gesicht war hochrot vor Erregung, er schien einen heftigen Auftritt gehabt zu haben. Neben ihm ging ein hochgewachsener, blonder junger Mensch, sehr elegant angezogen, die Hände in Fesseln. Der Detektiv hielt ihn am Arm. Rasch öffnete sich die Tür des Wagens, die Herren stiegen ein, wir fuhren zum Polizeigebäude.

Der Unbekannte, den der Kommissar einliefern, wurde vor allem der sogenannten Madame Lambert gegenübergestellt, die ihn als denjenigen bezeichnete, der ihr den Auftrag erteilt habe, mit ihm und der Amme nach Nizza zu reisen, um das Kind des Grafen wieder zurückzubringen. Nachdem dies festgestellt worden, brachte man den Fremden wieder in Gewahrsam.

„Der junge Mann spricht vorzüglich französisch, ohne jeden Akzent —, ebenso deutsch", teilte mir Severin mit, als wir wieder in seinem Büro saßen, wo schon Licht brannte, „aber er verweigert jede Auskunft über sich und seine Person. Er heißt einen Schweizer Paß auf den Namen Paul Ernesti, Schriftsteller. Ich halte alle Angaben, auch den Paß, für falsch. Das sind aber Nebensächlichkeiten. In einigen Tagen werden wir wissen, mit wem wir es zu tun haben. Vorläufig ist die Verhaftung ein großer Schritt nach vorwärts. Vielleicht gelingt es uns, hier einer internationalen Verbrecherbande auf die Spur zu kommen. Sein Bild ist bereits nach allen Hauptstädten unterwegs, ebenso seine Fingerabdrücke; einstweilen können wir nichts tun als abwarten. Wie geht es dem Grafen mit dem Kind?"

Ich berichtete, daß er vor Glück halb wahnsinnig sei, und daß sein erster Gedanke war, seine kranke Frau in Kenntnis zu setzen, was ich auch bereits getan hätte.

„Die vom Grafen ausgesetzte hohe Belohnung fällt wieder in seine Hände zurück", meinte Severin, „die Polizei hat zwar das Kind aufgestöbert, aber wir dürfen keine Belohnung annehmen, es ist unser Beruf und unsere Pflicht, Verbrechen aufzudecken. Außerdem war ja der Brief eigentlich die Ursache der Entführung und dieser Brief war nicht an die Polizei gerichtet, sondern an den Grafen von Sch. — —"

Er sprach den Namen nicht aus — plötzlich blieb er wie angewurzelt mitten im Zimmer stehen — „daß mir der Gedanke erst jetzt kommt!" sagte er mit veränderter Stimme, „man sieht oft wahrhaftig den Wald vor lauter Bäumen nicht" — er ging an seinen Schreibtisch und drückte auf den Knopf; ein Beamter in Zivil erschien.

„Duvernois", sagte er, „fahren Sie sofort mit dem Dienstauto ins Hotel Francais. Wahrscheinlich ist man dort gerade beim Abendessen. Suchen Sie den Grafen von Sch. auf, legitimieren Sie sich, sagen Sie ihm, ich ließe ihn bitten, unverzüglich hierherzukommen. Ich würde ihn erwarten, die Sache sei von höchster Wichtigkeit!" Der Beamte verschwand.

„Nun seien Sie mal ganz still, lieber Kapitän", sagte der kleine Mann, „wir wollen uns beide eine Zigarre anstecken hier — so! Und jetzt muß ich mir den Einfall, den ich soeben hatte, ruhig durch mein polizeiliches Gehirn gehen lassen." Er setzte sich an seinen Schreibtisch und sprach kein Wort. Von Zeit zu Zeit nahm er einen Bleistift, um sich eine Notiz zu machen. Die Büroluampe auf seinem Schreibtisch verbreitete einen grünlichen Schimmer. Jemand klopfte. Wie abwesend rief der Kommissar: „Entrez!" Ein Beamter kam, legte eine Mappe mit Aktenstücken vor den Kommissar hin, murmelte etwas, grüßte und verschwand wieder. So mochte etwa eine Viertelstunde verflossen sein, als es abermals klopfte.

Der Kommissar sprang sofort auf. „Entrez!"

Die Tür öffnete sich, und der Graf von Sch. mit dem Beamten trat ein. Severin ging auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Verzeihung, Herr Graf, aber ich werde Sie nicht lange bemühen, die Sache ist wirklich von größter Wichtigkeit, und ich bedarf Ihrer Mithilfe."

„Mit Vergnügen", sagte der Graf von Sch., der im dunklen Abendmantel gekommen war und den Hut in der Hand hielt, „verfügen Sie bitte über mich."

„Haben Sie die Freundlichkeit und treten Sie hier ein. Er öffnete die dichtgepolsterte Tür zum Nebenzimmer. „Gedulden Sie sich nur wenige Minuten, ich bin gleich zu Ihren Diensten." Der Graf ging in das Nebenzimmer, dessen Tür der Kommissar schloß.

(Fortsetzung folgt)

Heerzug ins Land der goldenen Schätze

Cortez und seine Mannen erobern das Reich der Azteken

1. Fortsetzung

Kaum hatte Cortez das große Gebäude, das man ihm und seinem kleinen Heer als Quartier angewiesen hatte, bezogen, da rief er seine Ritter und Soldaten zusammen und sagte ihnen:

„Wir befinden uns auf feindlichem Gebiete! Wir müssen Wachen ausstellen und unsere Kanonen schußbereit machen, damit wir uns jeden Augenblick zur Wehr setzen können, denn dies hier soll unsere Falle sein, in der wir alle gefangen werden. Aber einen Cortez fängt man nicht!"

Die Aztekenprinzessin Dona Marina rettet Cortez

Eine düstere Nacht ... Die Schildwachen mit ihren Armbrüsten patrouillieren auf und ab.

Die Losung lautet: „Heil Spanien!"

Verdächtige Gestalten huschen in der Nähe umher. Aber keiner wagt sich heran, denn alle wissen, die Spanier tragen den tödlichen Stahl. Eilig um die Ecke kommt eine vermummte Frauengestalt. Die Schildwache versperrt ihr den Weg.

„Laßt mich schnell herein. Ich muß zu Cortez!"

Dumpf fragt der Spanier: „Die Losung?"

„Heil Spanien!" flüstert eine fremdländisch klingende Stimme.

Die Wache gibt den Weg frei.

Mit kaum hörbaren Schritten, mit ihren Mokassins, huscht die schlanke Gestalt durch den dunklen Torweg und steht bald im Zimmer des Befehlshabers dieser kleinen Truppe und tritt bei seinem Anblick mit sitternder Stimme aus:

„Cortez! Ihr alle seid verraten!"

Cortez erhebt sich schwerfällig, seine eisenbeschlagenen Stiefel dröhnen auf dem Steinboden, als er sich ihr nähert und sagt:

„Sprich, Dona Marina! Cortez ist auch bei einem Verrat noch nicht verloren!"

Mit leiser Stimme erzählt sie ihm, was sie soeben hat. Und als sie geendet hat, hallt selbst dem eisernen Spanier ein Schauder über den Rücken, wenn er an die Gefahr dachte, in die er morgen bei der angesagten Beratung mit den Häuptern der Stadt Cholula und den Befehlshabern der Truppen Montezumas ahnungslos hineingetappt wäre.

„Jetzt handeln wir!"

Am nächsten Nachmittag fand die vorgesehene Zusammenkunft statt. Cortez mit seinem Stabe verhandelte mit den Stadtoberhäuptern und Führern der Aztekenarmee. Diese sagen die von Cortez versuchte Annäherung freundlich und bedrohlich näherte sich ein Trupp nach dem anderen von den aztekischen Truppen dem freien Platz, wo die Verhandlung stattfand. Cortez hatte eine Hundertschaft seiner Truppen in der Nähe aufgestellt.

Da plötzlich reckt er sich hoch auf und ruft mit energischem Ton: „Die Verhandlungen sind zu Ende! Jetzt handeln wir!"

Ein Wink ... Den nächsten Augenblick war die Versammlung der Aztekenführer von den rauhen, zu allem entschlossenen Spaniern umgeben. Einer nach dem anderen wurde gefesselt. Und ehe sich die in der Nähe befindlichen aztekischen Truppen von ihrem Erstaunen erholt hatten, war Cortez mit seinen Gefangenen in seinem stark befestigten Hauptquartier verschwunden. Eine halbe Stunde später stand der Spanier, von seinen Reitern und seiner Leibgarde begleitet, wieder vor den noch regungslos dastehenden Truppen der Azteken, die, ihrer Führer beraubt, nicht wußten, was sie tun sollten.

Unter dem Schutz der eisenstarrenden Spanier tritt Dona Marina hervor und sagt ihnen in ihrer eigenen Sprache:

„Soldaten des großen Königs Montezuma! Unterwerft euch diesem Abgesandten eines noch allmächtigeren Königs weit im Osten. Montezuma ist ein Tyrann! Mich hat er in jungen Jahren in die Verbannung geschickt, obwohl ich aus königlichem Geblüte bin. Dieser Mann hier — dabei zeigte sie auf Cortez —, der der Abgesandte von unserem großen Gott Quetzalcatl ist, ist unbesiegbar, und er wird Montezuma von seinem goldenen Throne stoßen und das Land von der Tyrannenherrschaft, unter der ihr alle schmachtet, befreien!"

Ein dumpfes Murmeln ging durch die Reihen der aztekischen Soldaten. Da ließ ihnen Cortez durch den Mund der Dona Marina sagen:

„Wer für mich und ... die Freiheit ist, der trete vor!"

Da lichteten sich die festgeschlossenen Truppenkörper der Azteken, und einer nach dem anderen stellte sich auf die Seite des allgewaltigen Eroberers.

Der Helm des Huitzilopochatli

Die Botschaften zwischen Cortez und Montezuma rissen nicht ab. Jetzt schickte Cortez dem Aztekenherrscher bunte Glasperlen, einen verzierten Stuhl und eine gestickte Kappe mit einer Medaille, auf der der Kopf des heiligen Georg mit dem Lindwurm eingeblitzt war.

Als wieder einer von Montezumas Boten im Hauptquartier des Spaniers eintraf, erregte ein leicht vergoldeter Helm sein besonderes Interesse, und er sprach dabei die bedeutungsvollen Worte:

„Dieser Helm gleicht demjenigen, der uns von unseren ältesten Vorfahren hinterlassen worden ist. Jetzt schmückt er das Haupt unseres Gottes Huitzilopochatli."

Cortez, der hierin einen wertvollen Beitrag zur Einschüchterung Montezumas sah, gab ihm den Helm mit und erteilte ihm die Weisung, ihn das nächste Mal mit Gold, bis an den Rand gefüllt, zurückzubringen, damit sein allmächtiger Kaiser prüfen könne, ob es das wahrhaftige Gold sei, das sich in Spanien vorfand.

Dieser Helm erregte in Tenochtitlan das größte Aufsehen und den Schrecken Montezumas. Als beid. Helme verglichen wurden, verstärkte sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Spanier nach der uralten Prophezeiung, vom Osten kommend, über Donner und Blitz gebietend, diejenigen Männer waren, die seiner Herrschaft ein Ende bereiten würden.

Hierdurch wurde die Entschlußkraft, dieses letzten Herrschers aus dem Aztekenstamme, der durch Hunderte von Friedensjahren vollkommen seine Aktivität eingebüßt hatte, so stark gelähmt, daß er sein Schicksal wie ein unabwendbares Fatum hinnahm.

Lockendes Gold

Nicht lange danach lag der Helm, mit Goldstaub bis an den Rand gefüllt, zu Cortez' Füßen. Andere Schmuckstücke, mit Perlen, Smaragden und anderen Edelsteinen besetzt, zeigten Cortez und seiner heutegierigen Truppe, daß er sich wirklich in dem lange gesuchten „Dorado", dem Goldlande, befand.

Als Cortez mit Peter Martyr die vor ihm aufgestellte Sammlung dieser Kostbarkeiten betrachtete, sagte dieser ihm:

„Wenn jemals künstlerisches Können an das Geniale gestreift hat, dann sicherlich bei diesen Einzelnen ... Ich habe nie etwas erblickt, das durch Schönheit das menschliche Auge mehr entzücken konnte als diese wunderbaren Geschmeide."

Cortez lächelte zum erstenmal befriedigt sagte Martyr die Hand auf die Schulter und sagte ihm:

„Was meinst du, mein lieber Peter, wenn wir erst in Tenochtitlan sind und diesen Schatzkönig in unsere Gewalt gebracht haben ... welche Reichtümer uns dann in den Schoß fallen werden?!"

„Alles oder nichts!"

Montezuma, der sah, daß diese „weißen Götter" selbst sein Aufgebot der besten Truppen in der Stadt Cholula vernichtet hatten, denn 3000 Mann wurden bis zum letzten erschlagen und Cholula, die Maskenstadt, war Plünderung preisgegeben, entschloß sich jetzt zu den letzten verzweifeltsten Mitteln, um seinem Untergang zu entgehen.

Noch konnten zwar die Schwierigkeiten ungeheuer, vor Cortez lag eine Ebene von über 5000 Quadratkilometern, eine Kette von fünf Seen, von denen einzelne 60 Kilometer lang und 24 Kilometer breit waren, galt es noch zu überwinden, ehe sich den Spaniern das Ziel ihrer Wünsche, die leuchtend weiße Hauptstadt, riesig gewaltigen Reiches, bot.

Wiederum flogen die Boten hin und her. Und Montezuma machte sein letztes Angebot: er versprach diesen gefährlichen Fremden, einen ungeheuren Jahrestribut in Gold, Silber und Edelsteinen zu zahlen, der diesen in Spanien jeden einzelnen zum Grandseigneur gemacht hätte.

Als Cortez dieses Angebot erhielt, lächelte er geringschätzig und sprach zu seinen Soldaten:

„Jetzt ist's weit ... gehen wir nicht mehr mit Kleinigkeiten ab. Wir wollen alles oder nichts! Wir marschieren weiter!"

Und mit leeren Händen kam der so sehnsüchtig von Montezuma erwartete Bote zu dem immer mehr und mehr in Furcht geratenden Herrscher der Azteken zurück.

Hätten die Spanier aber gewußt, was ihnen noch bevorstand, vielleicht hätten sie doch Montezumas Angebot angenommen!

Tenochtitlan ... die Wunderstadt der Neuen Welt

Einer aus Cortez' Heer, der aus einer der gefangenen Gegenden Spaniens stammte, konnte sich nicht enthalten, während die Truppe einen Rasttag hielt, den in der Nähe gelegenen, 5400 Meter hohen Vulkan Popocatepetl zu besteigen.

Dann wurden die Fremden zu einem großen und schönen Palast geleitet, der früher die Residenz von Montezumas Vater gewesen war. Dort war in einer großen Halle eine Art Thronsessel errichtet, und auf diesen hat Montezuma Cortez, Platz zu nehmen, worauf sich der Aztekenherrscher entfernte.

Als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, schleppten eine Reihe von Dienern große Mengen von Gold, Silber und Edelsteinen von unschätzbarem Wert heran, neben kostbaren Stoffen aus Baumwolle und riesige Mengen von Lebensmitteln, die der Herrscher dem Spanier zum Geschenk machte. Dann sprach Montezuma die bedeutungsvollen Worte: „Ich bitte dich, hoher Herr, über mich und mein Land zu verfügen, denn ich zweifle jetzt nicht mehr daran, daß du kein anderer bist als der Lichtgott dessen einstige Wiederkehr zahlreiche Prophezeiungen verkünden."

Cortez widersprach diesen Worten des Aztekenherrschers nicht, denn er war sich wohl darüber klar, daß ihm diese Annahme Montezumas die Eroberung Mexikos erleichtern würde.

Ruhe vor dem Sturm

Als die Spanier wieder in ihrem großen Palast allein waren und Cortez sich mit seinen Hauptleuten zu einer kurzen Beratung zurückgezogen hatte, fragte Pedro Alvarado:

„Glaubst du, Cortez, daß die Versicherungen Montezumas auf Ehrlichkeit beruhen und wir uns hier sicher fühlen können?"

Cortez erwiderte ernst: „Ich glaube den Versicherungen dieses lächerlichen Azteken nicht ... Wenn er auch selber vorgibt, in mir den Lichtgott zu sehen, so müssen wir dennoch auf unserer Hut sein, sonst sind wir verloren!"

Da ließ sich der schlanke Ritter Juan Salamanca vernehmen und rief in energischem Ton aus:

„Warum besetzigen wir diesen Palast nicht, wie wir es mit unserem Quartier in Cholula gemacht haben? Dann sind wir doch vor plötzlichen Ueberraschungen sicher!"

Cortez erwiderte lebhaft: „Daran habe ich auch schon gedacht, Salamanca, und dann noch eins ..."

„Was meinst du, Cortez?" fragten die Hauptleute durcheinander.

Cortez lächelte: „Wenn wir hier wieder mit heiler Haut herauskommen wollen, dann müssen wir uns der Person Montezumas bemächtigen ..."

„Wie soll das geschehen?" fragte der Ritter Salamanca.

„Bei der nächsten Gelegenheit, bei der wir Grund haben, an der Treue des Aztekenherrschers zu zweifeln."

„Mann soll das geschehen?" fragte der Ritter Salamanca.

„Bei der nächsten Gelegenheit, bei der wir Grund haben, an der Treue des Aztekenherrschers zu zweifeln."

Alsdann bestimmte Cortez, daß die Verschanzungen Montezumas auf Ehrlichkeit hin zu untersuchen seien, und er selbst wolle mit einigen Rittern und Soldaten mitgehen.

Also geschah es auch. Der große Palast, den Montezuma den Spaniern zum Quartier angewiesen hatte, war ein Bauwerk, das durch seine Größe und Pracht jeden Fremden in Erstaunen versetzte. Die Mauern waren aus riesigen Steinblöcken aufgeführt, und auf diesen hat Montezuma Cortez, Platz zu nehmen, worauf sich der Aztekenherrscher entfernte.

Als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, schleppten eine Reihe von Dienern große Mengen von Gold, Silber und Edelsteinen von unschätzbarem Wert heran, neben kostbaren Stoffen aus Baumwolle und riesige Mengen von Lebensmitteln, die der Herrscher dem Spanier zum Geschenk machte. Dann sprach Montezuma die bedeutungsvollen Worte: „Ich bitte dich, hoher Herr, über mich und mein Land zu verfügen, denn ich zweifle jetzt nicht mehr daran, daß du kein anderer bist als der Lichtgott dessen einstige Wiederkehr zahlreiche Prophezeiungen verkünden."

Cortez widersprach diesen Worten des Aztekenherrschers nicht, denn er war sich wohl darüber klar, daß ihm diese Annahme Montezumas die Eroberung Mexikos erleichtern würde.

Ruhe vor dem Sturm

Als die Spanier wieder in ihrem großen Palast allein waren und Cortez sich mit seinen Hauptleuten zu einer kurzen Beratung zurückgezogen hatte, fragte Pedro Alvarado:

„Glaubst du, Cortez, daß die Versicherungen Montezumas auf Ehrlichkeit beruhen und wir uns hier sicher fühlen können?"

Cortez erwiderte ernst: „Ich glaube den Versicherungen dieses lächerlichen Azteken nicht ... Wenn er auch selber vorgibt, in mir den Lichtgott zu sehen, so müssen wir dennoch auf unserer Hut sein, sonst sind wir verloren!"

Da ließ sich der schlanke Ritter Juan Salamanca vernehmen und rief in energischem Ton aus:

„Warum besetzigen wir diesen Palast nicht, wie wir es mit unserem Quartier in Cholula gemacht haben? Dann sind wir doch vor plötzlichen Ueberraschungen sicher!"

Cortez erwiderte lebhaft: „Daran habe ich auch schon gedacht, Salamanca, und dann noch eins ..."

„Was meinst du, Cortez?" fragten die Hauptleute durcheinander.

Cortez lächelte: „Wenn wir hier wieder mit heiler Haut herauskommen wollen, dann müssen wir uns der Person Montezumas bemächtigen ..."

„Wie soll das geschehen?" fragte der Ritter Salamanca.

„Bei der nächsten Gelegenheit, bei der wir Grund haben, an der Treue des Aztekenherrschers zu zweifeln."

„Mann soll das geschehen?" fragte der Ritter Salamanca.

„Bei der nächsten Gelegenheit, bei der wir Grund haben, an der Treue des Aztekenherrschers zu zweifeln."

Also so wurde es gemacht. Der große Palast, den diesen Mauern, flankiert von mehreren Türmen, bestand, wurde in eine von Massen starrende Festung umgewandelt. Vor dem Eingang patrouillierten Wachen, mit ihren schußbereiten Musketen. Kanonen stachen ihre Unheil verkündenden ehernen Schlünde in die Luft, und ein Teil der Reiter war immer alarmbereit.

Aber diese Vorsicht war zunächst unbegründet, denn alles blieb still. Auch der Gegenbesuch, den Cortez am anderen Tage in Begleitung von vier seiner Hauptleute dem großen König Montezuma bereitete, ging ohne jeden Zwischenfall vorüber.

Aber niemand täuschte sich darüber, daß dies nur die Ruhe vor dem Sturm war.

„Verrat!"

Einige Tage der Ruhe waren vergangen, die den Spaniern, die bisher so viele Strapazen zu überwinden gehabt hatten, sehr wohl taten.

In Trupps zu drei oder vier Mann hatten sie nahmen die spanischen Soldaten Ausflüge in die Stadt und erstaunten über die von drei Seiten nach Mexiko hineinführenden breiten Dämme, die außerdem noch von zahlreichen Wasserkanälen gekreuzt wurden. Die einzelnen Stadtteile waren durch große Brücken, die beim Herannahen irgendeiner Gefahr leicht abgebrochen werden konnten, miteinander verbunden. Die Zahl der in Tenochtitlan vorhandenen, quadratisch gebauten Häuser, die fast alle Türme hatten, wurden von Cortez selber auf über 60 000 geschätzt, so daß mit einer Einwohnerzahl von fast 300 000 zu rechnen war.

In dieser für die damalige Zeit gewaltigen Metropole befanden sich nun die paar Spanier fast wie die Gefangenen einer ihnen feindlich gesinnten Bevölkerung.

Es mochte ungefähr eine Woche nach dem Besuch Cortez' bei Montezuma vergangen sein, als eines Nachmittags ein bis aufs Aeußerste staubbedeckter und erschöpfter Bote in dem Palast von Cortez eintraf.

Als der Indianer vor ihn geführt wurde, überreichte er ihm einen Brief der den Spanier in die höchste Bestürzung versetzte.

Sofort ließ er seine Ritter und seine Hauptleute zu sich bitten. Als sie alle bei Cortez eingetroffen waren, verlas er ihnen die erhaltene Botschaft, die besagte, daß die Niederlassung in Vera Cruz überfallen, zwei Spanier getötet und ihr Kommandant schwerverwundet war.

Dann schloß Cortez seinen Bericht mit den Worten: „Das hat kein anderer als Montezuma veranlaßt! Während er uns mit freundlichen Worten nach seiner Hauptstadt gelockt hat, bereitet er hinter unserem Rücken Verrat! Ist jetzt nicht der Zeitpunkt gekommen, und der Person dieses falschen Herrschers zu versichern?

Antwortet!"

Nach einem dumpfen Murmel des Unwillens gaben die sämtlichen Hauptleute ihre Ansicht dahin kund, daß sie den König Montezuma für diese Schandtat zur Rechenschaft ziehen müßten.

Cortez entschied in seiner raschen energischen Weise:

„Rast die Reiter und die Musketiere antreten! Wir ziehen zum Schlosse Montezumas!"

(Fortsetzung folgt.)

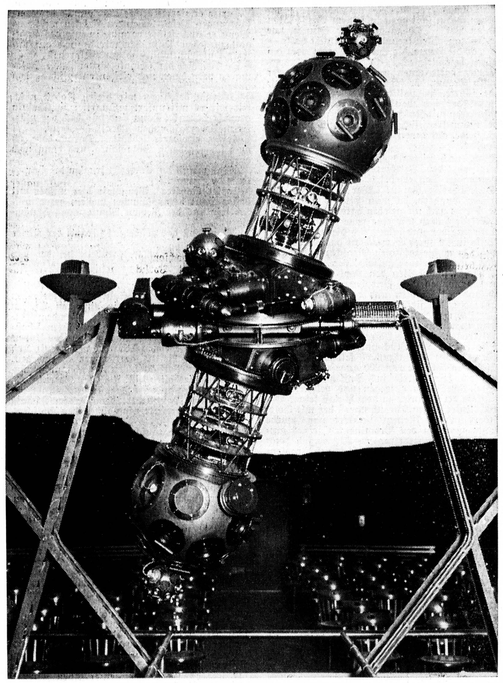
Die Roosevelt-Rennbahn in New York

Zum erstenmal haben am Montag deutsche Rennwagen von Auto-Union und Mercedes auf der Roosevelt-Autorennbahn in New York in die Schlacht um den Vanderbilt-Pokal eingegriffen. 91mal ist die 31 Meilen lange Strecke gerundet worden. 160 000 Zuschauer faßt die Anlage, Bernd Rosemeyer auf Autounion ging vor Seaman auf Mercedes-Benz als Erster durchs Ziel. — Die gewaltige Rennbahn, die eine 20-Minuten-Autofahrt von New York entfernt liegt, vom Flugzeug gesehen. (Schirner, Z.-K.)

„Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem hohen Himmelszelt?“

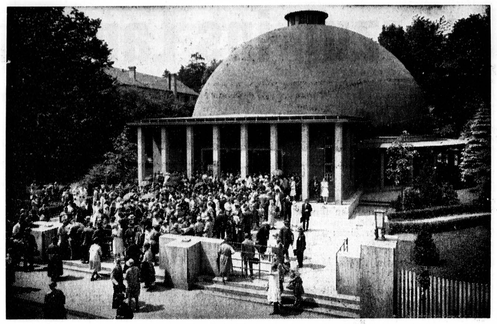
Im Planetarium kann man die Wunder der Sternenwelt erleben

„Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem hohen Himmelszelt?“ hat wohl jeder in seiner Jugendzeit oft und gern gesungen. Und wenn es dann abends dunkelte und die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, da habt ihr schon oft vor dem Schlafengehen am Fenster gestanden und hinaufgeschaut in das Gefunkel und Geflimmer am weiten Himmelszelt. Und unter den unzähligen kleinen Lichtern gab es auch welche, die rasch aufleuchteten und dann wieder verschwanden, die Sternschnuppen. Der Lehrer erzählte in der Schule von den Sternen, daß sie alle wandern, alle ihre bestimmten Bahnen ziehen, jahraus, jahrein, nach dem ewigen Gesetz der Mutter Natur. Und das alles, was ihr am nächtlichen Himmel als Kinder immer wieder staunend betrachtet, als Erwachsene nur hin und wieder sinnend euch beschaut, erlebt man viel anschaulicher und deutlicher im Planetarium. Wie im Kino gehts hier her, wo auf einer großen weißen Wand allerlei lustige und ernste Dinge aus dem Leben hervorgezaubert werden.



Der große Dichter Goethe dieses Fleckchen Erde hat herrichten lassen als Sommeraufenthalt für die kleinen Prinzessinnen. Heute aber wandeln hier keine Prinzessinnen mehr umher, dafür aber Tausende von Menschenkindern, jung und alt, aus allen Gegenden Deutschlands, die hergekommen sind, um die Wunder des Himmels im Planetarium zu bewundern.

Hoch gen Himmel ragt das mächtige Gebäude mit seinem halbkugeligen Dach. Drinnen aber herrscht Dunkel, denn Fenster sind keine vorhanden, und nur einige schwache Lampen erhellen den weiten kreisrunden Raum, der uns aufnimmt. Hoch über uns wölbt sich das Dach mit weißer Fläche. Mitten im Raum ragt vom Boden 5 m hoch hinauf ein schwarzes Ungetüm, die sog. Himmelsmaschine.



Plötzlich aber wird es dunkle Nacht. Vom schwachen Lichtschein umflimmt, sehen wir dann im Hintergrund den Vortragenden, der uns aus der Geschichte der Planetarien erzählt. Schon sehr alt ist der Gedanke, die Bewegung der Himmelskörper durch künstliche Modelle zu veranschaulichen. Bereits im frühen Altertum haben die Griechen einfache Planetarien gebaut, die aber noch sehr unvollkommen waren. In neuerer Zeit sind aber dann viele solcher Himmelsräume errichtet worden, die meist Unterrichtszwecken dienen. Die Firma Zeiß-Jena, die bedeutendste dieser Art, konnte nach der Einweihung des ersten deutschen Planetariums im Deutschen Museum zu München im Jahre 1924 in allen größeren Städten der Welt ihre Sternkinos errichten. 1924 erstrahlte auch zum erstenmal der künstliche Zeiß-Himmel in Jena im Prinzessinnengarten. Und seit dieser Zeit besuchen alljährlich Tausende wißbegieriger Menschen, jung und alt, die Sternschau.

Mittagsglocken- und das Kreuz des Südens

Der Redner hat seinen Vortrag beendet. Leise und geheimnisvoll fängt es plötzlich an zu surren. Dämmerung setzt ein. Ringsum grüßen uns silhouettenhaft die Berge des Kastanientales, die rings um Jena sich erheben. 9000 Sterne flammen auf, und das lichte Band der Milchstraße zeigt sich in seiner geheimnisvollen Pracht und Feinheit über dem künstlichen Himmelsdom gespannt. Verwirrt blicken wir in dieses Gewimmel ferner Sonnen. Wir suchen nach Bekannten, aber vergeblich. Da hilft uns der Redner, zeigt uns die Wege, die man gehen muß. Und da! Ein feines Liniennetz flammt auf, jenes Netz, das notwendig ist, wenn wir uns am gestirnten Himmel nach Raum und Zeit zurecht finden wollen. Wir sehen den Pfad, auf dem Mutter Sonne im Laufe des Jahres unter den Sternen scheinbar wandert. Das große Meßband, die Mittagslinie, leuchtet zu unseren Häuptern, Mutter Sonne erscheint. Ein erstes Aufatmen geht durch die dichten Reihen der Zuschauer. Wir sehen nun den raschen Wechsel von Tag und Nacht und das scheinbare Wandern der Sonne auf ihrem Pfade. Die Sonne steigt höher. Es wird Hochsommer. Dann kommt der stille Begleiter der Erde, der Mond. Er zeigt im raschen Ablauf eines Vierteljahres dreimal seine wechselnden Lichtgestalten, unsere engere Heimat in der Welt, die Kinder der Sonne tauchen auf, die großen und kleinen Kinder, die Wandelsterne, die Brüder und Schwestern unserer Erde. Die kleinen Kinder ziehen im raschen Fluge nahe um ihre Mutter, die großen dagegen schreiten behäbig und langsam weiter in der Nähe des Pfades ihrer Mutter, der Sonne.

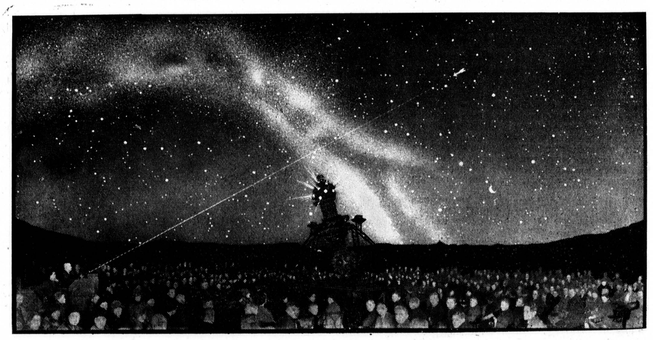
Und dann, ja dann . . . wenn Mutter Sonne im Westen untergegangen ist, erstrahlt der künstliche Himmel wieder in all seiner Pracht — eine Minute nur. Halbdunkel setzt wieder ein. Alle Lichter sind erloschen, wir träumen! Die Stille wird unterbrochen durch das feine Summen des Wanderinstrumentes. Und da! Die Himmelslichter erscheinen wieder. Wir suchen Orientierung am Himmelsnordpol. Unser treuer Begleiter, der Polarstern, der letzte Deichselstern im Kleinen Wagen, ist nicht mehr da oben am Drehpunkt des Himmelsgewölbes, wie wir es sonst gewohnt sind. Ein anderer Stern, die Wega, ist nun Polarstern geworden. Was ist geschehen? Haben wir 12 000 Jahre geschlafen? Ein großes Zifferblatt am Nordpol sagt uns, daß wir jetzt im Jahre 14 000 n. Chr. leben. Der Kreisel der Erde hat uns einen Spuk vorgemacht, er zauberte im Ablauf von Jahrhunderten, Jahrtausenden andere Sternbilder in unseren Gesichtskreis hinein. Er führt uns in eine Zeit, in der die alten Griechen den Himmel sahen.

9000 Sterne flammen auf

Das Planetarium hat uns kurzlebigen Menschen die Zeit vergessen lassen. Jahrhunderte, Jahrtausende erleben wir in einer Minute. Himmelszüge tun sich auf, die uns sonst verborgen blieben. Wir reisen in Gedanken im raschen Fluge nach Norden. Wir erleben dort hoch oben das unvergeßliche Schauspiel der Mitternachtssonne, wir erobern den Nordpol und erschauern dort in der langen Polarnacht. Oder wir ziehen nach Süden, dann tauchen neue Sternbilder auf, das Kreuz des Südens kommt hoch, wir verbringen Tag und Nacht am Südpol, in den Tropen. Alles wird uns gelüftig am Himmelszelt, in allen Himmelsstrichen, und nicht zuletzt fesselt uns immer wieder das vielgestaltige, leuchtende Band der Milchstraße, das wir mit seinem ganzen Umfange am Himmelszelt kennen lernen. Und das alles schenkt uns das Werk deutscher Techniker und Ingenieure, der Himmelsbildwerfer, den wir staunend nach der Vorstellung betrachten.

Erschurcht bekommt uns vor dem, was außerhalb unserer doch so kleinen Erde sich befindet.

— Hein —



Oben rechts: **Das Zeiß-Planetarium im Prinzessinnengarten zu Jena.** — Mitte links: **Die 119 Bildwerfer des Werkes sind symmetrisch zu der Achse angeordnet, die senkrecht auf der Ebene der Erdbahn steht. Das Werk wiegt 1700 kg.** — Unten rechts: **Der künstliche Sternhimmel im Planetarium.** Photos (3): Zeiß.

Das Planetarium im Prinzessinnengarten

Im schönen Thüringerlande, in der alten Universitätsstadt Jena, steht das Zeiß-Planetarium in einem großen und schönen Garten. Jahrhunderte alte Bäume erzählen in diesem stillen, weiten Park, dem Prinzessinnengarten, von der Zeit, da

Haus, Hof und Garten

Wir suchen Champignons

Den Feldchampignon (Abb. 1), den wir bekanntlich zu den wohlschmeckendsten Speisepilzen rechnen können, finden wir vornehmlich auf trockeneren Wiesen, und zwar gedeiht er besonders auf den Weiden, wo der Dünger des Weidviehes ihm eine willkommene Nahrung bietet. Hier breitet sich das sonst von uns nicht weiter beachtete Mycel des Pilzes aus und durchzieht den Boden wie ein feines Geflecht aus weißen Fäden. Aus diesem entwickeln sich — nicht eines schönen Tages, sondern an einem regnerischen, aber doch warmen Sommertag oder nach feuchter Nacht — kleine, weiße kugelige Gebilde, die man mit kleinen Eiern vergleichen möchte. Aber schon am zweiten Tage hat sich das Bild geändert, man sieht einen Stiel, an dem später die zerrissene Pilzhülle als Ring hängen bleibt, und einen Hut, der zunächst kugelig ist, sich dann aber mehr und mehr ausbreitet. Die anfänglichen weißen Lamellen auf der Unterseite des Hutes werden dann rötlich und färben sich später noch dunkler, bis sie einen braunschwarzen Farbton erreichen. Die Oberhaut des Feldchampignons ist in der Regel weiß, zuweilen jedoch auch gelblich bis bräunlich und in der Mitte dann öfter dunkler gefärbt. Dieser Feldchampignon hat einen nahen Verwandten, der vielerorts mit Schaf-Champignon (Abb. 2) bezeichnet wird. Im Gegensatz zum ersteren, dessen Fleisch beim Zerteilen oftmals rötlich anläuft, behält er auch an Bruchstellen weißes Fleisch. Im übrigen gehört er gleichfalls zu den wertvollsten unserer Speisepilze. In Nadelwäldern trifft man ihn und wieder noch eine andere Champignonart, den Waldchampignon (Abb. 3), der äußerlich den beiden anderen ähnlich aussieht, geschmacklich jedoch von geringerem Werte ist. Ein den Champignons ähnlicher, aber sehr giftiger Pilz ist der Knollenblätterschwamm (Abb. 4), der zumeist in Wäldern truppweise vorkommt. Wie schon die Abbildungen zeigen, ist er an der knolligen Verdickung des unteren Stielendes sowie auch an den kleinen weißlichen Schuppen an der Oberhaut des Hutes zu erkennen. Es ist jedoch zu beachten, daß diese Schuppen nach einem kräftigen Regen auch abgewaschen sein können. Die Lamellen dieses Giftpilzes bleiben im Gegensatz zum Champignon auch nach dem Oeffnen des Hutes weiß. Trotz dieser Unterscheidungsmerkmale sind die Pilzvergiftungen auf den Genuß von Knollenblätterschwamm, der auch schon als Champignon gesammelt wurde, des öfteren zurückzuführen.

Abb. 1. Feld-Champignon

Die Pilze von unseren Wiesen und Wäldern werden von vielen gerne gegessen, denn ein Pilzgericht oder doch eine Pilzsuppe wird immer munden. Pilze sind aber mehr als ein guter Leckerbissen, sie sind ein Nahrungsmittel, das z. B. gegenüber vielen Gemüsen reichlich Eiweiß enthält und daneben keiner besonderen Bodenfläche für seinen Anbau bedarf. Ueberall, wo die eßbaren Pilze wachsen, sollen wir sie daher suchen und sammeln. Es ist dabei aber nicht ratsam, jeden Pilz zu nehmen, man soll nur die gesunden und jungen für Speisezwecke verwenden. Die älteren sind nicht nur im Wohlgeschmack geringer, sondern auch sonst im Werte, und wenn sie etwa schon eine Verletzung zeigen, können sie sogar Giftstoffe enthalten. Darum darf man auch gesammelte Pilze nicht mehrere Tage liegen lassen, sondern muß sie möglichst frisch zubereiten. Ist die Ernte einmal zu groß gewesen, dann wird die Hausfrau an das Trocknen der sauber gereinigten und zerteilten Pilze denken. Auch unsere Champignons sind dazu gut geeignet. Bei warmem Wetter kann das Trocknen im Freien an der Sonne erfolgen, sonst ist künstliche Wärme zu Hilfe zu nehmen.

Abb. 4. Knollenblätterschwamm, ein sehr giftiger Pilz

Abb. 3. Waldchampignon

Abb. 2. Schafchampignon

Zeichnungen (4): Archiv M

Die Arbeiten des Kleingärtners im Monat Juli

Der Juli ist im Garten ein guter Erntemonat. Soweit Stachelbeeren, Johannisbeeren und Kirschen im Juni noch nicht reifen, geschieht es im Juli. Es können bereits frühreifende Birnen und Aepfel abgenommen werden; wo die Frühkartoffeln im Juni noch nicht aus dem Boden genommen werden konnten, kommt die Zeit dafür in der ersten Hälfte des Juli heran. Viel Gemüse kann aus dem Garten geholt werden, am Ende des Monats werden in vielen Gärten die Tomaten reif. Das Einernten des Obstes wird am besten am Morgen vorgenommen, das Einernten des Gemüses am Abend und zwar möglichst bei trockener Witterung. Kann man sich das Wetter nicht aussuchen, so sollte bei Regen sowohl Obst wie Gemüse nur so viel eingebracht werden wie am gleichen oder am nächsten Tage verwendet werden kann.

Aeste von Obstbäumen, die einen starken Fruchtbehang haben, müssen gestützt oder hochgebunden werden. Beim Stützen ist darauf zu achten, daß an den Aesten keine Quetschungen entstehen, die an schwer heilenden Baumwunden werden können. Solche Quetschungen sind durch Zwischenlegen von Lumpen und dergleichen zu verhüten. Beim Abernten von Kohlköpfen dürfen die Strünke nicht stehen bleiben, weil sich daran mancherlei Schmarotzer und Krankheitskeime befinden können, außerdem saugen die stehen gebliebenen Strünke nutzlos den Boden weiter aus. In den Blattachsen der Tomatenpflanzen sind jetzt die Geize, die Nebentriebe, zu entfernen, dagegen ist es falsch, wie dies noch bei vielen Kleingärtnern geschieht, die unteren Blätter der Tomatenpflanzen zu entfernen.

In den Erdbeerbeeten sind die Ranken wegzubringen. Im Garten ist nun das Hacken und Lockern des Bodens ganz besonders das Jäten eine der wichtigsten Arbeiten. Gewöhnlich wird den Unkräutern nur zur Last gelegt, daß sie den Nutzpflanzen Platz, Licht und Nahrung wegnehmen. Das ist aber noch der geringste Schaden, den sie anrichten. Von mindestens gleich großem Schaden sind die Unkräuter, weil sie häufig die Wirte von mancherlei tierischen und pflanzlichen Schmarotzern sind. Ohne das Unkraut wären so manche Schmarotzer an Nutzpflanzen ohne Nahrung und ohne Niederlassung; sie könnten also gar nicht auftreten. Weiter ist längst festgestellt, daß ein von Unkräutern überwucherter Boden weit trockener ist als unkrautfreier Boden. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn festgestellt werden konnte, daß unter sonst gleichen Verhältnissen auf unkrautfreiem Boden das Doppelte von dem geerntet werden konnte, was auf verunkrauteten Boden wuchs. Nach dem Abernten der Beerensträucher ist der Boden um die Sträucher umzugraben und zu düngen. Leerliegende Beete darf es im Juli noch nicht geben, sie müssen immer wieder von neuem umgegraben, gelüftet, belebt und bepflanzt werden. Es können immer noch Rettiche, Buschbohnen, Spinat, Mohrchen, Radieschen, Karotten, Kohlrabi, Winterkohl und Salat ausgesät oder angepflanzt werden.

Wer seine Hecken jetzt tüchtig beschneidet, erreicht, daß sie im nächsten Jahre dichter werden. Die Hecken werden dann zu guten Nistplätzen für Vögel, die dem Gartenbesitzer bei der Vernichtung des Ungeziefers helfen. Auf das Ungeziefer ist verschärft zu achten, ganz besonders auf Blatt- und Blutläuse, auf Raupen, Obstmaden und auf die verschiedenen Schädlinge an den Rosenstöcken. Diese, die abgeblüht haben, können im Juli gestellt und neu angepflanzt werden. Bei Blumen sollte immer darauf geachtet werden, daß sie abgeschnitten und nicht abgerissen werden, weil die Pflanzen beim Abreißen der Triebe leicht Schaden leiden. Daß in einem Teil des Juli das Bewässern nicht vergessen werden darf, versteht sich von selbst. —

Bei den Hühnern muß im Juli damit gerechnet werden, daß sie weniger Eier legen. Hühner, die im Juli aber damit schon aufhören oder nur noch selten legen, sind kaum als gute Legerinnen anzusehen. Von einem guten Legehuhn wird man im Juli immer noch durchschnittlich drei Eier in der Woche erwarten können. Mit dem Ende des Juli setzt auch bei guten Legehühnern die Mauser ein, wogegen sie bei weniger guten Hühnern oft schon einige Wochen früher beginnt. Eine im Sommer bei Hühnern häufiger auftretende Krankheit ist der Durchfall. Die Ursache seiner Entstehung liegt oft in schlechtem Saufwasser, wenn die Tiere eine abgestandene Brühe zu sich nehmen müssen und nicht frisches Wasser. Die Gefahr der Entstehung von Durchfall wird vermindert, wenn ein Stück Holzkohle in das Eisen in das Saufwasser gelegt wird. Als Grünfutter für Hühner sind jetzt Kräuter und Gräser nicht mehr viel wert. Sie sind hart und trocken geworden und behagen den Tieren nicht mehr. Dafür haben die Hausfrauen jetzt allerlei Gemüseabfälle, die den Hühnern als Grünfutter vorgeworfen werden können.

In Gegenden, wo es Ende Juli bereits Stoppelfelder gibt, sind diese der geeignete Aufenthalt für das Geflügel. Es findet dort noch manche Nahrung. Bei jungen Enten, die nicht zur Zucht verwendet werden sollen, empfiehlt es sich, sie jetzt abzuschlachten, vorausgesetzt, daß sie schon 2½ bis 3 Monate alt sind. Die bald einsetzende Mauserzeit wirkt so stark auf die jungen Enten ein, daß sie in dieser Zeit auch bei reichlichem Futter kaum mehr an Gewicht zunehmen. Die jungen Enten werden also in der Mauserzeit unrentabel gefüttert. Wo Kaninchen infolge der Bauart der Ställe unter großer Hitze leiden, sollten die Dächer der Kaninchenställe mit nassen Tüchern bedeckt werden, statt der Türen müssen Drahtgitter eingesetzt werden. Viele Kaninchenzüchter halten es nicht für notwendig, ihren Kaninchen Saufwasser vorzusetzen, weil gewöhnlich das Futter, das die Kaninchen erhalten, schon reichlich wasserhaltig ist. Will man jedoch im Hochsommer abferkeln, muß dies, zunächst mit Vorsicht geschehen. Die Kaninchen dürfen dann nicht zuviel Wasser mit einem Male erhalten. Bei großer Trockenheit sind die Ziegenweiden im Juli oft nur noch wenig ergiebig, es muß dann mehr mit Stallfütterung nachgeholfen werden. Hierzu können zum Teil auch Abfälle aus dem Garten verwendet werden. Bei den Imkern tritt jetzt eine stillere Zeit ein. Dort, wo die Imker mit ihren Bienen zur Spättracht in die Heide ziehen, treffen sie Ende Juli die Vorbereitungen dazu.

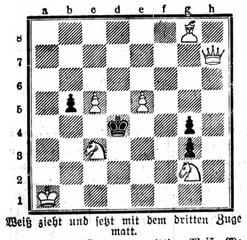
Gegen Abfpringen der Tapeten! Um das Abspringen der Tapeten in den Räumen, die wechselnden Witterungsverhältnissen ausgesetzt sind, zu verhindern, bereite man folgenden Kleister: Man weicht 4,5 Kilogramm Baisonmehl, das sonst auch verwendet wird, ein, wogegen sie bei weniger guten Hühnern oft schon einige Wochen früher beginnt. Eine im Sommer bei Hühnern häufiger auftretende Krankheit ist der Durchfall. Die Ursache seiner Entstehung liegt oft in schlechtem Saufwasser, wenn die Tiere eine abgestandene Brühe zu sich nehmen müssen und nicht frisches Wasser. Die Gefahr der Entstehung von Durchfall wird vermindert, wenn ein Stück Holzkohle in das Eisen in das Saufwasser gelegt wird. Als Grünfutter für Hühner sind jetzt Kräuter und Gräser nicht mehr viel wert. Sie sind hart und trocken geworden und behagen den Tieren nicht mehr. Dafür haben die Hausfrauen jetzt allerlei Gemüseabfälle, die den Hühnern als Grünfutter vorgeworfen werden können.

In Gegenden, wo es Ende Juli bereits Stoppelfelder gibt, sind diese der geeignete Aufenthalt für das Geflügel. Es findet dort noch manche Nahrung. Bei jungen Enten, die nicht zur Zucht verwendet werden sollen, empfiehlt es sich, sie jetzt abzuschlachten, vorausgesetzt, daß sie schon 2½ bis 3 Monate alt sind. Die bald einsetzende Mauserzeit wirkt so stark auf die jungen Enten ein, daß sie in dieser Zeit auch bei reichlichem Futter kaum mehr an Gewicht zunehmen. Die jungen Enten werden also in der Mauserzeit unrentabel gefüttert. Wo Kaninchen infolge der Bauart der Ställe unter großer Hitze leiden, sollten die Dächer der Kaninchenställe mit nassen Tüchern bedeckt werden, statt der Türen müssen Drahtgitter eingesetzt werden. Viele Kaninchenzüchter halten es nicht für notwendig, ihren Kaninchen Saufwasser vorzusetzen, weil gewöhnlich das Futter, das die Kaninchen erhalten, schon reichlich wasserhaltig ist. Will man jedoch im Hochsommer abferkeln, muß dies, zunächst mit Vorsicht geschehen. Die Kaninchen dürfen dann nicht zuviel Wasser mit einem Male erhalten. Bei großer Trockenheit sind die Ziegenweiden im Juli oft nur noch wenig ergiebig, es muß dann mehr mit Stallfütterung nachgeholfen werden. Hierzu können zum Teil auch Abfälle aus dem Garten verwendet werden. Bei den Imkern tritt jetzt eine stillere Zeit ein. Dort, wo die Imker mit ihren Bienen zur Spättracht in die Heide ziehen, treffen sie Ende Juli die Vorbereitungen dazu.

Gegen Abfpringen der Tapeten! Um das Abspringen der Tapeten in den Räumen, die wechselnden Witterungsverhältnissen ausgesetzt sind, zu verhindern, bereite man folgenden Kleister: Man weicht 4,5 Kilogramm Baisonmehl, das sonst auch verwendet wird, ein, wogegen sie bei weniger guten Hühnern oft schon einige Wochen früher beginnt. Eine im Sommer bei Hühnern häufiger auftretende Krankheit ist der Durchfall. Die Ursache seiner Entstehung liegt oft in schlechtem Saufwasser, wenn die Tiere eine abgestandene Brühe zu sich nehmen müssen und nicht frisches Wasser. Die Gefahr der Entstehung von Durchfall wird vermindert, wenn ein Stück Holzkohle in das Eisen in das Saufwasser gelegt wird. Als Grünfutter für Hühner sind jetzt Kräuter und Gräser nicht mehr viel wert. Sie sind hart und trocken geworden und behagen den Tieren nicht mehr. Dafür haben die Hausfrauen jetzt allerlei Gemüseabfälle, die den Hühnern als Grünfutter vorgeworfen werden können.

In Gegenden, wo es Ende Juli bereits Stoppelfelder gibt, sind diese der geeignete Aufenthalt für das Geflügel. Es findet dort noch manche Nahrung. Bei jungen Enten, die nicht zur Zucht verwendet werden sollen, empfiehlt es sich, sie jetzt abzuschlachten, vorausgesetzt, daß sie schon 2½ bis 3 Monate alt sind. Die bald einsetzende Mauserzeit wirkt so stark auf die jungen Enten ein, daß sie in dieser Zeit auch bei reichlichem Futter kaum mehr an Gewicht zunehmen. Die jungen Enten werden also in der Mauserzeit unrentabel gefüttert. Wo Kaninchen infolge der Bauart der Ställe unter großer Hitze leiden, sollten die Dächer der Kaninchenställe mit nassen Tüchern bedeckt werden, statt der Türen müssen Drahtgitter eingesetzt werden. Viele Kaninchenzüchter halten es nicht für notwendig, ihren Kaninchen Saufwasser vorzusetzen, weil gewöhnlich das Futter, das die Kaninchen erhalten, schon reichlich wasserhaltig ist. Will man jedoch im Hochsommer abferkeln, muß dies, zunächst mit Vorsicht geschehen. Die Kaninchen dürfen dann nicht zuviel Wasser mit einem Male erhalten. Bei großer Trockenheit sind die Ziegenweiden im Juli oft nur noch wenig ergiebig, es muß dann mehr mit Stallfütterung nachgeholfen werden. Hierzu können zum Teil auch Abfälle aus dem Garten verwendet werden. Bei den Imkern tritt jetzt eine stillere Zeit ein. Dort, wo die Imker mit ihren Bienen zur Spättracht in die Heide ziehen, treffen sie Ende Juli die Vorbereitungen dazu.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (11): Weiß (7): Ka1, Db7, Lg8; Se5 u. g2, Bc5 u. e5. — Schwarz (4): Kd4, Bb5, g3 u. g4.

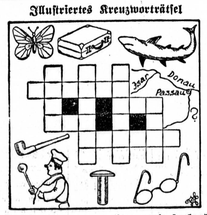
Rätsel

Rat, welches Ding hab' ich im Sinn?
Man murmelt, brummt und lacht darin.
Schwarz, braun, bisweilen rötlich steht's;
Wird's weiß gekocht, alsbald vergeht's.
Wohl mancher Manne steht es schön,
Doch möcht' ich's nicht beim Weibe sehn.

Anfügungsaufgabe

Es soll den Wörtern:
Obst — Range — Aar — Ehre — Limit — Eid — Rade — Egel — Eller — Horn — Ala
je ein Buchstabe vorn angefügt werden, so daß neue Wörter, und zwar ebenfalls Hauptwörter, entstehen. Miteinander verbunden ergeben diese dann einen Kalendertag im Juni.

Illustriertes Kreuzworträtsel



Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silbenrätsel

ban — che — dar — de — dis — dol — dre — e — i — ib — in — is — ka — kan — ke — kett — lif — lou — mal — mar — mie — most — ne — nel — o — pos — ran — sou — to — tun.

Aus vorstehenden 30 Silben sind 15 zweisilbige Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Stadt in Oldenburg, 2. Stadt in Schleswig-Holstein, 3. festliches Gelage, 4 männlicher Vorname, 5. nordischer Dichter 6 Wirtschaft, 7. orientalischer Herrschertitel 8 Fettalkoholester Zucker 9. Stadt in Algerien 10 britische Insel 11 deutscher Feldherr, 12 unterirdischer Weg, 13. Blütenstand, 14 Nebenfluß der Loire, 15. Heldengedicht.

Nach richtiger Bildung der Wörter ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben, einen Ausspruch von August Pauly.

Suchrätsel

Ebene — Pferd — Flaez — Esche — Asien

Wenn man je den Anfangs- und Endbuchstaben vorstehender fünf Wörter fortlässt und die verbleibenden je drei Buchstaben dann richtig aneinandersetzt, so ergeben diese einen Kalendertag im Juni.

Worträtsel

Es reichen einander die Hände.
um mich zu schließen, zwei.
Ich habe zwei „e“ und zwei Silben,
der Zeichen habe ich drei.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel

Waagerecht und senkrecht: 1. Auerochs, 2a. Tondichter, 2b Tafelfisch, 3a. Monatsname 3b. Gestein. 4 ärztliches Werkzeug, 5. griechischer Weiser, 6 Nebenfluß der Themse, 7 anderes Wort für Gebirgspaß in den Schweizer Alpen, 8. Raubvogel, 9 kleines Raubtier, 10. amerikanisches Territorium, 11. Blasinstrument, 12. Stadt in Westfalen.

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Sf3—d2. Ke5×Dd4, 2. Th6—h5+. K beliebig, 3. Sd2—e4, c4 matt. — a. 1. . . ., Kf2×b4, 2. Sh2—c4+, Ke5—d5, 3 Th6—d6 matt. — b. 1. . . ., Lf1×Dd3. 2. Sd2×Df3+ Ke5—f5, 3. Td4—f4 matt. — c. 1. . . ., Lf1—e2 (g2), 2. Th6—h6. beliebig, 3. T oder S matt. Es droht: 2. Sb2—f3 matt.

Ergänzungsrätsel: Tube — Ring — As — Wiz — Lif — Lange. — Traves.

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Kuh, Lama. Amor, Esel. Affe, Bar. — Senkrecht: Vase, Kalb, Haar, Sofa. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

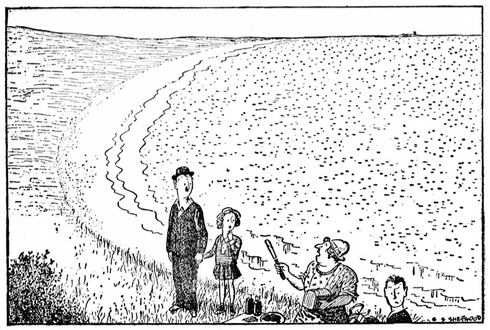
Silbenrätsel: 1. Debo — 2. Inselberg, 3. Eisenralba, 4. Regulus, 5. Aufruhr, 6. Krone, 7. Teuning, 8. Estragon, 9. Normandie, 10. Ferrara. — Die Rattenfängersage.

Zusammenstellaufgabe: Baum Esse — Baumesse, Gala Thea — Galathea, Log Ger — Logger, Ost Ara — Ostara, Po Lad — Polack.

Gegensatzrätsel: 1. Dativ, 2. Flußpferd, 3. Gutbaden, 4. Hinweis, 5. Kamin, 6. Ohnmacht.

Labyrinthaufgabe: 1—2 Spa, 2—3 Aue, 3—4 Ehe, 4—5 Ewer, 5—6 Riff, 6—7 Flaes, 7—8 Sakko, 8—9 Orange, 9—10 Etappe, 10—11 Empore.

Tätigkeitsrätsel: Landgericht.



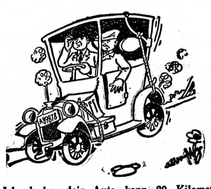
„Wenn ihr alle mithelft", sagte die Mutter, „sind wir bald fertig. Ihr beide könnt mal zu dem Leuchtturm da hinten gehen und fragen ob sie einen Büchsenöffner für uns haben!" (Humorist)

Vom Reisebüro zum Hotel

Im Reisebüro: „Wieviel Valuten kann ich für eine Auslandsreise bekommen?"
„50 Penga."
„Und darüber hinaus?"
„6 Monate!" (Az Ofsag, Ungarn.)

*

„Der Tunnel ist aber sehr lang!"
„Das scheint nur so, lieber Freund. Wir sitzen doch im letzten Wagen!"
(Zürcher Illustrierte.)



„Ich denke, dein Auto kann 80 Kilometer fahren?!"
„Gewiß kann es das — natürlich braucht es eine gewisse Zeit dazu!"

*

Die See ging hoch. „Mann über Bord!" ertönte es auf dem Ozeandampfer.
„Herr über Bord, wenn ich bitten darf", rief eine Dame, „Es ist mein Gatte."
(Het Amusante Weekblad, Holland.)

*

„Ich möchte eine Bergtour machen. Haben Sie vielleicht eine kombinierte Haar-, Zahn-, Bart-, Schuh- und Kleiderbürste?"
(Sondagnisse Strix, Schweden.)

*

Ein kleines Hotel in der Provinz. „Herr Direktor", ruft der Gast am Morgen empört, „ich habe eine Wanze in meinem Bett gefunden!"
„Endlich! Die suchen wir schon ein halbes Jahr!" (Wróble na dachu Polen.)

Die fremde Sprache

Ein Deutscher reist in Dänemark. Beim Mittagstisch sitzt er mit einem dänischen Reisenden zusammen. Sie können sich beide nicht verständigen, also ist eine Unterhaltung ausgeschlossen. Nach dem Essen erhebt sich der Deutsche und sagt: „Mahlzeit!" — Hierauf sieht der Däne auf, verbeugt sich und antwortet: „Paulsen!" (Hjemmet, Dänemark.)

*

Grüblis fahren nach Paris. Auf dem Nordbahnhof geht Grüblis Handtasche auf. Alles purzelt heraus. „Schrecklicher Anfang!" schimpft er.
Frau Grübli, stolz auf ihre Sprachkenntnisse, korrigiert ihn laut: „Anfang terrible!"
(Schweizer Illustrierte.)

Mahlzeit!

„Der Hahn, den ich gestern bei Ihnen verzehrte, hat mir aber schwer im Magen gelegen — in der Nacht um vier wachte ich durch ihn auf und konnte nicht wieder einschlafen."
„Ja, ja, das war seine Zeit! Um vier Uhr morgens weckte er immer!"
(Hemmets Journal Schweden.)

*

„Hören Sie mal, Frau Wirtin, das Rindfleisch ist aber ganz miserabel!"
„Was Sie ned säged! Und das isch, wo's no gleebt hät, so a guets Viech gsi!"
(Schweizer Illustrierte.)

*

„Ober! Diese Krebse sind ja gar nicht frisch!" — „Aber nein, mein Herr, sie sind sogar heute früh aus Genua gekommen!" — „Na — aber dann zu Fuß!"

Reise-Latein

Sörensen — eben von einer Indien-Reise zurückgekehrt — erzählt in einer Gesellschaft: „. . . Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich einmal ganz früh morgens einen Tiger in meinem Pyjama erlegt habe."
„Mein Gott", sagte ein junges Mädchen aus der Zuhörerschaft, „wie mag der bloß da hineingekommen sein?" (Schweden.)

Der Unterschied

Mutter (zur Tochter): „Wie kannst du junges Ding einen so alten Mann heiraten wollen und den ganzen Rest deines Lebens mit ihm verbringen!"
„O nein, nur den Rest seines Lebens."

„Wie nennt man den Mann, der ein Auto lenkt?"
„Chauffeur! Aber die Fußgänger am Sonntag nennen ihn meist anders!"

*

Großmutter: „Als ich jung war, sparte man kein Geld im Strumpf!"
Enkelin: „Aber Großmutter, gerade da, wo's oder sehen kann?"

*

Lehrer: „Kannst du mir einen berühmten griechischen Dichter nennen?"
Schüler: „Achilles!"
Lehrer: „So, so — wodurch war denn der berühmt?
Schüler: „Durch seine Verse!"

*

Dame: „Ich finde, Herr Pinkerton ist jeder Zoll ein Gentleman."
Herr: „Ja, aber ist ja auch nur klein."
(Pick me up.)

*

Der kleine Bernt hat vom Vater Prügel gekriegt. Nach Tränen in den Augen, fragt er seine Mutter: „Hat Opa Pappi auch geschlagen?"
„Natürlich!" antwortet sie mit Nachdruck.
„Und Opas Pappi, hat der Opa auch geschlagen?"
„Und der Pappi von Opas Pappi, hat der Opas Pappi auch geschlagen?"
„Natürlich! Aber nun hör' auf mit deiner Fragerei!"
Eine Pause.
Endlich sagt Bernt: „Mutti, sag' mir bloß noch, wer hat denn eigentlich damit angefangen?"
(Pick me up, U. S. A.)

*

„Glaubst du, daß dein Schneider mir Kredit gibt?"
„Kennt er dich?"
„Nein."
„Dann ist es schon möglich."

*

„Entschuldigen Sie, Fräulein, ich bin Nichttänzer, würden Sie mir erlauben, den Arm so lange um Sie zu legen, wie der Tanz dauert?"
(Hjemmets Journal.)

Sachverständig

Tönnes wird als Zeuge vor Gericht vernommen. Der Vorsitzende fragt ihn: „Können Sie etwas Näheres über den Mann aussagen, der an dem fraglichen Abend neben Ihnen auf der Bank saß?"
Tönnes: „Ha roch arg nob Schnaps."
Vorsitzender: „Das genügt nicht — wir möchten Genaueres wissen."
Tönnes: „Ich gläw, et wor Kümmel met Rum." (Koralle)

Ueberheblich

Ein Mann erzählte einem anderen: „Ich kann den Friedrich nicht leiden — der tut sich mit seiner Bildung so wichtig!"
„Wieso denn?"
„Er füllt die Kreuzworträtsel gleich mit Tinte aus."

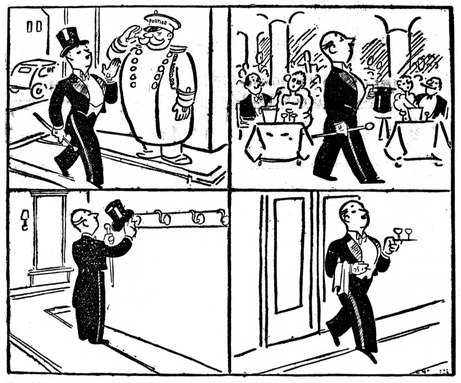
„Seht, Kinder, hier, wo wir jetzt stehen, war vor einigen tausend Jahren noch Meeresboden!" „Stimmt, Herr Lehrer, dieser Stein hier ist sogar noch ganz feucht!"
(Zeichnung: Röscheisen)

*

Mitten im dichten Straßengewühl der Millionenstadt Sidney kommt ein kleines Mädchen heulend zum Verkehrspolizisten: „Huhu, haben Sie nicht, huhu, eine Dame gesehen, ohne ein kleines Mädchen bei sich?"
(Die Bulleton, Australien.)

*

„Wie, Frau Meyer, Ihr Sohn wird Verkäufer? Der stottert doch so sehr?"
„Gewiß. Aber er kommt ja auch in ein Abzahlungsgeschäft!" (Hamburger Illustrierte)



Der feine Herr (Zeichnung Bergström)

Allgeyer-Frohsäfte, aus frisch. Beeren gepreßt begeistigend. Stoffwechsel u. regen die Verdauung an. 12 Flaschen 13.35. Prospekt frei. Allgeyer Stuttgart-W 14 Marienstraße 5
Allgeyer's flüssige Früchte

OHR-SCHUTZ ist WOHLTAT durch schalldurchl. Ohrpfropfe „AKUSTIKA" bei Zugluft, Kreakheit, beim BADEN, b. Beruf! In Apoth. / Drog. 30 u. 90 Pfg.

Herrenrad RM 29.-
Herrenrad . . 36.-
Motorfahrrad Frontanlauf Lichtanlage 148.-
Katalog mit interess. Denkaufgabe kostenl.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Photo
Ansichtssendung — Photo-Tausch — Fernlinsen-Tele-zaising — Gratis-Katalog 320 Seiten 74 ct. Gelegenheitsliste
DER PHOTO-PORST NÜRNBERG-O.N.O.64
Inh. Wilh. Pröbst Photo-Spezialhaus

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 3504.

Damenbart
Radikal beseitigt 100. Haare durch die weltbekannte Heimwaffe, Patentamtl. Nr. 468 509 Gold. Medaille. Grosz. Preis Dresden 1930, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Unabhängig des Nachwuchses). Kleinfix RM 2.75, fix RM 3.85, 5. gröb. Stärken RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Heimarke 6 m. b. H., Köln 114

Heiraten
Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portofrei zugehen.

Allseitl. Erbhofbs., kath., 30 J., dunkelblond, 180 gr., stattl. Erscheinung, wünscht m. Dame, 23—29 Jahre alt, welche Lust und Liebe zur Landwirtschaft hat, zw. baldiger
Heirat
bekannt z. werden. Vermögen erw. Zuschrift m. Bild, erb. u. Nr. 7/183 a. „Der 7. Tag", Paderborn.

Jung. Geschäftsmann, 27/3, alt, 173 gr., schlank, dunkel, m. gutem Humor, ungen., ang. Aeuß., gutg., sol. Geschäft, wünscht eine Lebensgefährtin, kath. Mädel (Haushalt tüchtig) zw. spät.
Heirat
Ehrl. gem. Bildzuschrift erb. unt. Nr. 7/182 a. „Der 7. Tag", Paderb. Distr. zugeschiert.

24j. kath. Mädch., a. bürg. Familie, im Beruf tätig, möchte auf diesem Wege, da es an pass. Herrenbek. fehlt, mit Tattaholiker, a. liebl. Lehrer oder mittl. Beamten, bekannt werden zwecks
Heirat
Tadellose Vergangenh. Bedingung. Strengste Verschwiegenheit. U. weg. Zuschr. mit Bild erb. unt. Nr. 7/181 a. „Der 7. Tag", Paderborn.

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Gegen Darmträgheit Pfarrer Kneipp-Pillen
Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

Tattaholik, 66 J., 178 groß, (Bagerhalter) sucht
Einheirat
in Geschäft oder Anwesen. Offerten unter Nr. 100 M. S. an die Geschäftsstelle des Westf. Volksbl., M. Steinschetbuchhandlung in Meri.

Anzeigen im „7. Tag" ha ben groß. Erfolg

Keirats-Wünsche
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung
Der 7. Tag
Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

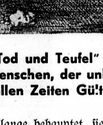
Herdfeger immer gleich gut

Die Anleitung machts! Persönliche Ablieferung frei Haus überall hin.
Ritters Nähmaschinen Paderborn (Dom gegenüber)

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen, Bemerbungen usw. auf d. Angeigen i. „7. Tag" Bezug Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

HAGON gegen Nerven- u. Kopfschmerzen in Apotheken M 0.95 u. 1.50

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzerute u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12



84 lustige Schuhmusterbuch Katerina Postkarte genügt! Bezugsquellen-Nachweis
Speier überlandtienst Frankfurt a. M. MK 50

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann: Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oltergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 953. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 29 Einzelnummer 16 Pf. Sonntag, 18. Juli 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ritter, Tod und Teufel

Die Stunde, die ihn rief, fand ihn bereit:
Mit schwarzem Stahl umschirmt' er Brust und Lenden,
Dann wiegte er das Schwert in seinen Händen
Und war ganz froh und fürchtete kein Leid.

Das Roß zwang er in seiner Schenkel Kraft,
So folgt' er schweigend dem befohl'nen Pfade.
Sein Glück befahl er Gottes großer Gnade
Und dem erprobten Mute hoher Ritterschaft.

Und trotzt' der Lockung, die der Teufel bot:
Daß er um Gold, um Buhlschaft bräch' die Treue...?
O weiche Satan! — Und daß er bereue
Des Knöchernen Geleit . . . ! O schweige Tod!

Der Ritter schlägt das heiße Auge nieder,
So scharf für Schwerter Hieb und Lanzen Flug . . .
Er fühlt der Wehr Gewicht — o Glücks genug!
Und denkt des Schweres — und er lächelt wieder!

Josef Johannes Link

Zum Tag der deutschen Kunst Dürers Kupferstich: „Ritter, Tod und Teufel" ist ein vorbildliches Beispiel deutscher Kunstgesinnung. Er schildert den heldischen, ritterlichen Menschen, der unbeirrt um Tod und Versuchung, geradeaus den Weg seiner Pflicht verfolgt. Ein Thema, das zu allen Zeiten Gültigkeit im deutschen Volke haben wird.

Kunst volksmäßig

Von Prof. Dr. Emil Waldmann
Direktor der Bremer Kunsthalle

Von Menschen und Völkern bliebe nach ihrem Tode gar nichts übrig, wenn es keine Kunst gäbe. Je größer die Geschichte eines Volkes, umso bedeutender auch seine Kunst. Aus gewisser, gar nicht einmal sehr weiter Entfernung gesehen, legen Kunstwerke Zeugnis ab von Art und Wesen des Volkes, dem ein Künstler angehörte. Denn jede echte Kunst und jedes ehrliche Kunstwerk sind in ihrem schöpferischen Kern volksmäßig, mag ihr Wert früher oder später auch allgemeinere, über die Grenzen des Volkstums hinausgreifende Wirkung erlangen. Sein Eigentlichstes ist national bedingt und national gebunden.

Selbst in internationalen Kunstjahrhunderten noch, wie dem Barockzeitalter, lebt in den größten Werken der Baukunst der Ausdruck jener Volkskraft, dem der betreffende Künstler sein Blut und seine Empfindung verdankt. Pöppelmann, der den Zwinger in Dresden schuf, wäre in Versailles ebenso undenkbar wie in Palermo; und Johann Sebastian Bach wäre jenseits der Alpen oder jenseits der Vogesen nicht nur nicht zur Geltung gekommen, sondern hätte, etwa aus äußeren Gründen gezwungen, als Hofkapellmeister eines italienischen oder französischen Fürsten zu stehen, keine Matthäuspassion geschrieben. Die großen Künstler, denen die manchmal verlockende Möglichkeit der Uebersiedlung in ein fremdes Land gegeben war, wie Dürer, haben gewußt, weshalb sie auf die Dauer nicht unter fremdem Volk schaffen konnten. Und auf die kleinen kommt es nicht an. Wer in der Fremde sein Deutschtum verliert, anstatt, wie alle Großen es taten, es erst recht zu vertiefen, hatte von vornherein gar kein Deutschtum einzubüßen.

Es ist etwas Geheimnisvolles um die Kunstbeziehungen der Völker untereinander. In Zeiten, da es, wie im Mittelalter, noch keine Nationalstaaten im strengen, heutigen Sinne gab, herrschte lebhaftester Austausch von Kulturgütern über die später so genannten Landesgrenzen hinüber und herüber. Aber während jener Kunstepoche des hohen Mittelalters, die im Jahre 1820 ein französischer Gelehrter fälschlich den „romanischen Stil" nannte und die man irrtümlich auch heute noch so nennt, jener Epoche, die mit den größten Zeiten der deutschen Geschichte zusammenfällt, baute scheinbar alle Welt im romanischen Stil. Scheinbar. In Wirklichkeit können Meisterwerke der Architektur, wie die Michaeliskirche in Hildesheim, die vor genau 900 Jahren geweiht wurde, nur auf deutschem Boden stehen, und ebenso ein paar Jahrhunderte später die herrlichen Kaiserdome am Rhein oder die Kirchen in Köln.

Starkes Volkstum schmilzt alles, was es von draußen annimmt, restlos um zu einem eindeutigen Ausdruck des eigenen Wesens. Von der Gotik hat man lange behauptet, sie wäre französisches Gewächs. Die gotische Bauweise ist auch auf dem Boden des heutigen Frankreichs entstanden, wobei aber immer noch zu fragen wäre, welches Volkstum denn damals, ums Jahr 1200, nun in dem blutmäßig so sehr gemischten Nord- und Mittelfrankreich die Oberhand hatte. Aber dem sei wie ihm wolle, es kommt nie darauf an, wo einer lernt, sondern was er aus dem macht, was er anderswo gelernt hat. Der Münsterturm in Freiburg ist großartiger als die Türme der französischen Kathedralen, ist auch innerlich „gotischer". Und die Reiterstatue am Bamberger Dom ersteint nicht nur uns Deutschen noch bedeutender als die schönsten Statuen an der Kathedrale von Chartres, wohee diese Bildhauerschule gekommen sein soll, sondern sie ist das persönlichste und genialste Einzelwerk innerhalb der Pla-

stil des ganzen Zeitalters. Bei großer Kunst versteht sich das Nationale immer von selbst.

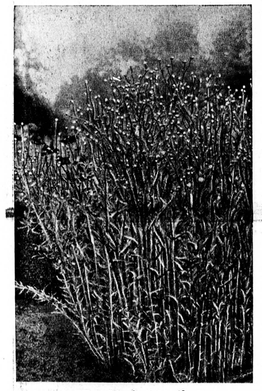
Denn die Kunst ist nicht nur schön, sie ist auch bildend, gestaltend, und bei allen Völkern der Erde war sie, nach Goethes Wort, immer erst bildend ehe sie schön war. Was sie gestaltet, ist nicht nur das Abbild eines geschauten oder gleichviel, eines geträumten Naturvorbildes, sondern zugleich auch immer Gestaltung der Seelenkraft und der Herzempfindung des anschauenden Menschen, des Künstlers. Diese Kräfte des Innern aber sind durch Blut, Rasse und Volkstum verschieden. Der echte Künstler, mag er gelernt haben wo er will, kann gar nicht anders als in seinem Werk Zeugnis ablegen von der Zugehörigkeit zu jenem Heimatboden, dem er entstammt. Dies ist heute so, wie es immer war, und nur das Echte, im Gefühl Echte, setzt sich auf die Dauer durch. Kunst „braucht" man, braucht ein Volk immer, ob Baukunst, die ja auch nur halb Zweckbestimmtheit ist, oder Musik, ob Malerei oder Dichtung oder Plastik. Denn jedes Werk und jede Zeit hat außer dem Verlangen nach künstlerischer Erbauung auch das Bedürfnis, sich selber im Spiegel zu betrachten. Nicht aus Eitelkeit, sondern um das eigene Wesen besser zu erkennen. Und die Künstler halten einem Volk oder einem Zeitalter diesen Spiegel vor. Was darin erblickt wird, ist nicht nur „Schönheit", sondern es ist auch ein Stück Geschichte, werdende Geschichte, ganz gleich, ob klein oder groß. Jedes Kunstwerk ist ein Mosaikstein in dem großen Historiengemälde, das spätteren Geschlechtern sichtbare Kunde gibt, wie groß oder wie klein jeweils ein Stück seiner Vergangenheit gewesen ist.

Die Flucht vor der Erde

Von Max Lippold

Wir fuhren über die Straßen der östlichen deutschen Erde. Ein weiter Weg lag vor uns, eine halbe Nacht unter Sommersternen und Vollmond. Wir sahen die Schnitter heimkehren und die Knechte mit ihren Pferden, und als die Sonne gesunken war, breitete sich abendlicher Friede über alle Felder der weiten Ebene. Die Linden blühten und dufteten jetzt in der Kühle stärker als am Tage, und wir fuhren unter ihren Kronen dahin, es war, als glitten wir durch einen Palast der Natur.

„Weißt du, woran ich jetzt denke?" unterbrach Hannes, der Knecht, unser Sinnen. „Ich denke an



Der Flachs ist reif

Seit Jahrtausenden ist die wichtigste heimische Gespinstpflanze der Flachs oder Leinen. Schon die Germanen haben in ausgiebigem Maße Flachs angebaut und selbst verarbeitet, eine Tätigkeit, die allein den Frauen und Mädchen zukam. Ja sogar dem Gesinde wurde ein Stück Flachsfeld zugestanden. In späteren Zeiten heirateten die Mädchen erst dann, wenn sie eine größere Menge verarbeitetes oder unverarbeitetes Leinen liegen hatten. Mit dem Anbau einer so bedeutungsvollen Pflanze waren auch zahlreiche Sitten und Gebräuche verknüpft, die jedoch in vielen Gegenden erloschen sind. (Brandt, Zander-K.)

eine Nacht vor vielen Jahren, ich muß immer an sie denken, wenn ich diesen Weg mache. Aber damals fuhren wir nicht so gemütlich wie heute, o, wir jagten auf Tod oder Leben. Ich lenkte einen Wagen mit dreißig Menschen durch jene Nacht, die eine der schrecklichsten war für die Bewohner der östlichen deutschen Erde."

„Du meinst die Zeit des Russeneinfalls?" fragte ich. „Erzähle doch. Ich war damals klein und kann mich auf nichts mehr entsinnen."

„Ja, es war im August," begann er, „das Getreide auf den Aeckern stand reif. Die Tage waren genau so schön wie heute, Hochsommertage, Erntetage, aber alle Arbeit ruhte, man versammelte sich im Dorfe und wartete auf ein Zeichen zur Flucht, auf eine Zeitung oder eine Nachricht aus der Stadt. Niemand aus unserem weltabgelegenen Dorfe wußte, wo der Russe war, und so zögerte man mit der Flucht eine Nacht und einen Tag. Jeder weiß ja, wie es ist, wenn man Haus und Hof und Heimat verlassen muß: Herrgott, man wartet und hofft doch bis zum letzten Augenblick. Und dieser letzte Augenblick war gekommen, als wir eine Meile weiter östlich die brennenden Dörfer sahen.

Wagen auf Wagen rollte ins Ungewisse, eine Stunde wohl glich das Dorf einem Lager verzweifelter Gefangener. Als es dunkel wurde, waren wir fern von Haus und Hof; neue Wagen mit Flüchtlingen jagten durch die Nacht nordwärts zur Straßenkreuzung. Von dort aus sollte es nach Westen gehen.

Die Nacht war mild und klar, Mondlicht lag auf den Feldern und Gehöften. Dörfer und Kirchspiele, die wir durchzogen, lagen still und verlassen, nirgends ein Mensch, nirgends ein Tier. Nur die Glut der brennenden Dörfer im Osten, der Tod. —

Ohne Pause jagten die Pferde.

Plötzlich tauchten Gespenster vor uns auf, eine lange Reihe, unheimlich schnell kamen sie. Russen? Unsere Wagen stoppten, die Pferde scheuten, die Kinder schrieen auf. Schon raste der erste Wagen vorüber, und wir sahen, daß es Flüchtlinge waren, wie wir. Gott sei Lob und Dank! Zurück! rief man uns zu. Zurück! Zurück! Wir sahen die Pferde, die mit Schaum bedeckt waren, wir hörten die Kinder weinen, die Räder rollen. Dann waren sie vorbei.

Lange Stunden, marternde Ungewißheit, zwischendurch ein Gedanke an daheim, an Haus und Hof, an alles, was wir verlassen mußten. Das Feuer im Osten entschwand unseren Blicken, und wir wurden ruhiger. Wald nahm uns auf, dann wieder Felder und Wiesen. Ununterbrochen jagten die Pferde.

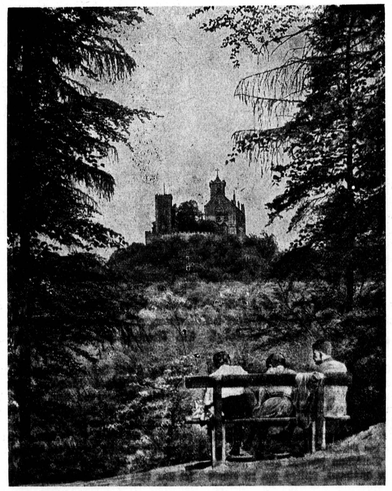
Wir hatten nur einen Gedanken: so schnell wie möglich die Wagen vor uns einzuholen. Es gelang uns nach einer Stunde mörderischer Fahrt. Eine Stunde! Aber wie lange dauerte sie und welche Strecke Wegs lag hinter uns! Auf einem Umweg hatten wir die Heeresstraße nach Westen erreicht, und wir atmeten auf.

Es war 1 Uhr nachts, der Morgen graute schon, als unser Jagen um Leben oder Tod ein Ende fand. Von den vordersten Wagen wurde plötzlich halt gerufen, ein Ruck ging durch die ganze Reihe, dann stand alles. Im Lichte des anbrechenden Tages sahen wie Truppen am ersten Wagen, Reiter mit Gewehren, Infanterie, die Straße war dicht voller Soldaten. Aber einen Augenblick nur, ein paar Atemzüge lang, dachten wir uns als Zivilgefangene. Dann pflanzte sich ein Ruf fort, nicht ein einzelner rief, alle, alle, 100 Menschen stimmten in den Freudenruf ein: Die Deutschen! Die Deutschen kommen! Hurra!

Ein Erlösungsschrei, ein Ruf des Lebens, wir stürzten von den Wagen, fielen, standen auf, die Kinder streckten die Hände aus, und die Mütter weinten vor Freude. Hurra! Hurra! Alles war gut, alles war gut!

Dann kamen unsere Truppen, zu Roß und zu Fuß. Die wenigen Männer, die bei uns waren, entblößten ihr Haupt, und die Mädchen glätteten die Schürzen beim Anblick der Krieger. Aber alle boten Lebensmittel dar, sogar die Pferdehände reichten Brot und alles, was wir in der Eile mitgenommen hatten. Ach, war das eine Freude! Und als unsere Körbe leer waren, standen wir an der Straße und jubelten, und niemand dachte daran, daß unsere Flucht noch lange nicht zu Ende war. Die Nacht war verflogen wie ein Spuk. Ganz leise, dann lauter, immer lauter kam der Gesang von den vordersten Wagen, und dann sangen alle Flüchtlinge an der nächtlichen Straße das Vaterlandslied, während die Krieger an uns vorbeimarschierten. Südwärts zogen sie, nach Masuren."

Hannes schwieg. Während er sprach, gingen die Pferde schritt, jetzt ließ er sie traben. Der Himmel hing schwarzblau über dem Walde, eine dunkle Masse schob sich mehr und mehr hinauf und verdunkelte die Nacht. „Es wird wieder regnen," sagte Hannes.



Sommerferien / Die Bank unter der Wartburg (Zander, K.)

Die Gräfin Hatzfeld

Man kann nicht sagen, daß die Fürsten Europas vor dem Advokatenlohn aus Korsika mit Männerstolz gestanden hätten; und manche haben nicht verschmäht, die Anmut ihrer Frauen in heißen Stunden vorzuschicken. Nicht immer nur um einen Fußfall zu tun, wie ihn die Gräfin Hatzfeld um ihren Mann aus freien Stücken tat.

Das war nun freilich auch kein Held, der den Berlinern nach der Schlacht bei Jena als Gouverneur verkündete, daß Ruhe die erste Pflicht des Bürgers sei. Auch nahm er sich in Briefen kaum mehr in acht, und weil er mit dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen glaubte, daß an der kaiserlichen Macht durch Konspirationen gerüttelt werden könnte, wie sie an den Höfen Europas bis dahin den Boden aller Unqunst bereitet hatte, so brachten seine aufgefangenen Briefe ihn eines Tages vor das Kriegsgericht, so daß er unvermutet saß zum Märtyrer preußischer Freiheit geworden wäre.

Das Todesurteil war schon ausgesprochen, als sich die Gräfin — zur Audienz befohlen — im Jammern um den Vater ihrer Kinder noch ins Schloß begeben durfte. Es war ein winterlicher Herbsttag, der Kaiser im Begriff, auszugehen und also schon in Hut und Degen, als sie ihm aller Aengste voll zu Füßen stürzte, nicht um Gerechtigkeit, nur um Erbarmen flehend. An solche Dinge täglich gewöhnt und durch die Kleinigkeiten schlechter Intriganten aufs übelste gereizt, ließ er sie wenig reden, nur vom Boden aufstehen und selber einen Brief von ihrem Gatten lesen, der — wie er ihr aufs kürzeste bedeutete — durchaus verhindert, daß an Begnadigung zu denken wäre. Da hielt die arme Frau das glattgefaltete Papier in Händen, das ihrem Mann das Leben kosten sollte — indessen der Kaiser, wie ein böses Tier, an einem Handschuh knöpfend, hin und her ging — und weil die Tränen in den Augen sie hinderten, den Brief zu lesen, den ihre Finger fast zerrissen — so zitterten sie — und weil der Kaiser nach seiner Gewohnheit am Kaminfeuer stehen blieb und mit den Händen auf dem Rücken den kleinen blauen Flämmchen zusah, die um den roten Brand aufzuckten, und eine Kohle platzte ab und sprang im Bogen auf ihn zu, daß er den Fuß, der so viel Staaten zertreten hatte, dennoch zurückzog seiner weichen Stiefel wegen: da sprang auch in den Kopf der kleinen Frau ein Funke, daß sie ganz ohne Hast, gleichmütig fast an den Kamin ging und behutsam das Papier ins Feuer legte, indessen sie noch nassen Auges und von der rasch entflammten Glut beleuchtet mit einem Lächeln stiller Art dem Kaiser in das stumme Antlitz sah.

Der zuckte nicht mit einer Hand, versenkte nur sein Auge fast träumend und erstaunt in ihres — und weil er nicht an Diplomatenmienen, sondern im freien Feld gewachsen war, wo dem das Spiel gehört, der es tollkühn gewinnt — so sagte er kein Wort, nahm nur mit sanfter Artigkeit ihre Hand, so klein wie seine, und küßte sie. So daß die Gräfin, eilt draußen zwischen den Gardisten erwachend aus dem Traum der kühnen Handlung, nicht anders meinte, als daß er ihr wie einer Schwester fast gütig und auch ein wenig scherzhaft zugelächelt habe.

Wilhelm Schäfer.

Dies nebenbei

Nicht lange mehr, und die Mühlen werden damit beginnen, das neue Brotgetreide zu vermahlen. Unter allen landwirtschaftlichen Bauten nimmt die Mühle in der Betrachtung der Stadtmenschen eine bevorzugte Stellung ein. Mühlen in alten ihren Formen sind ein wenig von Romantik umwittert. Darüber möchte manch einer vergessen, daß in ihnen Volksgenossen eine sehr schwere und verantwortungsvolle Arbeit zu leisten haben, und darüber mag man es gar nicht recht glauben, daß auch in ihren Räumen Schädlinge sich einfinden, die uns einen Teil der Ernte wegnehmen und dadurch unsere Ernährung gefährden. Im Kampf gegen die Schädlinge benutzt daher der Müller ein paar stille Tage, um seine Mühle vom schlimmsten Mühlenschädling, der Mehlmotte, zu befreien. Erstaunlich ist dabei, daß die beste, sicherste und nachhaltigste Bekämpfung dieser Motte, die durch Blausäure-Vergasung, erst vor knapp zwei Jahrzehnten in Deutschland eingeführt wurde. Vielleicht mag der Begriff Blausäure zunächst hemmend gewirkt haben. Als sich aber erst einmal die völlige Gewißheit durchsetzte, daß die Vergasung keinerlei ungünstigen Einfluß auf das später verarbeitete Mehl ausübt, dabei aber restlos jedes tierische Leben vernichtet, da war der Bann gebrochen. Heute können auch die größten Mühlen mit mehr als 150 000 Kubikmeter Rauminhalt so durchgast werden, daß sie völlig mottenfrei sind. Für den gefährlichen Mühlenschädling, für die Mehlmotte, ist also in Deutschland das große Sterben gekommen.

*

So naturfremd mancher Mensch in der Stadt auch noch heute sein mag, — daß zur Schafherde und zum Hirten ein tüchtiger Hütehund gehört, das weiß wohl ein jeder. Weit weniger bekannt ist allerdings die Tatsache, daß sich nicht jeder Hund zum Hüten eignet. Weil aber ein tüchtiger, ja, man möchte sagen, ein pflichtbewußter Hund von Bedeutung für die Schafzucht ist, weil er überdies dem Hirten zum wichtigen Helfer wird, kümmert man sich heute bei den Tierhaltern nicht allein um die Herdentiere, sondern legt auch Gewicht auf die Zucht und auf die Ausbildung von geeigneten Hunden für die Herde. In verschiedenen Landesbauernschaften ist man sogar daran gegangen, im Rahmen eines Landespreishütens von Schafen auch die besten Hunde auszuzeichnen. In Betracht kommen nach der neuen Hüteordnung rein gezüchtete deutsche Schäferhunde aller Haarschläge, glatthaarige, rauhhaarige, zotthaarige sogenannte altdeutsche Schäferhunde und die Kreuzungsformen aus diesen drei Hauptschlägen. Jeder Hund muß mindestens 18 Monate alt sein, ehe ihn der Schäfer zweckentsprechend einsetzen kann. Diese Beispiele haben angesichts der wieder wachsenden und gesteigerten deutschen Schafzucht bereits Schule gemacht, und bei den in nächster Zeit stattfindenden Preishüten innerhalb der einzelnen Landesbauernschaften werden ebenfalls mit den Herden und den Hirten auch die Hunde bewertet werden.

*

Daß Königskrönungen einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die wirtschaftliche Lage eines Landes ausüben, weiß nach den jüngsten imposanten festlichen Ereignissen im britischen Empire nachgerade jedes Kind auf der Erde. Schließlich hat eine Krönung stets auch wirtschaftlich ihre Lichtseiten gehabt, man braucht dabei nur an die entsprechende Schilderung Alt-Frankfurter Königstage in Goethes „Dichtung und Wahrheit" oder an die zeitgenössischen Berichte anläßlich der Krönungen des ersten preußischen Herrschers und Wilhelm I. zu erinnern. Einen meist über die Hauptstadt hinausragenden konjunkturellen Einfluß pflegen auch Fürstenhochzeiten zu haben, wofür die letzte Hochzeit im Haag — die bis in die polnische Tatra hinüberspielte — nur ein Beispiel von vielen darstellt. Sogar die Vermählung des Herzogs von Windsor hat für einzelne französische, jugoslawische, italienische und besonders österreichische Fremdengebiete so starke Auswirkungen mit sich gebracht, daß das Herzogspaar schließlich um „weniger Beachtung" bitten mußte. Den Vogel bei derlei Begeisterungsstürmen mit wirtschaftlichem Einschlag scheint jetzt Bulgarien abgeschossen zu haben. Die Geburt des Thronfolgers hat nämlich zu einem plötzlichen Gästesturm auf die Hauptstadt geführt, wobei die Eisenbahn eine Sonderkonjunktur buchen konnte. Drei Tage dauerte das öffentliche Volksfest, zu dem sich fast ganz Bulgarien nach Sofia begeben hatte, und nicht nur der dortige Einzelhandel hatte während einer „Billigen Woche" alle Hände voll zu tun, um die Einkäufe der zahlungsfreudigen Landkundschaft abzuwickeln, sondern auch Teppichhandel (Teppiche wurden für private und staatliche Dekorationen in riesigen Mengen verwendet) sowie Gaststättengewerbe werden noch lange an die freudigen Tage nach der Prinzengeburt zurückdenken.

*

Unter den neuesten Erwerbungen des Londoner naturwissenschaftlichen Museums ist ein Geschenk von König Georg. Es ist ein schwarzes Leopardenfell aus Indien, das bemerkenswert ist wegen seiner ungewöhnlich dunklen Farbe, in der die Flecke nur mit wenig größerer Helligkeit zu erkennen sind. Das Fell war schon seit beträchtlicher Zeit im Besitz der königlichen Familie und wurde einst von einem indischen Fürsten der Königin Viktoria oder König Eduard VII. zum Geschenk gemacht. Für das Museum hat das Fell wissenschaftliches Interesse, weil es wichtig ist, Serien zusammenzustellen, aus denen die Aenderungen in der Farbe des Fells deutlich werden und dieses Exemplar zeigt einen außerordentlich extremen Fall.

Zur Unterzeichnung des deutsch-französischen Handelsvertrages in Paris

In Paris unterzeichneten der französische Außenminister Delbos (links) und der deutsche Botschafter Graf Welczeck (rechts) das deutsch-französische Wirtschaftsabkommen. Der Vertrag tritt am 1. August in Kraft und ist auf zwei Jahre abgeschlossen. Es ist zu wünschen, daß durch die neuen Verträge ein lebendiger Güteraustausch zwischen den beiden Ländern geschaffen wird. (Zander-K.)

Kriegerwitwen am Londoner Ehrenmal

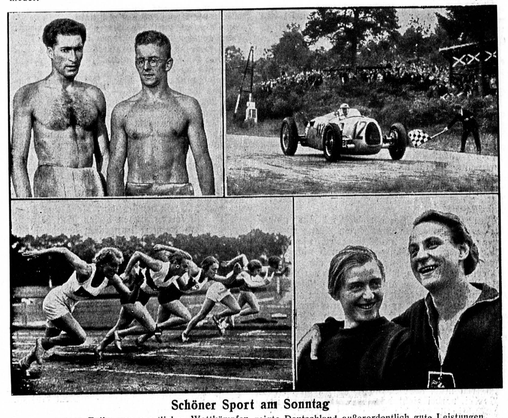
Kriegerwitwen aus Deutschland, Frankreich und der Tschechoslowakei, die sich gegenwärtig für eine Woche in England aufhalten, legten am Grabmal des unbekannten Soldaten in London einen Kranz nieder. (Pressephoto, Zander-K.)

Der Präsident der Philippinen in Berlin

Der Präsident der Philippinen, Manuel L. Quezon, traf zu einem mehrtägigen privaten Besuch in der Reichshauptstadt ein. Unser Bild zeigt ihn mit seiner Gattin und seinen Kindern vor dem Hotel Esplanade.

Zum deutschen Sieg im Schwimmländerkampf gegen Ungarn

Nach einer Reihe außerordentlich spannender Kämpfe entschied schließlich der Sieg unseres 1500-m-Schwimmers Arendt, Berlin, der bei diesem Kampf zugleich zwei neue deutsche Bestleistungen aufstellte. Gisela Arendt, die bekannte Olympiasiegerin, beglückwünscht ihren Bruder zu seinem Sieg. (Pressephoto, Zander-K.)



Schöner Sport am Sonntag

In einer ganzen Reihe von sportlichen Wettkämpfen zeigte Deutschland außerordentlich gute Leistungen. In Frankfurt am Main fanden die deutschen Mehrkampf-Meisterschaften statt: Müller-Gifhorn war Bester im Zehn- und Fünfkampf, Weinkötz-Köln wurde in beiden Kämpfen Zweiter (links oben). — Im Großen Preis von Belgien siegte Hasse auf Auto-Union vor Stuck auf Auto-Union und Lang auf Mercedes (oben rechts). — Beim 100-m-Start zur Fünfkampf-Meisterschaft (unten links) kamen alle Frauen ausgezeichnet weg, Kätho Krauß-Dresden wurde Siegerin im Fünfkampf vor Gisela Mauermeyer-München (unten rechts). (Schirner 2, Presse-Bild-Zentrale, Weltbild, Zander-K).

Das finnische Artillerie-Laboratorium flog in die Luft

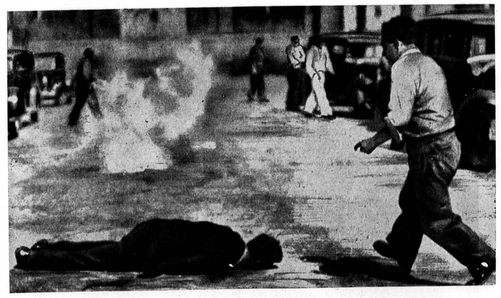
Bei dem großen Explosionsunglück auf der Insel Sveaborg bei Helsinski gab es 3 Tote, bisher 8 Vermißte und 16 zum Teil schwer Verwundete. Insgesamt sind 16 Schuppen und Lagergebäude vom Feuer zerstört worden. (Pressephoto, Zander-K.)

Chinesische Truppen auf dem Marsch

Chinesische Truppen haben am Sonnabend nachmittag den Ort Wanpinghsien an der Marco-Polo-Brücke besetzt. Es wird von den maßgebenden Kreisen in Nanking angenommen, daß Peiping von den Japanern eingeschlossen wird. Bekanntlich hat das japanische Kabinett die Entsendung starker Truppenkontingente nach Nordchina beschlossen.

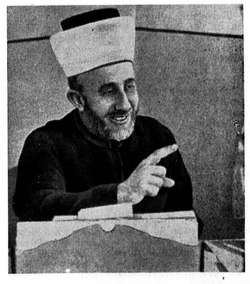
Während Lewis mit dem Sowjetbotschafter diniert ...

Der amerikanische Streikhetzer John Lewis begibt sich mit Frau und Sohn zu einem Empfang des Sowjetbotschafters in den Vereinigten Staaten.



. . . verbluten die verhetzten Arbeiter vor den bestreikten Fabriken

Vor den Werken der Moltrup Steel Products in Beaver Falls kam es zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Streikenden und Arbeitswilligen, wobei mehrere Arbeiter schwer verletzt wurden. (Zander-K.)



Der Großmufti von Jerusalem

das Oberhaupt von einer Million Mohammedanern, von dem in dem Streit um die Aufteilung Palästinas so oft die Rede war. (Scherl Bilderdienst, Zander)

Fahrt in die Liebe / *Von Erwin P. Close*

Diese Fahrt in den anbrechenden Abend begann gar nicht wie eine Fahrt in den Tod, eher wie ein Einzug in die Liebe, während eine Nachtigall sang, und also ins hohe Leben hinein.

Er und sie, sie saßen in dem Landwagen; Michael hieß er, Barbara hieß sie; und er lenkte das Gefährt aus dem Hof der Brauteltern nach einigen Tagen der Feier und des leisen Abschieds weit ins Land, manchmal durch ein wenig einsamen Wald, manchmal zwischen Äckern entlang und bald mitten durch die verlassene Heide, straks und doch gemächlich in die entfernte, fruchtbare Gegend seines Dorfes, um dem Hof die Frau und das vollkommene Glück zu bringen. Wenn man sein Glück so nah und sicher vor Augen sieht, treibt man die Pferde nicht; und also darf der Bauer Michael unbekümmert eine Hand der jungen Bäuerin in seine Hände nehmen. Seht, das ist ein wahrhaftiger Friede. — Aber der Krieg trat doch dazwischen, ein kaum sichtbarer, sehr leiser Krieg, der nur in den Seelen pocht und dröhnt.

Der Bauer Michael betrachtet sie und fährt dann schweigend eine frische Nachtigall und sagt zum Ende lächelnd: „Du, Barbara, vorn, sie ist in dem Busch, dort voraus!" — „Michael", entgegnet sie flüsternd in einer seligsamen Furcht. — Er vernimmt von dieser Furcht gar nichts, er fährt leuchtend fort: „Wenn zwei die Nachtigall hören und sind ein Paar und sind allein, so müssen sie einander umfangen, Barbara." — Sie sitzt hauchend zurück: „Wir sind nicht allein, Michael . . ." — „Haha, die Pferde schauen gerade aus, und der Himmel macht die Augen zu; wir sind allein!" ruft er. — Und sie ruft desgleichen, aber heiß und stockend: „Vor uns geht jemand . . . ich sehe ihn . . . dort . . . er geht vor uns!" — „Barbara", sagt er mit Güte, „nein, nun kommt die Heide eine Stunde lang, nachts geht niemand durch die Heide, es sei denn, einer wolle Böses . . . unsere Menschen hier sind gut." — „Doch, doch, ein Mensch dort! Ein Mann!"

Nun ist's dem Bauern Michael für eine Weile, als sei die Welt mit ihrem Abend ringsumher sehr stumm, nichts hört er, nicht die Nachtigall, nicht Hufschlag mehr und nicht das Wagenklappern . . . nur sein Herz, ein wildes, ja erschrecktes Herz. Aber da er doch ein Bauer ist mit einem reinen und furchtlosen Leben, ist er gleich darauf beruhigt und sagt schon zu ihr: „Ein Mann, gewiß, er geht vor uns her, nicht weit . . . Fürchtest du dich?" — „Ja, Michael." — „Ja? Und warum?" — „Weiß nicht . . . vor ihm . . . Ich kenne ihn." — „Er geht uns nichts an, wir werden schnell vorüberfahren. Ein wandernder fremder Mann, nichts sonst. Er steht ja nicht vor unserem Glück . . . und bald sind wir daheim . . . Freust du dich?" — „Ich freu mich, aber doch bei ich Furcht . . ."

Vorbei, vorbei zieht das Mädchen, vorbei ist die Nachtigall, und die Heide liegt überall, hinter der Heide wird das Glück sein . . . Und über allem ist die Angst der Frau, weil vor jedem Glück eben Ängste sind, auch Ahnungen, auch Zweifel. Beicht denn nicht allzu oft ein Glück entzwei, ehe man es gnad erreicht hat?

Aber schon sagt der Bauer Michael wieder zu ihr: „Ein Mann, gewiß. Er geht, er geht, blickt sich nicht um, gewahrt uns nicht. Schau nicht hin. Schau die Pferde an! Schnell werden wir an ihm vorüber sein."

Nun verändert sich die Fahrt, die im Frieden begann, und wird eine Jagd, welche die Peitsche regiert; die Tiere erschrecken auf einmal, werfen die Häupter, springen und brausen vorwärts; und der Wagen hüpft und schwankt laut. Und der Bauer Michael hat nun keine Hand, um mit der Hand der Frau zu spielen, er hält die Zügel in den Fäusten, und vielleicht, ohne daß er daran denkt, hält er auch sein Glück und auch ihr Glück in diesen Fäusten, bereit, das Glück zu bewahren, und stark vor allem, für das Glück zu kämpfen. Und der Wagen saust mit ihnen.

Der Mann, der dort schwarz und unheimlich geht und groß und höher wird, wendet sich nicht, kaum scheint er ihre Ankunft zu bemerken, nein, er mag ein versunkener Wanderer sein . . . . Das sieht der Bauer, und nun lacht er also auf und peitscht die Tiere übermütig und steht halb aufrecht und ländelnd im Wagen, eines Sieges gewiß!

Die Frau hingegen bebt . . . Und ihre Augen, groß und starr, sind auf den Nächstkommenden gerichtet wie Augen, die einen Tod erwarten. Und nun? Die Frau verwandelt sich nicht, wie auch? — sie erwartet den Tod und kann nichts Schlimmeres ersehen . . . Er aber, Bauer Michael, erwartet das Leben und das Glück — und nun, da wirklich Schlimmes geschieht, sinkt er übermannt zusammen, das Lachen vergeht ihm im Nu, das Antlitz wird über und über starr, denn dort geschieht es, einige Schritte nur entfernt, daß der Fremde sich wendet, die Arme aufhebt und ein drohendes Zeichen gibt, bei dem die Tiere sich aufbäumen und das Gefährt mit einem überstürzten Ruck anhält.

Und sie stehen dann einander gegenüber: die nun still gewordene Frau und der gar nicht stille Bauer; denn der Fremde gibt sich keineswegs als Feind zu erkennen, er ist ein Mann und schaut heraus, nicht bös und nicht gewalttätig, nicht angriffswild. Sondern er schaut nur ohne weiteres heraus und spricht plötzlich tonlos: „Möchte mich der Bauer Michael aufladen? Ich bin verirrt."

Und er steigt auf. Er nimmt an der Rückenlehne Platz. Er schweigt. — und der Bauer Michael sieht nicht hin und hört nichts und fühlt nur jene Unzweifelheit dicht hinter sich; er wagt nicht etwa, sich zu wenden, denn das hieße, er fürchte den Fremden . . . Und der Wagen rollt sehr langsam. Und die Nacht kommt hervieder, Bäume und Büsche, Wacholder und Kiefern hier und dort werden wie unkenntliche Wesen.

Der Bauer Michael sagt dumpf, da ihm ein leichter unbesiegbarer Zwang wohl nicht gelingt: „Barbara, Frau, steh auf und setz dich an die Rückenlehne . . . Es ist kühl hier . . . Von da vorn kommt ein Wind . . ."

Und er starrt geradeaus. Und er sieht nicht, wie sie aufsteht und den Hinterplatz einnimmt, an der Seite des Fremden. Aber er spürt im Dröhnen seines eigenen Herzens, daß die beiden Herzen hinter ihm desgleichen dröhnen in einem Kampf, den er nicht kennt, den er doch deutlich empfindet, in den er wohl auch eingreifen muß, das will er . . . War er nicht bereit, zu kämpfen um Leben und Glück? Er war bereit; nur jene aufgehobenen Arme hielten die Tiere jählings an und auch seine Pläne und auch seine Kräfte ganz und gar . . aber er verfügt darüber noch, er ist stark. Und nun ist auch ein Plan in ihm; und er beginnt stumm und fast regungslos den Kampf, stumm und regungslos wie es der Fremde ist . . .

Seine Hand hält die Peitsche und führt dies gute und feste Holz jenseits des langsam rollenden Rades hinunter und lockert dort beständig den Verschluß . . . der Zapfen löst sich, und das Rad beginnt sogleich ein seltsames Schwanken, während die Pferde schwer anziehen, es geht jetzt einen Hügel empor, langsam und nahezu schleichend, wie der dittere Beginn zu einer Jagd in die Arme des Todes hinein.

Auf einmal ruft der Bauer Michael rauh: „Fremder, der du aufgestiegen bist, wohin?"

„Ich weiß es nicht, vorwärts, vorwärts . . . ich kenne diese Gegend nicht."

„Wo bist du daheim?"

„Drei Stunden von hier. Ich bin dort daheim, wo ihr herkommt." —

Der Bauer Michael ruft: „Fremder, du trägst wohl deine Verantwortung, da du aufgestiegen bist? Ich weiß es nicht, wie wir die Steilfahrt überstehen . . . Hinter dem Hügel kommt eine Steilabfahrt . . . Und hier ist ein Rad beschädigt . . ."

Und er peitscht nun wieder seine Tiere, sie laufen wild an, obwohl der Weg noch steigt; die Peitsche saust, und die Tiere geraten in einen gewaltsamen Galopp . . . Und der Bauer Michael gewahrt, wie der Fremde, bleich und ganz verstört, mit seinen Augen dieses Rad betrachtet; das Rad taumelt nun schon geradezu bei dem Galopp . . . Und der Fremde schreit: „So haltet an, Bauer Michael!"

„Nein!" schreit der Bauer Michael zurück.

„So macht das Rad fest!"

„Nein!" schreit der Bauer abermals. Und peitscht grausam die Tiere, der Wagen erreicht wankend die Höhe.

Der Fremde schreit: „Doch nicht zur Steilabfahrt. Eine Steilabfahrt? . . . Bauer Michael, wir verlieren . . . Nein! Verflucht, doch nicht zur Steilabfahrt! Verflucht, verflucht, halte an! So nimm sie fort, und werdet glücklich miteinander, ja, ja! So halte doch an! . . ."

Aber der Wagen saust schneller wie von einem Sturme und schwankt nach allen Seiten hin, denn die Höhe ist erreicht, die Pferde keuchen nicht, er, er hat nun doch die Zeichen des Sieges auf den Stirnen, sie, sie weint . . . Der Fremde aber weiß nicht mehr bei ihnen, er ist vom Wagen, der dem Tode zurast, abgesprungen.

Und der Bauer Michael läßt die Peitsche niedersinken. Die Tiere fallen bald in einen Trab, bald gehen sie langsam und kommen zur Ruhe.

Und der Bauer Michael sagt sanft: „Weine nun nicht länger, Barbara".

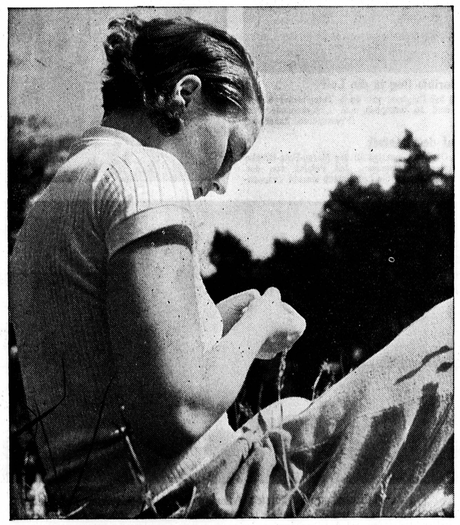
Sie antwortet nichts.

Aber sie fahren miteinander durch die Nacht, die Sterne gehen auf.

Und der Bauer Michael sagt wieder: „Weine nicht".

Und sie entgegnet schluckend: „Das Rad . . . Michael".

Er spricht leise: „Das Rad ist fort, der Zapfen ist mir nicht verloren, alles ist wieder gut".



So hab ich sie geknipst (Foto: Dr. Georg Fricke / Deike-M.)

„Die Steilabfahrt . . . Michael!"

„Die Steilabfahrt? . . . Es gibt hier keine Steilabfahrten, Barbara, nur einen Hügel dann und wann, Barbara . . . aber jetzt beginnt unser fruchtbares Land . . . am Tage siehst du von hier meinen Hof in der Ferne . . . Barbara, wer war der Fremde?"

„Kein Fremder, Michael nein."

„Ein Liebhaber?"

„Nein, Michael, nein, ich war ihm früher versprochen gewesen, ich mochte ihn nicht, er ist rauh und gewalttätig . . . er ging von meinem Dorfe fort, er lauerte uns in der Heide auf . . . Michael, Michael, ist er fort?"

„Er ist fort, Barbara, weine nicht . . . Aus dem Walde, der zu meinem Hofe gehört, singt eine Nachtigall . . . still, still, du vernimmst sie . . . Wenn zwei die Nachtigall hören und sind allein und sind ein Paar . . . Barbara?"

„Michael . . . ich höre."

Und sie hören und sind nun sehr still; und die Nacht mit ihren großen Sternen leuchtet ihnen zu der Fahrt, die nun doch in die Liebe geht unterm Lied der Nachtigall und also ins hohe Leben hinein.

Straße in der Sächsischen Schweiz (Foto: Firtzloff. / Deike M.)

Kleine Villa zu verkaufen

Von K. R. Neubert

Monate schon stand im Vorgarten das Schild mit der Aufschrift: „Dieses Grundstück ist zu verkaufen". Die kleine in ihrem Stil etwas unglücklich wirkende Villa war offensichtlich erneuerungsbedürftig. Man konnte ihr schon von außen ansehen, daß in ihren Zimmern und Gängen, verbaut von Flüren eine ewige Dämmerung nistete. Locken konnten vielleicht die großen Bäume, die hinter der Villa emporragten. Manchmal kamen auch Leute, sich das Grundstück anzusehen.

Die alte Dame, die vor einem Jahrzehnt das Grundstück erworben hatte und nach dem Tode ihres Sohnes mit dem nur wenig jüngeren Hausmädchen allein in dem Hause wohnte, ehrob sich immer lebhaft wie ein junges Mädchen, wenn Marie meldete: „'s jemand da wegen dem Haus." In solche freudige Bewegtheit versetzten sie die Besuche jedoch nur im Anfang, später erhob sie sich notgedrungen und mürrisch aus ihrem Sessel und dachte: „Wieder einer, der herumschnüffeln und überall etwas auszusetzen haben wird."

So war es nun einmal: diese Leute sahen alles, diese Leute hatten einen merkwürdigen Geschmack und schienen bisher in goldenen Schlössern gewohnt zu haben.

„Nein, wie dunkel!" riefen sie aus, wenn sie in die Diele traten. „Wie verbaut!" murmelten sie, wenn sie sich in den Zimmern umsahen. „Und nur Ofenheizung?" fragten die Damen empört und taten als würden sie frieren. Durch den Garten gingen sie mit mitleidigem, überlegenem Lächeln.

„Er ist natürlich etwas in Unordnung geraten", mußte sich die alte Dame entschuldigen. „Wir sind zwei alte, schwache Frauen. Mein Sohn lebt nicht mehr. Und der Mann, der hin und wieder kommt — ach ja, die Arbeit ist eben zu groß."

„Hier müßte viel Geld hineingesteckt werden", meinten die Leute und schienen zu rechnen, und ihr Gesicht zeigte einen sehr unzufriedenen Ausdruck.

„Und das Haus!" schüttelten sie den Kopf.

„Ach ja, vielleicht eine neue Fassade", gab die alte Dame zu und hüstelte vor lauter Verlegenheit. Aber so ein behäbiger, nüchterner Interessent konnte dann schallend loslachen. „Eine neue Fassade? Abgerissen müßte die Bude werden. Bis auf den letzten Stein. Hier müßte etwas Neues her. Moderner Stil. Glaswände, große Veranda, Zentralheizung, Autogarage."

Und dann lachten sie wieder los, wenn man auf den Kaufpreis zu sprechen kam: „Soviel? Für dieses verwilderte Grundstück?" Nein, so reich waren sie nicht, obwohl sie bisher in goldenen Schlössern gewohnt zu haben schienen. Die Hälfte! Und in Raten. Die Hälfte! Lenzerst!

Sie war froh, wenn solche Besucher wieder gingen. Nachher pflegte sie dann zu sagen: „Ach, Maria, wir werden das Grundstück nicht los."

Eines Tages aber verliefen der Besuch eines Interessenten in einer merkwürdigen, erregend-hoffnungsvollen Weise. Marie hatte ihn sonderbar aufgeregt gemeldet, als hätte sie es ihm an der Nasenspitze angesehen, daß er das Grundstück kaufen würde. Es war ein freundlicher, vielleicht vierzigjähriger Herr mit Brille, der da ins Zimmer trat.

„Ich las das Schild, gnädige Frau", begann er, nachdem er sich vorgestellt hatte. „Ich darf mich wohl hier ein wenig umsehen?"

Mit einem heiter nachdenklichen Lächeln ging er durch die Räume. Sie wartete ängstlich, daß er irgendetwas bemängeln würde, daß er „Oh, wie dunkel!" oder „Wie verbaut!" ausrufen und die Oefen mißtrauisch betrachten würde, aber er murmelte nur „Hm!" oder „So, so!" oder „Ach ja, richtig!" und sein Lächeln blieb.

Sie wurde ganz geschäftig, sie erzählte ihm ihre Familiengeschichte, soviel Wohlwollen hatte sie schon für ihn. Jetzt stand er in einem Zimmer, dessen Fenster zum Garten führten. Es war wirklich das kleinste, bescheidenste Zimmer des Hauses, es diente schon lange nur zur Abstellung von überflüssigen Gegenständen, und sie hatte ihn eigentlich darum vorbeiführen, aber er bat, den Raum betreten zu dürfen. Er stand mit einem Lächeln da, als sähe er wer weiß was Schönes. Dann trat er ans Fenster und sagte freudig überrascht: „Ach, der Garten!"

Sie begleitete ihn hinunter und entschuldigte sich wegen der Unordnung im Garten mehr als bei den anderen Besuchen. Er sagte nichts von den finanziellen Aufwendungen, die hier nötig wären; es berührte sie angenehm. Vielleicht war er sehr reich. Er sah eigentlich aus wie ein Weltreisender, der etwas reiselustig geworden war und für seine sicher zahlreichen Sammlungen und exzentrischen Gewohnheiten eine so abgelegene düstere Villa suchte.

Der Herr ging nachdenklich unter den alten Bäumen im Garten hin, sah das wuchernde Buschwerk, das verwilderte Blühen der Bauernblumen und klopfte den Stamm eines Baumes, wie man den Hals eines guten, treuen Pferdes zu klopfen pflegt. „Entschuldigen Sie sich nicht so wegen der Unordnung, gnädige Frau", lächelte er, „auch solche Gärten haben ihren Reiz. Sie sind nicht romantisch? Die rechten Gärten für Knabenspiele."

„Haben Sie Kinder?" fragte sie.

„Allerdings", lachte er, und er verstummte rasch und schien verlegen zu sein. „Wir müßten nun eigentlich das Geschäftliche besprechen", dachte sie, „es mag ihm genau so unangenehm sein zu feilschen wie mir."

Mit verlegenem Lächeln kam sie auf den Preis zu sprechen. Weil sie das Grundstück gern verkaufen wollte und in dem Herrn einen ernsthaften Interessenten sah, den sie nicht verjagen wollte, und ach, weil der Herr von allen Leuten, die gekommen waren, den nettesten Eindruck machte, nannte sie einen Preis, der nicht viel höher war als der, den die andern geboten hatten.

„Wenig", murmelte der Herr, „wenig". Und er blickte sich um.

Er war wirklich exzentrisch. Sie lachte wohlwollend. „Natürlich dürfen Sie auch mehr zahlen."

„Ich?" fragte der Herr plötzlich erschrocken und stand da, als wäre er aus einem Traum erwacht. Nun war auch sie erschrocken.

„Haben Sie denn keine Kaufabsichten?" stammelte sie. Er sah zu Boden, und wie sie nun weitergingen, sagte er leise: „Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, ich dachte, ich könnte einen Besuch wagen, da sicher viele das Grundstück besichtigen. Ich war viele Jahre nicht in dieser Stadt, lebte im Ausland, und als ich vorhin hier vorbeikam und das Schild sah, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Hier habe ich nämlich meine Knabenjahre verbracht, ehe meine Eltern nach Amerika gingen. Und ich habe drüben oft an dieses Haus, an den alten Garten denken müssen, wenn ich mich meiner Jugend entsann."

Es war eine große Enttäuschung für die alte Dame, aber sie konnte ihn verstehen. Sie gingen noch etwas im Garten umher und sprachen von alten Zeiten. Er wußte so Lustiges zu erzählen, daß sie wieder lächeln konnte. Und dann lud die alte Dame ihn sogar zu einem Tschen Tee ein. Marie nahm es als ein gutes Zeichen. Geschwind deckte sie den Tisch. „Sie sind einig!" dachte sie.

Als der Herr gegangen war, konnte sie es nicht lassen, daß er das Grundstück nicht gekauft hatte. „Es schien ihm doch alles so gut zu gefallen? Er hat doch nichts auszusetzen gehabt?" sagte sie, und verstand erst recht nicht, warum die Dame dann noch mit dem Herrn Tee getrunken hatte.

„Ja Marie, der Herr hat alles durch eine rosenrote Brille gesehen", antwortete die Dame.

„Durch eine rosenrote Brille?"

„Durch die Brille der Erinnerung", lächelte die alte Dame etwas wehmütig.

Gesicht und Seele der Kunst

Wir wissen heute, daß Gesicht und Seele der Kunst aus der rassischen Eigenart des Volkes wächst. Prof. Hans F. K. Günther hat es in einem seiner letzten Werke unternommen, die rassenmäßige Bedingtheit der Kunst genau zu erforschen; er konnte dabei feststellen, daß wohl auf keinem Gebiete der menschlichen Kultur die rassischen Unterschiede so scharf und anschaulich zum Ausdruck kommen wie gerade in den bildenden Künsten, in Malerei und Plastik. Aus Anlaß des Tages der deutschen Kunst wird dieser Beitrag darum auf besonderes Interesse stoßen.

Andreas Schlüter: Reiterstandbild des Großen Kurfürsten
Ein hervorragendes Beispiel kraftstrotzender und prächtiger dinarischer Kunst.

Bekanntlich unterscheidet man heute auf Grund der modernen Forschungsergebnisse vier große „europäische" Rassen, die man nach ihrer Herkunft und hauptsächlichsten Verbreitung als nordische, westische (auch mediterrane oder mittelländische), ostische und dinarische Rasse bezeichnet. Hierzu kommt noch der fälische Typ, der mit dem nordischen Menschen eine gewisse Aehnlichkeit besitzt, und die oibaltische Rasse, die zur ostischen in enger Beziehung steht. Im deutschen Volkskörper sind in verschieden starkem Maße alle sechs europäischen Rassen vertreten; die größte geschichtliche Bedeutung hat aber der nordische Anteil, der auch im wesentlichen die Führerschicht des deutschen Volkes gebildet hat.

Prof. Günther konnte nun an vielen Einzelbeispielen nachweisen, daß sich gerade im Kunstwerk die rassischen Eigentümlichkeiten deutlich offenbaren. Ebenso wie es nordische und westische Menschen gibt, existiert auch eine nordische und westische Kunst, und man kann auf Grund ganz bestimmter charakteristischer Merkmale meist ohne weiteres entscheiden, aus welchem „Rassengeiste" heraus ein Kunstwerk geschaffen wurde, und welche rassischen Züge in der Künstlerfeele gewirkt haben, auch wenn vielleicht der Künstler die äußeren Kennzeichen der betreffenden Rasse gar nicht aufwies.

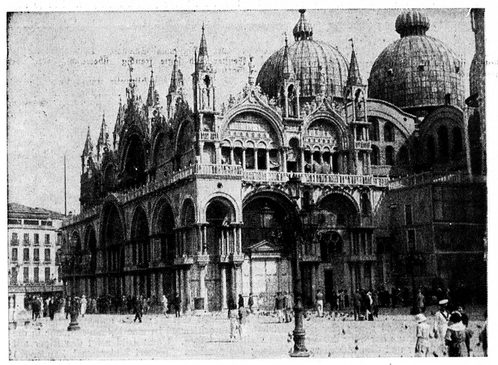
Die neuen Erkenntnisse, die wir den Forschungsarbeiten Prof. Günthers verdanken, mußten auf ziemlich mißvollen Wege gewonnen werden, denn bei der einzelnen Untersuchung stellten sich große Schwierigkeiten ein die die Verhältnisse sehr kompliziert und unübersichtlich gestalten. Zunächst trifft man häufig auf Kunstwerke, in denen sich typische Züge verschiedener Rassen miteinander vermischen, ferner muß man daran denken, daß die Werke jedes Künstlers durch einen zeitgebundenen, allgemeinen Kunststil beeinflußt werden. Die einzelnen Epochen der Kunstgeschichte wurden oft aus dem Geist einer ganz bestimmten Rasse heraus geboren. So wurde z. B. die Gotik hauptsächlich von Künstlern nordischer Herkunft getragen, das Zeitalter des Barocks entsprach mehr der dinarischen Seele, während z. B. das Rokoko und die Epoche des Impressionismus aus westischem Geiste entstanden sind. Trotzdem bricht — wie Prof. Günther feststellt — auch durch den Zwang der Mode und des fremdartigen Zeitstiles die Rasseneigentümlichkeit des schöpferischen Menschen hindurch. Ein westischer (z. B. italienischer Künstler) schuf naturgemäß auch im Zeitalter nordischer Gotik ganz andere Kunstwerke als etwa ein deutscher Bildhauer.

Gerade an den gewaltigen Kunstwerken des Mittelalters kann man den Gegensatz nordischen und westisch-mediterranen Stiles deutlich erkennen. In den Schöpfungen des nordischen Menschen kommt überall sein ernster und strenger Heroismus, seine vornehme und oft kühle Zurückhaltung, und zugleich der unstillbare faustische Drang nach allem Fernen und Hohen zum Ausdruck. Die deutschen Dome — erwähnt seien nur der Kölner Dom und das mächtige Straßburger Münster — legen ein deutliches Zeugnis ab von dieser himmelstrebenden nordischen Seele; in ihnen spiegelt sich gewissermaßen jener heroisch ernste Menschenschlag wieder. Ein weiteres Beispiel sind die Kunstwerke Albrecht Dürers. Besonders lehrreich ist sein bekannter Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel". Diese echt nordische Kunstschöpfung, die ein Symbol des faustischen Tatmenschen darstellt, beinqt den Adel des nordischen Helden ohne jeden „Effekt" und unter Vermeidung aller theatralischen Posen zum Ausdruck.

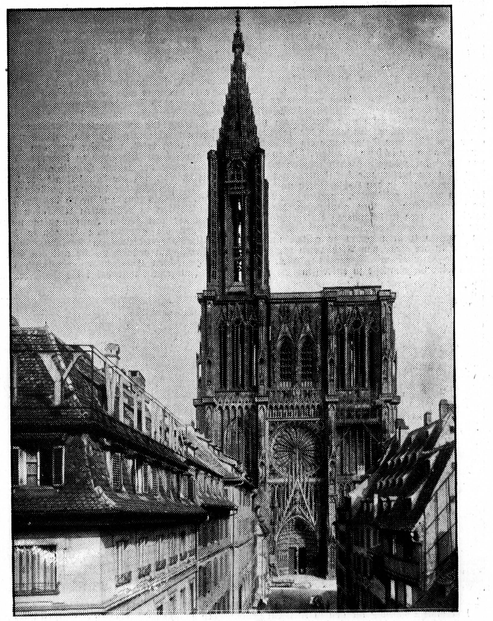
Die rassischen Eigentümlichkeiten eines Kunstwerks treten immer dann am deutlichsten hervor, wenn man sich vor Augen hält, wie ein Künstler anderer Herkunft den gleichen Gegenstand verarbeitet. Das deutsche mittelalterliche Gotteshaus offenbart in seiner strengen Geschlossenheit, seinen schlanken, hoch zum Himmel strebenden Linien nordischen Geist. Betrachtet man zum Vergleich etwa die Markuskirche in Venedig mit ihren weichen und gefälligen Formen, dem zierlichen, prunkvollen Aeußeren und ihrer etwas glatten Schönheit, so ergibt sich der rassische Gegensatz nordischen und westisch—mediterranen Wesens beinahe von selbst. Ebenfalls sehr lehrreich ist ein Vergleich nordischer und westischer Heldendarstellung, zum Beispiel des Dürerschen Ritters und des Standbildes des Colleone von Verrocchio. Auch der Colleone hat zweifellos starke nordische Züge, aber in ihm kommt doch schon deutlich eine recht westische Pose zum Ausdruck. Haltung und Gesichtszüge sind im Gegensatz zum Dürerschen Ritter stark auf Zuschauerwirkung berechnet; das effektvoll-theatralische Pathos des Colleone wirkt zwar imposant, steht aber völlig im Gegensatz zur heroischen Strenge der nordischen Heldendarstellung. Wiederum ganz anderer Art ist die — nicht allzu reiche — Kunst der dinarischen Rasse. Die dinarische Kunst erfreut sich besonders an fleischigen und saftigen Gestalten; ihre Kunstwerke erkennt man an der prächtigen oft auslabenden Darstellungsweise. Den Höhepunkt ihrer künlerischen Schöpferkraft erlebte diese im Zeitalter des Barocks. Hier wurden echt dinarische Kunstwerke geschaffen, deren schwungvolle Linien uns heute noch mitreißen können. Die reiche Plastik dieser Kunstepoche zeigt durch ihre kraftstrotzenden Figuren und den oft schon überladenen Prunk den Ausdruck dinarischen Kunstwillens. Ein besonders deutliches Beispiel ist das berühmte Reiterstandbild des Großen Kurfürsten von Schlüter; der Gegensatz zur nordischen und westischen Heldengestaltung wird auch jedem „Laien" sofort einleuchten.

Die ostische Rasse brachte ebenso wie die dinarische ihre größten Künstler durch Vermischung mit nordischem Blute hervor. Erwähnt seien nur J. Paul. M. v. Schwind, Karl Spitzweg und Hans Thoma, die sämtlich Märchenmen der nordischen und ostischen Rasse darstellen. Bei diesen Künstlern finden wir als charakteristisches Merkmal eine gewisse gemütliche Behäbigkeit — man denke z. B. an den beschaulichen und behaglichen Humor, der in den Spitzwegbildern zum Ausdruck kommt! Während der nordische Künstler den gesamten Menschen ergreifen und erschüttern will, bescheidet und beruhigt ihn das ostische Kunstwerk. Mit Vorliebe beschäftigen sich die Künstler ostischer Herkunft mit traulichen und anheimelnden Gegenständen (etwa M. v. Schwinds Darstellungen aus der Legende und dem Volksmärchen) aber selbst erhabene und ergreifende Stoffe werden von ihm „vernietzlicht". (Hans v. Thoma: „Wolfskreuz", „Liebespaar mit dem Tod".) Der etwas spießerliche Geist der ostischen Menschen beherrschte die Biedermeierzeit des 19. Jahrh., deren Stil völlig dem ostischen Wesen entsprach. Dr. H. Riedler.

Die Künstler ostischer Herkunft
wählen für ihre Werke mit Vorliebe trauliche und anheimelnde Stoffe aus Legende und Volksmärchen. Hier hat Moritz von Schwind das „Rosenwunder der hl. Elisabeth" gemalt.
Photos: Wissensch. Nachrichtenzentrale (2), Zander-Archiv (2).



Die Markuskirche in Venedig
Der Prunk dieses durchaus „westischen" Bauwerkes erinnert bereits stark an byzantinisch-orientalische Kunstformen. Bemerkenswert ist der Unterschied zwischen dem schlanken, gleichsam himmelshohen Münster (unten rechts) und der gleichsam auf dem Boden liegenden Markuskirche mit ihren glatten, runden Kuppeln.



Das Straßburger Münster
Der gewaltige Dom stellt mit seiner strengen Schlankheit und seinen hoch zum Himmel strebenden Linien einen echten Ausdruck nordischen Geistes dar.

Der „Elefantenjäger" von Viehhausen

Ein Bergmann hilft der Wissenschaft — Die Welt vor 30 Millionen Jahren

Der Obersteiger Jäger des Braunkohlenbergwerkes „Ludwigszeche" in Viehhausen bei Regensburg wurde für seine Verdienste um die Urzeitforschung von der Universität Würzburg dadurch ausgezeichnet, daß zwei von ihm entdeckte Tierarten aus der Tertiärzeit seinen Namen erhielten.

Das Braunkohlenbergwerk „Ludwigszeche" des oberpfälzischen Dorfes Viehhausen, das unweit von Regensburg auf dem Hochplateau des Jura liegt, zählt sicher zu den kleinsten Bergwerksbetrieben Deutschlands, denn die geförderte Kohle macht von den Flözen aus seine allerweiteste Reise, sie reicht gerade aus, um die Keilfeuer einiger in der Nähe befindlicher Fabriken mit Brennmaterial zu versorgen. Aber gerade diese Grube hat in der wissenschaftlichen Welt einen gar guten Klang, gibt sie doch den Forschern ständig Beweise in die Hand von einer Welt, wie sie vor 30 Millionen Jahren einmal bestand, als die Landschaft Deutschlands einem Paradiese glich. Sorgt man in Wissenschaftlerkreisen, wird man immer wieder den Namen eines Mannes hören, den die Dorfbewohner scherzhaft „Elefanten-Jäger" nennen, obwohl der Betriebsleiter der „Ludwigszeche" Obersteiger Jäger noch niemals mit der Donnerbüchse zwischen Dschungeln und Mammutbäumen herumgestreift ist.

Aber trotzdem hat es seine Richtigkeit mit der Elefantenjagd des Herrn Jäger, wenn sich seine Weidgründe auch nicht in Indien oder Afrika, sondern 30 Meter unter Tag in den dunklen Kohlenflözen des schwäbisch-bayerischen Jura befinden. Elefanten, Rhinozerosse, Mastodone, Krokodile, Wildschweine, Schildkröten, Schlangen und sonstiges Getier, das in der Tertiärzeit auf deutschen Boden kreuchte und fleuchte, sind hier seine wertvolle Beute, die ihm vor Jahresfrist die Medaille „Bene merenti" der Universität Würzburg eingetragen hat, während kürzlich sogar zwei von ihm in der Viehhausener Kohlenzeche entdeckte, bisher noch völlig unbekannte Tierarten seinen Namen erhielten.

Die Geheimnisse des Juras

Bekanntlich verdanken die Braunkohlenlager, die vorwiegend aus der Tertiärzeit stammen, ihre Entstehung dem langsamen Vermoderungsprozeß der Koniferen, Palmen und Laubhölzer aus diesen erdgeschichtlichen Zeitalter, in dem die Umrisse der Festländer und Meere bereits große Aehnlichkeit mit denjenigen der Gegenwart hatten. So gab es auch vor etwa 30 Millionen Jahren das Juragebirge schon, wenn es damals noch ein mächtiger Gebirgsstock mit tiefen Tälern, Seen und Sümpfen war. Die Jahrtausende, die ins Land gingen, schütteten diese Täler zu und bereiteten der Tier- und Pflanzenwelt ein ewig scheinendes Grab. Das Bergwerksdorf Viehhausen liegt auf einem dieser eingedrungenen Urtäler, und die Hacke des Bergmanns schlägt heute gegen ein Gestein, das vor unvorstellbar langer Zeit einmal blühendes Leben war.

Als Obersteiger Jäger im Jahre 1918 seinen Posten in Viehhausen antrat, hielt er eines Tages fachmännisch ein Stück Braunkohle in der Hand, das ein Bergmann als „unbrauchbar" beiseite geworfen hatte. Er untersuchte das Gestein und fand zwischen deutlich erkennbaren Holzfasern merkwürdige Gebilde, die er nicht enträtseln konnte. Schließlich meldete er den Fund dem Geologischen Institut der Universität Würzburg, das sofort einige Professoren nach Viehhausen entsandte. Es waren die Ueberreste einer großblättrigen Seerose und ein Stück von einem Johannisbrotbaum, die in die dem Braunkohlenbergzitat eingeschlossen waren. Von nun an verwendete der Obersteiger jede freie Stunde, um in den Kohlenflözen unberaubt kriechen oder die geförderte, ungebrochene Kohle nach urzeitlichen Funden abzusuchen, die Gefolgschaft wurde in besonderen Unterrichtsstunden von ihm angelernt, auf Merkwürdigkeiten im braunen Gestein genau zu achten, und so ist jetzt in der Zeche von Viehhausen fast jeder einzelne Kumpel mit Feuereifer dabei, dem Jura seine Geheimnisse zu entreißen.

Der Probeflug für die Verkehrslinie über den Nordatlantik ist geglückt

Der erste Probeflug für den in Aussicht genommenen anglo-amerikanischen Flugdienst über den Atlantik ist glücklich verlaufen. Das amerikanische Flugboot „Clipper III" landete an der irischen Küste nach einem Flug von 12 Stunden 34 Minuten bei Foynes. Die Ankunft des Flugbootes „Clipper III" in Shannon. (Pressephoto, Zander-K.)

Krokodilspeise — 30 Millionen Jahre alt

Wahrhaftig, man muß schon über einen besonderen Blick verfügen, um so ein Blatt eines Mammutbaumes, den Knochensplitter eines Rhinozerosses oder das Bruchstück eines Elefanten-Stoßzahnes aus einem Stück Braunkohle herauszufinden. Denn diese Zeugen einer versunkenen Zeit sind so fest mit dem Gestein verwachsen, daß sie nicht nur dessen Farbe, sondern größtenteils auch dessen Festigkeit angenommen haben. Obersteiger Jäger reicht uns einen Klumpen Kohle: „Diese Unregelmäßigkeiten, die Sie hier in der Kohle sehen, sind nichts als Knochensplitter. Gräten, kleine Zähne und Fischschuppen — der Darminhalt eines gefräßigen Krokodils, das einmal in den Jura-Seen fette Beute machte. Zusammenhängende Skelette finden wir nur von Fischen und Schlangen, alles andere ist in seine Bestandteile aufgelöst, durch den Druck verlagert oder vom Wasser auseinandergeschwemmt. Es ist daher immer sehr schwierig, diese Einzelteile aufzufinden und zu einem Skelett zu ordnen."

Wenn hat Obersteiger Jäger in seinem Jagdrevier unter Tag im Laufe der Jahre nicht schon alles „zur Strecke" gebracht! In seiner Sammlung, die nur einen kleinen Teil seiner Beute umfaßt, während die größten und wichtigsten Funde vom Geologischen Institut in Würzburg aufbewahrt werden, befinden sich die Schädeldecke eines Jaguars, Knochenreste eines Mastodons, das Kieferstück eines Krokodils, die Stoßzahnspitze eines Elefanten und Zähne, Krallen, Hauer, Gräte, Panzer aller möglichen Tiere des Tertiärs.

In tausend und abertausend Teile und Teilchen ist oft so ein Skelett zerfallen, die dann in monatelanger Arbeit erst mühsam zusammengesucht werden müssen. So brauchte Obersteiger Jäger fast ein Jahr, bis er das Knochengerüst eines Urzeit-Elefanten beisammen hatte, eine Geduldsarbeit, die ihm schließlich auch den Scherznamen „Elefanten-Jäger" eingebracht hat. Jeder Fund wird sofort in Paraffin eingegossen und in langsamer Verdunstung nach Würzburg geschickt, wo die Knochenstücke mittels Nadeln von den Kohleresten befreit und gehärtet und dann wieder in Paraffin konserviert werden.

Der Arzt über den Wolken

„Sprechstunde" in 5000 Meter Höhe - Künstliche Luftreisen auf spiegelndem Parkett - Um das Rätsel der Luftkrankheit

Ein frischer Morgenwind fegt über die weite Fläche des Berliner Flughafens und treibt graue Nebelschwaden um die metallenen Flügel der Verkehrsmaschine nach Rom, die eben startbereit gemacht wird. Zu ihren Passagieren zählt auch ein Mann, der sich in den Kabinen der Flugzeuge zu Hause fühlt: Professor Strughold, der Leiter des Luftfahrtmedizinischen Forschungsinstitutes in Berlin. Nicht selten hält er seine „Sprechstunde" in 5000 Meter Höhe ab, und auch diesmal wieder ist es einer der vielen Forschungsflüge, die der „Arzt über den Wolken" unternimmt, um wissenschaftliche Erkenntnisse in der Praxis nachzuprüfen. Ohne daß es die Passagiere ahnen, die sich in bequemen Ledersesseln über Wälder, Flüsse, Städte und Dörfer tragen lassen, werden sie gleichsam zu Patienten Professor Struugholds, der wissen will, wie die Menschen sich in verschiedenen Höhen verhalten, welche besondere, bisher noch nicht bekannte Einflüsse an der sogenannten „Luftkrankheit" mitwirken und vieles andere mehr.

Beobachtungen am Himalaja

Freilich lassen sich solche Untersuchungen nicht immer in dem verhältnismäßig engen Raum einer Flugzeugkabine anstellen. Da man auch nicht jeden jungen Mann, der Flieger werden will, in der schwankenden Luftmaschine auf Herz und Nieren prüfen kann, so bedient man sich schon besser einer „künstlichen Luftreise", sogenannter Unterdruckkammern, in denen man sozusagen auf spiegelndem Parkett in wenigen Minuten bis in die Stratosphäre reisen kann. Immer noch gibt der Einfluß der Höhenunterschiede den Luftforschern Probleme auf, weshalb nichts unversucht gelassen wird, um hier ebenso wie den letzten Geheimnissen auf die Spur zu kommen. Man hat bei einer der letzten Himalaja-Expeditionen festgestellt, daß die Muskelkraft der Menschen erst oberhalb der 7000-Meter-Grenze abnimmt. Damals wurde während des Aufstieges der Expedition in bestimmten Abständen jeder Teilnehmer mit seinen Instrumenten untersucht und die gewonnenen Ergebnisse dann dem Luftfahrtmedizinischen Forschungsinstitut zur Verfügung gestellt, wo sie mit den bisher dort gemachten Erfahrungen verglichen wurden. Interessant war dabei die Tatsache, daß

Die dritte Rettungskolonne steigt in den Eiger

Die Eiger-Nordwand steht wieder einmal im Mittelpunkt des Interesses der Bergsteiger- und Alpinistenkreise. Zwei Italiener haben die Nordwandbesteigung gewagt und sind nicht zurückgekehrt. Es ist mit ziemlicher Sicherheit damit zu rechnen, daß bei diesem unfreundlichen kalten Wetter der Berg zwei neue Opfer gefordert hat. Zum drittenmal ist eine Rettungskolonne in die Wand gestiegen, um der Spur der Vermißten weiter zu folgen. Unser Bild zeigt den Eiger mit seinem Gletscher und dem Mönch von Scheidegg aus gesehen. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

sie nicht nur von der Tiefe zur höchsten Höhe und umgekehrt „geworfen" werden. Der menschliche Organismus muß also im Flugzeug ganz anders auf die atmosphärischen Einflüsse reagieren wie im Hochgebirge. So läßt die Leistungsfähigkeit des Menschen in der Unterdruckkammer, deren Luft wie durch Saugpumpe immer dünner machen, bis sie einer atmosphärischen Höhe von 5000, 8000, ja, wenn Sie wollen, 15 000 Metern entspricht, schon bei 5000 Meter merklich nach. Sinnreiche Apparate zeigen uns dabei auch an, daß der Puls unserer Prüflinge viel rascher schlägt als jener der Bergsteiger auf großen Höhen."

Heute haben es die jahrelangen Forschungen des Luftfahrtmedizinischen Institutes ermöglicht, daß die Flieger vor Gefahren, denen sie in „schwindelnden" Höhen ausgesetzt sein können, geschützt werden, es hat zusammen mit der Technik Gegenmittel gefunden, mit Hilfe deren die als benutzbar erkannte Luftschicht von 4 Kilometer verdreifacht werden konnte. So vermag heute ein Pilot bis in 12 000 Meter Höhe ohne Verringerung seiner Leistungskraft vorzustoßen.

Experimente in der Stahltonne

Wieder stehen wir staunend vor einer der großen weißen Stahltonnen, in denen gut vier Mann Platz haben und die als U-Kammern das A und O einer luftfahrtmedizinischen Untersuchung bilden. Ein junger Mann verbarrt darin geduldig auf einem Stuhl, während er in verschiedene Höhen „geflogen" wird. Immer wieder muß er seinen Namenszug auf einen Bogen Papier niederschreiben und alle Sekunden schlägt ein Hämmerchen gegen seine Kniescheiben, während ein Apparat genau die Reaktionsfähigkeit der Nerven dieser Versuchsperson registriert. „Vielleicht ist Ihnen bekannt", führt Professor Strughold fort, „daß nicht alles Blut des Menschen durch seine Adern gepumpt wird, sondern stets ein Fünftel in der Reserve bleibt. Aber schon in mittleren Höhen müssen die Vorratskammern, die in den feinen Blutgefäßen und vor allem in der Milz zu suchen sind, Blutabgeben, damit bei der geringen Sauerstoffzufuhr möglichst viele rote Blutkörperchen mit diesem Lebenselixier beladen werden. Wir haben festgestellt, daß bei einem Menschen, der längere Zeit in einer Höhe von 6000 bis 7000 Meter weilt, sogar die Bildung roter Blutkörperchen angeregt wird."

Früher hat man geglaubt, daß übermäßige Geschwindigkeit den Menschen schädigen würde. Die Leistungen unserer Rennfahrer strafen diese veraltete Anschauungen aber Lügen. Etwas anderes ist es, wenn der Pilot im schnellen, sausenden Steuflug seine Sport- oder Kampfmaschine plötzlich abfangen muß. Es ergeben sich dann Bremswirkungen, die nach dem Gesetz der Schwere und Beharrung das Blut „zum Stocken" bringen, das heißt, in einzelnen Körperteilen kann Blutleere entstehen, weil das Herz das Blut einfach dorthin nicht mehr zu pumpen vermag. Auch diese Erscheinungen werden heute auf ebener Erde mit Hilfe sinnreich konstruierter Vorrichtungen an Versuchspersonen nachgeprüft. Man nennt dieses Instrument, das ebenfalls mit zu den Einrichtungsgegenständen des Forschungsinstituts gehört, in der Fliegersprache „Menschenzentrifuge". Diese bringt den Flieger in jene Lagen, die auch im Flugzeug möglich sind, wobei während des Schwunges genau gemessen wird, was der Körper der Versuchsperson auszuhalten imstande ist. So dringt die Wissenschaft immer weiter in die Geheimnisse des Aetherraums und des menschlichen Körpers ein, arbeitet fieberhaft daran, alle Hindernisse, die sich dem fliegenden Menschen entgegenstemmen, zu überwinden.

Der alte Meister und der junge Dachs. Es ist immer so gewesen und muß wohl so sein, daß die jungen Künstler sich in einem starken Gegensatz zu denen befinden, die ein Menschenalter vor ihnen Erfolg und Ruhm geerntet haben. Die Jugend pflegt mit wesentlich anderen Augen zu sehen als das Alter, und in diesem Unterschied der Betrachtung beruht nicht nur das, was man gemeinhin Fortschritt nennt, sondern eine immer wieder segensreiche Rückkehr zu den Anfängen künstlerischen Schaffens, die selbst auf einer hohen Stufe der Entwicklung nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Selbstverständlich kommt es oft genug vor, daß die Jungen ungerecht werden und die Meister, die ihnen im Wege stehen, verachten. Um so lusti-

Klein - aber oho! „Mein Lebenselement ist der Schmutz", sagte das Flohbakkillus; „überall, wo Reste sind, bin ich zu Haus. Ich lasse alles verfaulen. Ich bin nur klein; aber ich und meine Stammverwandten — wir sind Millionen!" — Entschuldigen Sie diese kleine Fabel. Aber ist sie nicht wert, erzählt zu werden? Wie leicht dringen die Bazillen in den Mund, und wie beben sie es auf die Zähne abgesehen! Da schützt nur morgendliche und vor allem abendliche Pflege der Zähne mit einer guten Zahnpaste wie Chlorodont.

Ich war Zeuge als sie ...

Kriminal-Roman von Bert George

5. Fortsetzung

„Berthier", sagte er dann zu dem Beamten, „stellen Sie sich dort in die Ecke des Zimmers und verfolgen Sie jede Bewegung, die der Gefangene macht, den ich jetzt holen lasse." Dann hob er den Hörer ab: „Schicken Sie mir den Untersuchungsgefangenen Paul Ernesti sofort auf mein Zimmer." Wieder verstrichen ein paar Minuten, dann trat ein Polizist ein, der Ernesti vorführte.

Der junge Mann, der einen vornehmen Eindruck machte, hatte die vorläufige Gestalt eines Sportsmannes. Man hatte ihm die Fesseln noch nicht abgenommen, aber er sah aus, als ob er auch mit gefesselten Händen mühelos einige Männer zu Boden schlagen könnte. Seine aufrechte Haltung erschien arrogant, sein Blick war finster, seine Lippen zusammengepreßt, und ein verächtlicher Zug lag auf ihnen.

„Herr Ernesti", begann Severin, „ich habe Sie zuführen lassen, weil ich Sie nochmals fragen möchte, ob Sie sich nicht an Ihren wirklichen Namen erinnern. Wie heißen Sie eigentlich?"

„Sie haben ja meinen Paß, Herr Kommissar", sagte der junge Mann. Er hatte eine sonore Stimme von angenehmem Wohlklang.

„Na, aber ich vermute, daß der Paß falsch ist. Ich bin überrascht, daß Sie sich weigern, Ihren wahren Namen zu nennen. Sie können sich denken, daß uns zahlreiche Mittel zur Verfügung stehen, Ihre Identität festzustellen. Es ist nur eine Frage von Stunden."

„Sie werden meine Angaben nur bestätigt bekommen."

„Eh bien, das wollen wir also feststellen", sagte Severin, öffnete die Tür zum Nebenzimmer und rief nichts als:

„Bitte — treten Sie ein!"

Der Graf erschien. Kaum erblickte er den Unbekannten, als er überrascht im Türrahmen stehen blieb. Ein leises „Ah!" entschlüpfte seinen Lippen, und erstaunt sah er auf die hohe Gestalt. Die gleiche Ueberraschung konnten wir an dem sogenannten Herrn Ernesti feststellen. Er starrte auf den Grafen, hatte vor Erstaunen den Mund leicht geöffnet, doch beherrschte er sich sofort und nahm gleich wieder eine ruhige Haltung ein. Das alles spielte sich blitzschnell ab, aber die kurze, stumme Konfrontierung hatte uns genügt: die beiden Männer waren einander nicht fremd.

„Herr Graf von Sch., Sie werden begreifen, daß uns die stumme Erkennungsszene nicht entgangen ist. Von Ihnen kann und darf ich wohl erwarten, daß Sie mir sagen, wer der Herr ist, der uns hier gegenüberseht."

„Wie — Sie wissen nicht, wer — ach so, der Herr will sich Ihnen nicht zu erkennen geben." Er lächelte. „Aber Herr Kommissar, hier muß ein ungeheures Mißverständnis vorliegen — dieser Herr hat doch nicht die geringste Ursache, seinen Namen vor Ihnen zu verbergen, es ist Herr Ljundborg, den ich kenne."

Nun, das war jetzt wirklich eine Ueberraschung! Der falsche Herr Ernesti biß sich auf die Lippen. Der Graf, der bisher immer in das Gesicht des unbekannten Mannes geblickt hatte plötzlich, doch dessen Hände gefesselt waren.

„Um Gottes willen!" rief er erschrocken, „Herr Ljunabora, was ist geschehen? Was bedeutet das? Warum hat man Sie — —?"

„Herr Graf", unterbrach ihn Severin, „mehr wollte ich augenblicklich nicht wissen. Ich danke Ihnen für heute und werde Sie mit Herrn Ljundborg noch zusammen verhören. Jetzt genügt es, daß ich den richtigen Namen des Herrn kenne. Führen Sie den Untersuchungsgefangenen wieder ab."

Der Graf ließ Herrn Ljundborg den Vortritt, der raschen Schrittes das Zimmer verließ, indem er sich leicht grüßend vor dem Grafen verneigte. Dann entfernte er sich kopfschüttelnd mit jemand, dem ein solches Zusammentreffen unerklärlich ist.

Unerkennend sah ich auf den kleinen Herrn Severin, der seinem Ziele immer näher kam. Er schmunzelte und putzte seinen Kneifer.

„Das war der kapitalste Fang, den wir gemacht haben!" sagte er.

*

Die Nachricht, daß ihr Kind gefunden und beim Grafen in Sicherheit sei, war für die kranke Gräfin die beste Medizin. Zusehends schwand ihre Nervenschwäche, das Fieber ging von selbst herunter, sie fing an, langsam zu genesen. Leider rückte mit ihrer wiederkehrenden Gesundung auch der Tag näher, der für die Hauptverhandlung gegen sie festgesetzt war.

Die ehemalige Kinderwärterin war gleich nach ihrem Verhör entlassen worden und abgereist. Der Graf hatte die Amme behalten, die sich ungemein anstellig zeigte, das Kind außerordentlich liebte und auch in der augenblicklichen Lage unersetzlich war. Sie schien eine Slawin zu sein; ihr Kätzchen war aus dem Hotel de Rome herbeigeschafft worden, aber ihre Papiere lagen bei den Sachen der Madame Lambert.

Der Graf hatte seine frühere Sicherheit wiedergewonnen, seitdem er im Besitz seines Kindes war; er konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf den bevorstehenden Prozeß gegen seine Frau. Ein zweiter Anwalt war dazugekommen, und die drei Herren hielten endlose Beratungen im Zimmer des Grafen ab. Mich selbst beehrte der Graf fast täglich, indem er mich entweder um Rat fragte oder an meinen Tisch kam oder mich zum Mittagessen einlud. Ich bin dank meiner Beziehungen zum Polizeikommissar geben konnte. Noch einmal versuchte er einen Angriff gegen mich als Kronzeugen. Er kam wie zufällig nach dem Abendessen zu mir in die Halle, seine beiden Anwälte waren in seiner Begleitung. Die Herren setzten sich zu mir, und ohne daß ich es merkte, befand ich mich bald in einem juristischen Kreuzfeuer. In vorsichtiger Weise setzte man mir so zu, daß ich abermals ganz irre wurde, ob ich meine Aussage in so bestimmter Form aufrechterhalten durfte. Die Sitzung wurde reichlich durch edle Weine unterstützt — die Herren waren ausgezeichnete Gesellschafter und Menschenkenner — kurz, es hätte nicht viel gefehlt, und ich wäre unterlegen. Aber am nächsten Morgen sah ich das wieder klarer, und da ich durchaus Ernst der Tatsachen erschreckte mich.

Mehrere Tage verstrichen, die Gräfin war genesen. Der Staatsanwalt hatte die Anklage gegen die Gräfin von Sch. wegen Ermordung des Fürsten von Sch. erhoben. Die Voruntersuchung war endgültig festgesetzt worden, es war kam nicht mehr dazu.

Eine Sensation trat ein, die weder Herr Severin noch der Staatsanwalt, weder der Graf noch seine Anwälte vorausahnen konnten. Diese Sensation war das Resultat des Verhörs, das der Kommissar mit Herrn Ljundborg vornahm . . .

Vorgeladen waren der Hotelbesitzer, der Graf von Sch., Herr Ljundborg und ich. Während wir alle im Hintergrund saßen, stand Herr Ljundborg, bereits ohne Fesseln, allein vor dem Kommissar.

„Herr Ljundborg, Sie sind verdächtigt, am 8. Februar, nachmittags fünf Uhr, das Kind des Grafen von Sch. geraubt und entführt zu haben. Gestehen Sie die Tat ein?"

„Nein. Und es ist kompletter Wahnsinn, mir eine solche Infamie zuzumuten."

„Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke! Widerlegen Sie ruhig und sachlich die Anklage."

„Ich habe nichts zu widerlegen. Diese Beschuldigung ist aus der Luft gegriffen, ich hatte das Kind nicht gestohlen."

„Wo waren Sie am 8. Februar, nachmittags um fünf Uhr?"

„Das sind fast vier Wochen! Wie soll ich das heute noch wissen?"

„Nun, dann wollen wir Ihnen ein klein wenig nachhelfen", sagte Severin finster mit drohender Stimme. „Sie sind am Tage nach dem Diebstahl von Monte Carlo abgereist. Hier ist die Bestätigung des Hotels de Paris aus Monte Carlo, wo Sie drei Wochen lang gewohnt haben."

„Das stimmt. In welchem Zusammenhang steht das mit — —"

„Sofort, Herr Ljundborg. Ich bedaure sehr, daß Sie den Diebstahl des Kindes nicht einfach gestehen. Sie sind mit dem geraubten Kind nach Berlin gereist. Was sich dort abgespielt hat, wird noch aufgeklärt werden. Doch so viel steht fest: Sie haben in Berlin den Entschluß gefaßt, das Kind wieder den Eltern zurückzugeben. Und Sie haben zu diesem Zweck eine Frau Lambert engagiert, mit der Sie nach Nizza gereist sind, damit sie das Kind wieder dem gräflichen Ehepaar zurückbringe. Ist das richtig?"

„Nein, das ist falsch und stellt die Tatsachen auf den Kopf. Nicht ich habe die Lambert gemietet und ihr das Kind übergeben, sondern diese Lambert ist an mich herangetreten. Sie hat mich sozusagen engagiert, damit ich sie nach Nizza begleite und ihr behilflich wäre, das Kind dem gräflichen Ehepaar wieder zu übergeben."

Severin machte eine höhnische Miene: „Aha! — Also das Kind kam von der sogenannten Madame Lambert in Ihren Besitz. Na, schön! Nehmen wir an, es sei wahr, was Sie da erzählen. Wollen Sie mir dann den genauen Hergang dieser Geschichte mitteilen? Wieso kommt eine Ihnen unbekannte Frau dazu, Sie mit einer Aufgabe zu betrauen, die wie ein Fünfpfennig-Roman aussieht?"

„Ich will Ihnen den ganzen Hergang erzählen. Ich gebe sogar zu, daß die Umstände gegen mich sprechen. Vielleicht hätte ich die Finger von der ganzen Sache lassen sollen. Aber, Herr Kommissar, tausend Mark sind heute kein Pappenstiel, ich habe tausend Mark dafür bekommen, daß ich das Kind des Grafen samt einer Amme wieder wohlbehalten nach Nizza bringe und obliefere."

„Wer hat Ihnen das Geld gegeben?"

„Ich kenne die Leute nicht."

„Und das soll ich glauben?" lächelte mitleidig der Kommissar. „Aber erzählen Sie trotzdem genau, wie Sie in den Besitz des Kindes kamen.

„Ich reiste, wie Sie richtig sagten, am 9. Februar von Monte Carlo nach Berlin, da ich in Monte Carlo mein ganzes Geld bis auf den letzten Pfennig verspielt hatte. Ich mochte vielleicht vierzehn Tage in Berlin gewesen sein, da erhielt ich ein Schreiben, in welchem ich aufgefordert wurde, an einem bestimmten Tage abends acht Uhr ins Kurfürstendamm-Café zu kommen, wenn mir daran läge, eine große Summe Geldes auf leichteste Weise zu verdienen. Ich habe sehr schlimme Zeiten hinter mir, Herr Kommissar, und ich griff auf den Vorschlag. Ich hatte nicht mal Geld für ein Mittagessen. Daher ging ich in das bezeichnete Café und wartete, was da kommen würde. Um acht Uhr setzte sich eine ältere Dame an meinen Tisch, es war diese Frau Lambert.

Sie stellte sich mir und sagte mir, sie hätte den Brief geschrieben. Ich fragte Sie, woher Sie mich überhaupt kenne. Sie sagte aber, ich solle sie um gar nichts befragen, es hätte keinen Zweck. Und ob ich mir tausend Mark in Kürzester Zeit verdienen wolle. Nun, tausend Mark sind nicht viel Geld. Aber in meiner Lage, ohne einen Pfennig spielten tausend Mark eine sehr große Rolle. Ich sagte, wenn ich dadurch nicht mit dem Gesetz in Konflikt käme, so wäre ich bereit, ihr zu dienen, sie möge mir sagen, um was es sich handle. Jetzt erzählte sie mir die Geschichte von der Entführung des Kindes in Nizza, nannte den Namen des mir bekannten Grafen von Sch. und sagte, daß besondere Gründe vorhanden seien, um die Entführung des Kindes wieder rückgängig zu machen."

„Der Tod des Fürsten; es war nichts mehr zu holen — ich verstehe — weiter."

„Von alledem hatte ich keine Ahnung, denn gerade um diese Zeit ging ich aus meiner Pension, in der ich wohnte. Ich konnte nie mehr einmal eine Zeitung kaufen. Als ich nun hörte, daß es sich um das entführte Kind der Gräfin von Sch. handle, die ich persönlich kenne und hochschätze, erklärte ich mich schon aus diesem Grunde bereit, den Auftrag zu übernehmen."

„Gut, gut — erzählen Sie weiter."

„Kurz, diese Frau Lambert fragte mich, ob ich bereit wäre, mit ihr und einer Amme nach Nizza zu reisen und dort alles so zu arrangieren, damit das Kind ohne jedes Aufsehen wieder in die Hände des gräflichen Ehepaares käme."

Severin schüttelte den Kopf: „Merkwürdig! Warum verfiel Madame Lambert gerade auf Sie? Gab es in ganz Berlin keinen anderen Menschen, den sie mit dieser lohnenden Aufgabe betrauen konnte? Ist das nicht verdächtig? Sagen Sie doch selbst! Wie konnte die Frau wissen, daß Sie die Gräfin kennen?"

„Herr Kommissar, auch mir kam es merkwürdig vor; daher wollte ich Nachliches und noch mehr fragen, aber ich sagte Ihnen bereits, die Lambert stellte die Bedingung, daß ich nicht das geringste fragen dürfte. Schließlich sagte ich mir, was die Frau von mir verlangt, ist doch nichts Unrechtes. Wenn man von mir sonst nichts fordert — ich wollte es nicht ablehnen. So willigte ich ein."

„Kommen Sie endlich auf Ihre Reise und die Uebergabe des Kindes zu sprechen," sagte Severin und klopfte ungeduldig auf die Schreibtischplatte.

„Die Lambert verabredete also mit mir folgendes: Ich sollte mich auf dem Anhalter Bahnhof einfinden, eine Stunde vor Abgang des Nizzaer Expreßzuges. Sie gab mir eine Anzahlung von hundert Mark. Das erweckte mein Vertrauen. Ich dachte meine Sachen, und an dem von ihr bezeichneten Tage fand ich mich eine Stunde vor der Abfahrt auf dem Bahnhof ein. Sie gab mir einen Schweizer Paß, ich mußte als Herr Ernesti reisen, erhielt weitere hundert Mark und sollte die restlichen achthundert Mark in Nizza nach Ablieferung des Kindes erhalten. Dann löste sie unsere Fahrkarten, und wir reisten ab."

„Eine interessante Geschichte," lächelte der Kommissar, „und diese Komödie kam Ihnen nicht verdächtig vor? Sie machen den Eindruck eines gebildeten Mannes, der die Welt kennt. Aus den Berichten über Ihr Vorleben — ich bin darüber aufs genauste informiert — weiß ich, daß Sie in allen Salteln reiten können und mit vielen Wassern gewaschen sind! Und gerade Sie fanden nichts hinter dieser dunklen Angelegenheit? Gerade Sie waren gläubig und vertrauensvoll wie ein Knabe?"

„Wenn man in Geldverlegenheit ist, wird man leicht skrupellos, Herr Kommissar. Aber ich gebe zu, daß ich unterwegs anfing, mir Gedanken zu machen. Ich kaufte mir auf der Reise französische Zeitungen, in denen die Rede von dem Prozeß gegen die Gräfin von Sch. war und ebenso von der mysteriösen Kindesentführung. Da kamen mir Bedenken."

„Aha!"

„Ich hatte nur Angst, man könnte mich selbst für den Entführer des Kindes halten. Wenn man mich zufällig in den Straßen von Nizza mit dem Kinde sähe, so könnte man Verdacht gegen mich schöpfen — kurz, ich erklärte der Madame Lambert, daß ich an den Grafen von Sch. einen Brief richten würde, er möge sich selbst das Kind im Hotel de Rome abholen; ich bestand darauf, daß die Lambert ihm das Kind übergeben sollte. Ich selbst wollte sie am Bahnhofshotel erwarten und mit ihr am selben Abend nach Berlin zurückfahren. Das übrige wissen Sie selbst, Herr Kommissar. Das ist die ganze Geschichte."

„Eine Erzählung, Herr Ljundborg, die Sie sich ausgezeichnet zurecht gelegt haben, von der ich jedoch, Sie verzeihen, keine Silbe glaube!"

„Was ich Ihnen mitgeteilt habe, ist wahr," sagte Ljundborg achselzuckend.

„Nun denn — dann will ich Ihnen darauf entgegnen: Sie lügen raffiniert! Sie sind der Entführer —"

Der Schwede trat einen Schritt zurück, als wolle er Distanz gewinnen, um sich auf Severin zu stürzen. Aber schon hatten ihn die Polizisten am Arm gepackt. Er schüttelte sie ab, als ob sie Kinder wären — der Kommissar winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten, und sie traten beiseite.

„Behalten Sie Ihre bisherige Ruhe, Herr Ljundborg, sonst verhänge ich eine verschärfte Haft über Sie! Sie haben mir eine wohldurchdachte Erzählung aufgetischt, damit ich glauben soll, Sie hätten von der wirklichen Sachlage keine Ahnung! Das ist recht schlau erfonnen, aber hilft Ihnen nichts. Meine Meinung über Sie steht fest! Da Sie aber leugnen und den Unwissenden spielen, muß ich auf andere Weise ans Ziel gelangen und Sie überführen. Ich bedauere sehr, daß Sie mich zwingen, in Gegenwart des Herrn Grafen von Sch. Dinge zu besprechen, die ich lieber nicht vor ihm erörtert hätte."

Ljundborg warf unwillkürlich einen Blick zum Grafen hinüber, der seitlich von ihm saß, und machte eine bedauernd verlegene Geste.

„Sie kennen die Frau des Herrn Grafen?" „Gewiß, ich kenne sie noch aus der Mädchenzeit."

„Wußte der Graf, daß Sie vor kurzem in Monte Carlo weilten?"

„Das weiß ich nicht," sagte Ljundborg und räusperte sich.

„Herr Graf," wandte sich Severin an diesen, „war Ihnen bekannt, daß Herr Ljundborg gleichzeitig mit Ihnen nach Nizza reiste, als Sie seinerzeit mit Frau und Kind von Berlin wegfuhren? Er fuhr allerdings nur bis Monte Carlo. Wußten Sie von seiner Anwesenheit?"

„Nein," sagte der Graf, anscheinend verstimmt.

„Haben Sie von Monte Carlo aus mit der Gräfin telephoniert?" fragte Severin Herrn Ljundborg.

„Na."

„Haben Sie die Gräfin in Nizza besucht?" Ljundborg schwieg; dann sagte er mit abweisendem Tone:

„Ich stehe hier, weil man mich fälschlich verdächtigt, das Kind des Grafen von Sch. entführt zu haben; wollen Sie mich nun darüber befragen? Ueber meine Privatverhältnisse verweigere ich die Aussage: nehmen Sie das zur Kenntnis!"

„Schön," sagte Severin mit eisiger Ruhe, „ich frage Sie also folgendes: Waren Sie davon unterrichtet, daß der alte Fürst das Kind des Grafen zum Universalerben eingesetzt hatte?"

„Na."

„Demnach konnten Sie die Situation des gräflichen Hauses genau. Sie wußten auch,

Juli

Von Max Dauthendey

Waldhäume singen gern einen Sang,
Nie werden dem Wald die Tage lang.
Die Bäume halten die Blätter hin,
Lassen kein Lied vorüberziehn.
Es singt des Baumes kühle Gestalt
Von Liebe, die wie der Erdboden alt,
Und kommt ein Mensch ganz lebensmatt
Zum Wald, wird seine Zung' ein Blatt,
Will mit den Bäumen die Seele tauschen,
Sein Atem will alle Wipfel berauschen,
Sein Blut will in den Stämmen summen,
Denn singend macht der Wald alle Stummen.
Der Wald ist uralt ein Liederhaus,
Geh hin und singe dein Herz bei ihm aus.

Aus Anlaß des bevorstehenden 70. Geburtstages von Max Dauthendey, einem unserer großen deutschen Lyriker, der 1918 fern der Heimat starb, bringt der Albert-Langen/Georg-Müller-Verlag in München in seiner bekannten „Kleinen Bücherei" eine Sammlung seiner schönsten Gedichte unter dem Titel „Das Herz singt auf zum Reigen" heraus. Diesem Bändchen ist das obige Gedicht entnommen.

daß der ermordete Fürst eine überaus zärtliche Neigung für das Kind hatte?"

„Das war allgemein bekannt."

„Das bestreite ich! Die Familie lebte sehr exklusiv. Aber Sie wußten es, und Sie haben daraus Kapital schlagen wollen. Sie haben Ihre persönliche Bekanntschaft mit der Gräfin dazu benutzt, um sie geschickt auszuforschen und sich zu orientieren. Vor- erst verschafften Sie sich Kenntnis von den Gewohnheiten des alten Fürsten. Die Gräfin hatte von Ihren Absichten keine Ahnung. Und während Sie in vorsichtiger Weise den Raub des Kindes vorbereiteten, verfolgte die Gräfin leider andere Pläne, von denen Sie nichts wußten. Sie haben beide, ohne es zu ahnen, gegeneinandergearbeitet; verstehen Sie jetzt?"

Ljundborg faßte sich an den Kopf und sah Severin unverwandt an. „Herr Kommissar, was Sie hier behaupten, ist so unaheuerlich, so unfaßbar, daß ich mich erst sammeln muß! Ich wiederhole jedoch nochmals, daß ich das Kind des Herrn Grafen nicht gestohlen habe."

„Sie haben es gestohlen!" rief jetzt der Kommissar mit erregter Stimme. „Sie sind zumindest der geistige Urheber des Diebstahls! Ob Sie selbst damals in der Laube, in der man den Fürsten tötete, das Kind aus dem Wagen rauhten, das werde ich noch feststellen! Aber Sie allein von allen Außenstehenden wußten, wie leicht es sein würde, von dem reichen, achtzigjährigen Greis, der mit inniger Liebe an seinem kleinen Neffen hing, ein großes Lösegeld herauszuschlagen. Sie sind der Urheber des Diebstahls, und es war Ihnen dank Ihrer genauen Kenntnisse ein leichtes, diese Erpressung so einzufädeln, daß kein Verdacht auf Sie fiel. Aber der Tod des Fürsten, von Ihnen nicht vorausgesehen, hat Ihre Absichten vereitelt. Und eine Erpressung an dem gräflichen Ehepaar hätte sich nicht gelohnt, das wußten Sie genau! Daher zogen Sie es vor, sich lieber aus der Gefahr, in die Sie sich begeben hatten, zu retten, als sich wegen einer Lappalie einer Verfolgung auszusetzen, die Ihnen eine schwere Strafe einbringen mußte."

Er schwieg. Ljundborg hatte sein Taschentuch herausgeholt und trocknete seine Stirn. Er machte zwar jetzt einen weit unsicheren Eindruck als zu Beginn des Verhörs, aber noch hatte er seine Haltung nicht verloren. Ich bewunderte seine bisherige Kühnheit und seine raffiniert geschickte Verteidigung. Er schien nunmehr etwas in die Enge getrieben worden zu sein.

Severin fuhr fort: „Sie sehen, daß ich über Sie genau unterrichtet bin! Man kennt Ihre prekären Geldverhältnisse, Ihre Orientierung bezüglich der Familienverhältnisse im gräflichen Hause. Sie, der Sie das Kind nach dem Mißlingen Ihres Planes wieder zurückgebracht haben — Sie haben es auch geraubt. Und die Gräfin, der Sie die genaue Kenntnis der Situation verdanken, vereitelte unbewußt die von Ihnen beabsichtigte Erpressung, weil sie den Fürsten tötete!"

„Aber um des Himmels willen," sagte Ljundborg leise nach einer Pause, „das ist ja alles nicht wahr, was Sie da sagen!"

„Noch eine Frage," fuhr Severin fort, und zum Grafen gewendet, fügte er hinzu: „Herr Graf, ich bedauere nochmals, Ihnen vielleicht einen Schmerz zufügen, aber die Operation ist jetzt unbedingt nötig, weil Herr Ljundborg nicht zu einem freiwilligen Geständnis zu bewegen ist. Sagen Sie, Herr Ljundborg, ob Sie die Gräfin zur Zeit, als Sie selbst in Monte Carlo weilten, während der Abwesenheit des Herrn Grafen besuchten."

Ljundborg sah zu Boden; es schien, als ob er mit sich kämpfte, dann sagte er:

„Ja, aber nur ein einziges Mal!"

„Wann war das? Wissen Sie es genau?" Leise sagte er: „Am 8. Februar, etwa um fünf Uhr nachmittags."

Diese Antwort des Schweden wirkte auf alle Anwesenden wie Blitz und Donnerschlag, die mitten in die Stube fuhren. Einen Augenblick war alles starr, dann zuckte der Graf auf, Hornevöte schoß ihm ins Gesicht, der Hoteldirektor rief einige Male: „oh, quel malheur!" Ich selbst war unwillkürlich nähergetreten, nur der Polizeikommissar stand unbeweglich hinter seinem Schreibtisch und sah erstaunt auf Ljundborg. Dann wiederholte er langsam:

„Sie waren am 8. Februar — nachmittags — um fünf Uhr — mit der Frau Gräfin zusammen?"

„Ja." sagte Ljundborg, etwas betreten

„Haben Sie dafür Zeugen?"

„Ich müßte nachdenken, Herr Kommissar. Ich fuhr damals mit einer Autodroschke von Monte Carlo nach Nizza. Die Gräfin wußte, daß ich ihr einen Besuch machte, ich hatte mit ihr am Tage vorher telephonisch die Verabredung getroffen. Als ich ankam, war es halb fünf Uhr. Ich verlangte vom Portier ein Zimmer, womöglich im Parterre, und erhielt ein solches. Ich schellte dem Zimmerkellner und bestellte Tee mit Sandwiches. Die Gräfin sollte um fünf Uhr bei mir sein, kam aber etwas früher."

„Woher wußte die Gräfin, in welchem Zimmer Sie sich befanden?"

„Ich ließ mich durchs Zimmertelephon mit ihr verbinden; sie kam früher, und es war mir peinlich."

„Warum?" fragte Severin gespannt.

„Weil die Person, die den Tee brachte, der Gräfin bekannte. Ich wollte nicht, daß sie gesehen würde."

„Was war das für eine Person?"

„Ein Mädchen. Sie sagte, der Zimmerkellner hätte sie geschickt."

Severin warf dem Hoteldirektor einen fragenden Blick zu. Dieser verstand.

„Das kann möglich sein," sagte er, „manchmal ist sehr viel zu tun. Tee und Sandwiches zu servieren ist keine große Sache, da schicken wir auch unsere Mädchen. Uebrigens" — er sah Ljundborg fragend an — „wie sah sie aus?"

„Klein, hübsch, blond, wenn ich mich recht erinnere, trug sie eine Brille."

„Es ist Jeanette," sagte der Hoteldirektor. Wieder entstand eine Pause. Die Wendung, die das Verhör genommen hatte, war mit Spannung geladen. Was sich nun Schritt für Schritt entwirrte, war von solcher Tragweite, daß die Fragen lautlos und mit größter Vorsicht gestellt wurden.

„Es wären also zwei Zeugen vorhanden, die bestätigen könnten, daß Sie am 8. Februar im Hotel waren. Wie lange haben Sie sich auf Ihrem Zimmer aufgehalten?"

„Bis sechs Uhr."

„Und — —" der Kommissar zögerte, bevor er weitersprach, „die Frau Gräfin?"

„Ebenfalls bis sechs Uhr."

„Und Sie behaupten daß die Gräfin vom Zimmermädchen in Ihrem Zimmer gesehen wurde?"

„Das muß sie wohl —"

Der Graf saß totenblaß da; er hatte die Augen geschlossen. Severin sah ihn an, erhob sich und sagte voll Bedauern mit ernster Stimme: „Herr Graf, es tut mir unendlich leid, eine Tatsache feststellen zu haben, die außerordentlich peinlich ist. Aber wenn sich die Wahrheit der Aussage herausstellt, ist Ihre Frau in vierundzwanzig Stunden in Freiheit. Herr Ljundborg, es ist notwendig, Sie auch weiter im Gerichtsgebäude zu behalten. Ich schließe hiermit das Verhör."

Die Aussage des Schweden bestätigte sich Wort für Wort. Tatsächlich war er am 8. Februar mit einer Autodroschke nachmittags gegen halb fünf Uhr in Nizza angekommen. Sogar der Taxichauffeur konnte in Monte Carlo eruiert werden. Ljundborg hatte ihn nicht direkt vorm Hotel, sondern an anderer Stelle warten lassen. Der Grund wird später ersichtlich werden. Der Portier des Hotels erkannte Ljundborg wieder. Natürlich hatte er sich unter einem anderen Namen angemeldet. Das Zimmermädchen Jeanette, eine kleine, zierliche Blondine, der die Hornbrille nichts von ihrer Pikanterie nahm, entsann sich deutlich, die Gräfin im Zimmer des Herrn sitzen gesehen zu haben, der Zimmerkellner sagte gleichfalls aus, daß der Herr gegen sechs Uhr nach ihm geschellt. Auf sein Klopfen wäre Herr Ljundborg selbst herausgekommen, um in der Halle den Tee zu bestellen; indes hätte er, als sich die Tür öffnete, die Frau Gräfin im Zimmer gesehen.

Es konnte kein vollwertigeres Alibi für Ljundborg und die Gräfin geben. Nach Erledigung weniger Formalitäten wurde er in Freiheit gesetzt, während die Gräfin, die noch leidend war, im Wagen nach Hause gebracht wurde und glückstrahlend ihr Kind in Empfang nahm.

Mit großen Lettern auf der ersten Seite berichteten die Nizzaer Zeitungen die vollkommene Rehabilitierung der Gräfin, ohne jedoch nähere Mitteilungen über ein Alibi zu bringen, das sie vor der Oeffentlichkeit kompromittiert hätte. Man schonte sie, indem man berichtete, daß sich die Gräfin während der ganzen Tragödie, die sich in der Laube abgespielt, erwiesenermaßen im Hotel befand. Die wenigen Zeugen des Verhörs, in welchem Ljundborg ein für die Gräfin so peinliches Geständnis ablegte, bewahrten Stillschweigen. Ich konnte nicht die geringste Aenderung im Benehmen des Grafen gegen seine Frau bemerken. Vielleicht hielte er vor den Leuten den unverändert zärtlichen Gatten, indes er innerhalb seiner vier Wände ein anderer sein mochte — Aber niemand hatte davon Kenntnis. Am Tage nach seiner Freilassung führte der Graf seine Frau durch den schönen Hotelgarten; sie gingen beide Arm in Arm, er stützte sie zärtlich und voll Sorge, die Amme fuhr mit dem Baby, das in dem Kinderwagen unglückseligen Angedenkens saß, vor dem Paare her. Ich benenne ihnen, größte Diskretion. Beide Höflichkeit und Diskretion. Beide dankten liebenswürdig und lächelnd. Es war, als ob das furchtbare Ereignis an ihnen abgeglitten wäre. Ich blieb stehen, um ihnen nachzublicken; sie sprachen kein Wort, stumm schritten sie über den Kies durch den Garten.

Am gleichen Abend saß ich, wie gewöhnlich, nach dem Essen in einer Ecke der Hotelhalle und rauchte eine Zigarre. Es mochte schon recht spät sein. Lansdom verschwand ein Gast nach dem andern und ging auf sein Zimmer; draußen rieselte ein milder Frühlingsregen nieder. Die Hotelkapelle hatte schon aufgehört zu spielen und war verschwunden. Da kam der Graf von draußen herein; er trug einen Regenmantel und hatte durchnäßt. Als er mich erblickte, kam er auf mich zu und schüttelte mir die Hand. Er gab Hut, Mantel und Schirm einem Kellnerjungen und bat, sich zu mir setzen zu dürfen.

Ich sagte ihm, wie sehr ich mich freute, daß seine Frau wieder bei ihm sei und daß sie ihr Kindchen wieder besäßen.

„Ja, ich bin wie erlöst," meinte er, „aber ich mußte jetzt einige Stunden draußen umherlaufen; mein Kopf ist voll von all den

Weg zur Weide D. Milde (Deike, M)

Dingen, die sich in den letzten Tagen überstürzt haben."

„Wo ist Ihr alter Sanitätsrat?"

„Der schläft schon; er ist übrigens sehr zufrieden mit dem Befinden meiner Frau."

Nun konnte ich nicht umhin, ihm mein Bedauern darüber auszusprechen, daß ich seiner Frau durch meine Aussage beinahe einen sehr schlimmen Streich gespielt hätte. „Sie wird wohl nicht gut auf mich zu sprechen sein!"

„Nein, nein, Herr Rittmeister. Sie irren; sie sagt ganz richtig, daß Ihre Aussage ein reiner Beweis sei, wie vorsichtig man vor Gericht mit der Schilderung von Personen sein müsse; es kennzeichne die Glaubwürdigkeit sogenannter Augenzeugen."

„Und doch," wagte ich einzuwenden, „wenn ich heute abermals befragt würde, ich könnte wieder anders aussagen; es war die Gräfin, wie sie leibt und lebt, ihre Haltung, ihre schönen, gescheitelten Haare, ihr Lächeln, die ganze Art, sich zu bewegen."

„Seltsam, wirklich seltsam," erwiderte er nachdenklich, „ob sich dieses Rätsel wohl lösen lassen wird? Man müßte hier in den Badeorten der Riviera Umschau halten; es wimmelt ja allerorten von talentvollen Detektivs."

„Wie dem auch sei, ich wünschte Ihnen, daß der schreckliche Prozeß mit dem indirekten Geständnis des Herrn Ljundborg, das allerdings die Rettung Ihrer Frau bewirkte, keinen Schatten in Ihre junge Ehe wirft."

„Ich habe mich mit meiner Frau ausgesprochen," sagte er ernst, „ich kenne sie und glaube ihr. Gewiß, sie war mit Ljundborg schon als Mädchen befreundet, sogar sehr befreundet." Er strich nach seiner Gewohnheit nervös mit der Rechten über sein Haar, „aber seit wir verheiratet sind, hat sie jede Begegnung, jede innere Begehrung meine ich, zu ihm abgebrochen. Sie mag ihn vielleicht einmal sehr lieb gehabt haben. Ich weiß, Herr Ljundborg hat bei ihren Eltern um ihre Hand angehalten. Aber schon damals planten mein verstorbener Onkel und die Eltern meiner Frau unsere Verheiratung. Er hat sie auch durchgesetzt. Mein Onkel war der intimste Freund des Vaters meiner Frau. Und überdies, auch das spielte natürlich eine Rolle, die Familie meiner Frau gehört zu dem ältesten deutschen Adel, und dies war für den verstorbenen Fürsten ein entscheidendes Moment."

„Es war sehr unrichtig von Herrn Ljundborg, sich in Monte Carlo festzusetzen und Ihre Frau zu beseligen: er mußte unbedingt Rücksicht nehmen, er brachte sie in in eine gefährliche Situation."

„Gewiß, er hätte offen zu uns kommen sollen; aber er fürchtete, ich würde eifersüchtig werden. Ehrlich gesagt, mir paßte der Verkehr meiner Frau mit ihm nicht recht. Ich wußte, daß die beiden sich einst sehr geliebt hatten. Und wenn ich auch volles Vertrauen hatte, es war mir nicht recht."

„Sagten Sie ihm nicht, daß er den Verkehr in Ihrem Hause einstellen solle?"

„Nicht so deutlich; aber ich deutete es an. Dann wieder wollte ich meiner Frau nicht wehe tun. Nein, nein, ich halte Ljundborg keiner schlechten Handlung für fähig, obwohl er ein Schuldenmacher und Spieler ist."

„Er spielte?"

Und wie! Seine Spielverluste waren schließlich die Ursache seines Besuches. Meine Frau berichtete mir alles; Eines Tages habe er sie aus Monte Carlo angerufen. Er erzählte ihr, er sei ihr aus Berlin gefolgt, er müsse sie wiedersehen und so weiter. Meine Frau, die Angst vor einem Skandal hatte, bat ihn, nicht zu kommen. So beschränkte sich Ljundborg darauf, ihr zu telephonieren; schließlich setzte er doch durch, daß sie ihm eine Unterredung gewährte, und so kam es zu dem Rendezvous am 8. Februar nachmittags fünf Uhr."

„Welche Unvorsichtigkeit von ihm!"

„Er befand sich in einer verzweifelten Lage, denn er hatte in Monte Carlo sein Geld bis auf den letzten Heller verspielt. Er nahm ein Taxi, fuhr nach Nizza und ließ es in der Nähe des Hotels warten; er hatte nicht einmal so viel Geld, um den Wagen zu bezahlen. Dann lief er sich mit meiner Frau und eröffnete ihr seine desolate Lage."

„Und sie half ihm?"

„Ja, sie hatte etwas Bargeld, das sie ihm gab. Sie hat mir offen erzählt, was sich zwischen ihr und Ljundborg abgespielt und welche Angst sie hatte, dem Kriminalkommissar die Wahrheit zu gestehen, ihm zu sagen, wo sie um die kritische Zeit gewesen. Sie war fest überzeugt, man würde die Ermordung des alten Fürsten enträtseln, vielleicht in allerletzter Minute, ohne daß sie ein Alibi nachzuweisen brauche. Ja, wie sie glaubte, unsere glückliche Ehe vernichtet hätte. Wenn sie im Gerichtssaal ausgesagt hätte, daß sie ohne Wissen ihres Mannes mit ihrem einstigen Freunde eine Stunde allein in diesem Zimmer verbrachte, jedermann würde es als Geständnis ihres Ehebruchs betrachtet haben. Erst die Abwesenheit Ljundborgs, der dem Kommissar nach seinem großen Verhör unter vier Augen dieselben Eröffnungen machte, die mir meine Frau gestand, bestätigte den Zweck der harmlosen Zusammenkunft."

Obwohl mich dieser Bericht des Grafen über vieles aufklärte, konnte ich mich des leisen Argwohns nicht erwehren, daß er vielleicht von den beiden geschickt ootäuscht wurde. Aber was sinn es mich schließlich an? Die Ehe war intakt geblieben, die Gräfin war frei und ging aus der gefährlichen Situation makellos hervor.

„Was soll nun weiter geschehen?" fragte ich. „Weder kennt man den Mörder Ihres Onkels noch hat man die geringste Spur von jenen Menschen, die Ihnen Ihr Kind geraubt hatten."

„Der Kommissar Severin bearbeitet die Angelegenheit weiter; Sie werden von ihm gewiß erfahren, was er zu tun beabsichtigt. Ich kann mir nicht vorstellen, was er jetzt unternehmen könnte."

Ich verbrach dem Grafen, ihn von dem weiteren Verlauf der polizeilichen Nachforschungen zu unterrichten; aber ich konnte den Eindruck nicht loswerden, daß er von seltener Leichtgläubigkeit war, an seiner Stelle hätte ich mich mit dem „Geständnis" der Frau und des Schweden nicht abgefunden. Wir plauderten noch eine Weile, dann erhob er sich und dankte in verlegener Weise, weil ich ihm Gelegenheit gegeben, sein Herz zu erleichtern; er schüttelte herzlich meine Hand und verabschiedete sich.

(Fortsetzung folgt.)

Heerzug ins Land der goldenen Schätze

Cortez und seine Mannen erobern das Reich der Azteken

2. Fortsetzung

Eine Viertelstunde später bewegte sich der Zug der schwerbewaffneten Spanier durch die Hauptstraße Tenochtitlans, mit Blicken von Haß und Ingrimm von den zufällig auf der Straße befindlichen Azteken betrachtet. Leise Verwünschungen fielen, doch keiner versuchte, irgend etwas gegen diesen waffenklirrenden Zug zu unternehmen, weil die fremden Teufel „den tödlichen Blitz und Donner" mit sich führten!

Montezumas Verhaftung

Grenzte es nicht an Tollkühnheit, daß es Cortez mit seiner kleinen Schar wagte, den „göttlichen Montezuma" inmitten einer Bevölkerung von 300 000 Mann aus seinem Palast heraus zu holen?

Als Cortez an den Palastwachen und dem Dienertroß vorbei schritt, spiegelte sich auf den Mienen aller eine grenzenlose Verblüffung, aber keine Hand erhob sich zum Widerstand.

Nicht lange danach stand Montezuma vor ihm. Sven Hedin sagt von ihm: „Der König Montezuma war zur Zeit der Ankunft der Spanier etwa 40 Jahre alt. Er hatte eine stattliche Figur und war schlanken Wuchses. Seine Hautfarbe war heller als die der übrigen Indianer, sein Haar kurz geschnitten und fiel nur über halb der Ohren in dichten Locken herab. Sein längliches Gesicht war von einem schwarzen dürftigen Bart umrahmt. Sein Wesen war heiter und freundlich, und seine wohlausschenden Augen drückten, je nachdem es paßte, Liebe und Ernst aus."

Als Cortez Montezuma mit der seiner Stellung gebührenden Hochachtung begrüßt hatte, ließ er ihn durch den Mund der Dona Marina, die ihn begleitete, den Anlaß seines Besuches melden und hinzufügen, daß er davon überzeugt sei, daß dieser Ueberfall nicht ohne Wissen des Königs erfolgt sei.

Montezuma bestritt energisch die Urheberschaft dieser Tat, was aber auf den Spanier gar keinen Eindruck machte. Danach ließ er ihm weiter sagen: „Hoher Herrscher, unsere Sicherheit verlangt, daß du dich uns als Geisel zur Verfügung stellst, und wir sind gekommen, um dich in unser Hauptquartier zu führen, wo wir die volle Sicherheit für deine Person garantieren!"

Der Aztekenherrscher erbleichte. Um sich seiner Gefangennahme zu entziehen, bot er zuerst seinen Sohn und seine Tochter an, die er den Spaniern als Geisel übernehmen wollte.

Darauf ließ Cortez dem König sagen: „Gebt mir freiwillig, wie ihr mich gebeten habt, meine Person mit Gewalt betrachten und lassen Blitz und Donner reden!"

Montezuma wurde noch um einen Schatten bleicher. Diese Fremden waren furchtbar. Aber sie hatten ihm die volle Sicherheit seiner Person garantiert und . . . konnte er sich heute überhaupt noch auf sein eigenes Volk verlassen, das im Geheimen murrte und sich gegen die Schreckensherrschaft der Azteken zu erheben drohte, weil er diese fremden Teufel überhaupt in seine Hauptstadt hineingelassen hatte? War es da nicht besser, mit den Fremden zu gehen, die es in seinem Palast nun Blutvergießen kam?

So entschloß sich Montezuma, freiwillig mit Cortez und seiner Eskorte zu gehen.

Daß er damit allerdings in sein Verderben ging, das wußte er nicht . . .

Aber Cortez hat seinen Schwur gehalten und dem König kein Leid angetan. Hier handelte Cortez gemäß dem Ehrenkodex des spanischen Ritters, der ein einmal gegebenes Wort nicht bricht!

Auch dann nicht, als der spanische Eroberer den Beweis für den Verrat Montezumas in Händen hatte!

Das ist die Wahrheit über Cortez und Montezuma.

Montezumas Doppelspiel

Bald sollte es sich herausstellen, daß die Annahme des Spaniers, daß dieser heimtückische Ueberfall in Vera Cruz auf direkte Veranlassung des Aztekenherrschers ausgeführt worden war, stimmte.

Montezuma mußte den Befehl erteilen, den aufrührerischen Kraikenhäuptling, der in hinterlistiger Weise die spanische Garnison überfallen hatte, durch Soldaten des Aztekenherrschers nach Tenochtitlan zu bringen.

Als die Gefangenen in der Hauptstadt eintrafen, wurden sie in Cortez' Hauptquartier untergebracht.

Der Kraikenhäuptling mit seinem Sohn und 15 Unterbefehlshabern mußte vor dem spanischen Kriegsgericht erscheinen, das aus Cortez und vier seiner Ritter gebildet war.

Zuerst leugneten die Eingeborenen ihre Schuld an dem Ueberfall. Schließlich gaben sie alles zu. Cortez wollte ihnen ihr Leben lassen, wenn sie den geheimen Anstifter zu ihrem verräterischen Vorgehen nannten. Aber niemand sprach.

Da ihre Schuld erwiesen war, wurden sie von Cortez als Vorsitzendem des Kriegsgerichtes zum Feuertode verurteilt.

Als dann die verräterischen Eingeborenen auf dem Scheiterhaufen standen, machten sie angesichts des ihnen drohenden Todes das Geständnis, daß sie nur auf des Königs Montezumas Befehl diesen Ueberfall ausgeführt hatten.

Hiernach büßten sie ihre Schuld mit dem Leben.

„Büßen mußt du diese Tat!"

Montezuma war bisher von den Spaniern in ihrem Hauptquartier die zuvorkommenste Behandlung gewahrt worden. Der Aztekenherrscher hatte seinen gesamten Hofstaat um sich und lebte in der gleichen Weise wie in seinem eigenen Palast, nur daß er sich hier unter den bis an die Zähne bewaffneten Spaniern viel sicherer fühlte als in seinen eigenen Räumen.

Als Cortez die Beweise für den Verrat des Aztekenherrschers in Händen hatte, ließ er ihn in seine Räume bitten.

Nachdem Montezuma erschienen war und Dona Marina ihm das Geständnis des Kraizenhäuptlings enthüllt hatte, wurde Montezuma blaß bis unter die Haarwurzel. Dann sagte er gepreßt:

„Es ist wahr . . . Ich habe Verrat geübt! Strafe mich mit meinem Leben!"

„Nein", sagte Cortez, „ein Spanier bricht niemals sein Versprechen. Dein Leben ist mir heilig. Aber büßen mußt du diese Tat! Ich lasse dich in Fesseln legen!"

Montezuma schwieg. Er fand sich auch hierin mit ob. Aber er wußte nur zu genau, daß dies sein Ende als Herrscher bedeutete, denn ein König der tapferen Azteken, die vor noch nicht 300 Jahren das mutige Volk der Tolteken besiegt und sich unterworfen hatten, war nach einer solchen Behandlung für sein Volk . . . ein toter Mann!

Er ergab sich jetzt in sein Schicksal, aber er wußte, daß dieses der Anfang zu seinem eigenen Untergang war.

Und doch kann man Cortez von dem Vorwurf der Grausamkeit freisprechen. Er schonte das Leben dieses Herrschers, obwohl er an seinen Untergebenen schwersten Verrat geübt hatte.

Cortez war nicht der brutale, rücksichtslose Mann, als der er immer hingestellt wird. Aber sein Selbsterhaltungstrieb zwang ihn zu manchen Maßnahmen, an denen vielleicht heute schärfer Kritik geübt wird als zu seiner eigenen Zeit.

Gold über Gold!

Nach einiger Zeit ließ Cortez dem König die Fesseln abnehmen und setzte ihn in seine Rechte wieder ein. Er hatte Montezuma nur demütigen und für kommende Fälle abschrecken wollen, keineswegs an ihm einen Verrat zu begehen.

Inzwischen waren die Spanier nicht müßig gewesen und hatten ihren eigenen und den anderen Raubzug unterlucht. Da stießen sie auf eine kurz vorher zugemauerte Wand, die ihr größtes Interesse erregte. Als sie die Steine eilig herausgerissen hatten, kamen sie in ein größeres Gewölbe, das bis zum Rand unten mit Gold, Silber und Edelsteinen angefüllt war und die Schatzkammer der Aztekenherrscher darstellte, in der unermeßliche Schätze angehäuft waren.

Jetzt wurden auch die Götzenbilder in den einzelnen Tempeln in die Tiefe geschmettert und christliche Statuen dafür aufgestellt.

Cortez stellte es Montezuma frei, in seinen eigenen Palast zurückzukehren, aber dieser lehnte es ab, da er sich in der freiwilligen Gefangenschaft bei den Spaniern wohler fühle als zwischen seinen Untertanen, die ihm zum Teil bereits feindlich gesinnt waren.

Bei einer Unterredung mit Montezuma erinnerte sich Cortez an die aztekischen Tributlisten und verlangte, sie zu sehen, um sich den Tribut für seinen großen Herrscher im Osten, Karl V., sichern zu können.

Nicht lange danach waren diese Listen und Pläne da, und nun wanderten im Auftrage Montezumas, begleitet von seinen Abgesandten, kleinere Trupps der Spanier zu den einzelnen Goldbergwerken, um Gold und nochmals Gold in Cortez' Hauptquartier zu bringen.

Als die Spanier satt in ihrem Gold erstickten . . . da setzte auch der Fluch des Goldes schon ein!

Cortez sollte seiner Schätze von da ab nicht mehr froh werden.

Denn jetzt nahte ihm eine ungeheure Gefahr, die sein und seiner tapferen Truppe Los so zu gestalten schien, daß keiner von seinen Soldaten noch sicher war, ob sie jemals heil aus Mexiko herauskommen würden . . .

Der Rivale

Ein halbes Jahr der Ruhe, ohne jeden Kampf, war bisher Cortez beschieden gewesen.

Der Gouverneur von Kuba, Velasquez, den Cortez mit Absicht ausgeschaltet hatte, indem er sich direkt an den Kaiser wandte, ruhte nicht eher, bis er eine gewaltige Expedition von 18 Schiffen, mit 80 Pferden, 800 Mann und 17 Kanonen — also eine mehr als doppelt so starke Macht, als sie Cortez je zur Verfügung gestanden hatte — ausrüstete, unter dem Befehl des gefürchteten Hauptmannes Panfilo Narvaez, und stieg mit seinen Truppen in der Nähe von Vera Cruz an Land.

Diese Nachricht, die Cortez sofort durch Boten überbracht wurde, wirkte auf die in Tenochtitlan befindlichen Spanier wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Jetzt erwuchs Cortez zu seiner ganzen Größe, indem er sich nicht verblüffen ließ, sondern bereit war, mit dem neuen, viel mehr gefürchteten Gegner den Kampf aufzunehmen.

Ungeheuer wertvoll für ihn war, daß sich der Befehlshaber von Vera Cruz nicht von Narvaez überrumpeln ließ, sondern sein Fort in Gefechtsbereitschaft brachte und der neugelandeten spanischen Armee gegenüber mit Gewehr bei Fuß verharrte.

Cortez' rascher Zug gegen den neuen Gegner

150 Mann ließ er in Tenochtitlan unter dem Befehl von Pedro de Alvarado zurück und eilte nun mit seiner Streitmacht von 260 Spaniern und Begleitung von 2000 Tlaxcala-Indianern dem neuen Feinde entgegen, entschlossen: zu siegen oder — zu fallen.

Nachdem er durch Bestechung seiner Unterhändler, die den Narvaez-Truppen in seinem Auftrage große Versprechungen zu machen hatten und die Disziplin derselben schwer lockerten, das Lager des Gegners als sturmreif ansah, machte er einen überraschenden Nachtangriff und nahm seinen Gegner gefangen.

Der Dichter Prescott erzählt hierüber: „Als wir eindrangen, war es stockfinster, und es regnete stark. Erst später ging der Mond auf. Aber auch die Finsternis war uns von großem Nutzen, denn in dieser Nacht flogen eine Menge Leuchtkäfer umher, die von den Narvaez-Leuten für Lunten zum Losbrennen der Musketen gehalten wurden und ihnen daher einen ganz besonderen Begriff von der großen Zahl unserer Feuergewehre beibrachten."

Narvaez mit seinen Anführern wurde überwältigt und in das Fort Vera Cruz gesandt. Die Truppen von Narvaez gingen ohne weiteres zu Cortez über, so daß er sich plötzlich im Besitz von 800 Mann und 80 Pferden sah — einer Streitmacht, wie er sie vorher nie besessen hatte!

Nun glaubte Cortez, endlich über den Berg zu sein . . . aber der Fluch des Goldes wirkte weiter, denn jetzt erhielt er eine alarmierende Botschaft aus Tenochtitlan, die seine ganze Eroberung in Frage stellte.

Pedro de Alvarado verliert die Nerven

Als Cortez abmarschiert war, nahm die Bevölkerung gegen die kleine Besatzung von 150 Mann eine feindliche Haltung ein, die sich zwar nicht in offenem Aufruhr, aber in kleinen Widerseitlichkeiten zeigte.

Als ein indianisches Opferfest gefeiert wurde, war Alvarado hinterdrankt worden — ob diese Botschaft nun auf Wahrheit beruhte oder vielleicht einen Hinterhalt für den spanischen Befehlshaber darstellte, das kann heute nicht mehr mit Sicherheit entschieden werden —, daß Hunderte junger vornehmer Azteken sich untereinander geschworen hatten, ihren gefangengehaltenen König Montezuma zu befreien.

Hierauf erschien Pedro de Alvarado mit hundert seiner Truppen, ließ 600 der aztekischen jungen Edlen gefangennehmen und sie bis auf den letzten Mann hinrichten!

In diesen Augenblick hatten Alvarado völlig seine Nerven verloren und gab dadurch den Anstoß zu den schwersten Kämpfen, die Cortez späterhin noch zu bestehen hatte.

Montezumas Tod

Nun war es mit der Geduld der sonst so sanftmütigen Indianer zu Ende. Albarado wurde in seinem Hauptquartier von den Indianern belagert, und kein Spanier wagte sich ohne Deckung zu zeigen, da ihm sonst unfehlbar die tödlichen Pfeile um die Ohren schwirrten.

Cortez eilte mit seinem vergrößerten Heer in Eilmärschen nach Tenochtitlan zurück.

In 14 Tagen hatte er die riesige Strecke geschafft.

Wie ausgestorben erschien die sonst so lebhafte Stadt. Keiner ihrer Bewohner war auf den Straßen zu sehen.

Cortez marschierte mit seinen Truppen um das Nordende des Sees herum und wählte den kürzesten der dort liegenden Dämme, um in seinen Palast zu kommen.

Deutsches Segelflugzeug über New York

Peter Riedel, der als erster im Segelflugzeug New York überflog, über dem Häusermeer der Millionenstadt am Hudson. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Es gelang auch auch, seine Herrschar sicher hinter dessen dicke Mauern zu bringen, die von außen mit den primitiven Waffen der Indianer nicht so einfach zu erobern waren.

Am nächsten Tage mußte er einen Angriff nach dem anderen ausbalten, und er konnte sich selbst mit Einsatz seiner gefürchteten Reiter kaum Luft verschaffen, da die Angreifer hintereinander wie eine Mauer standen und auch durch den Geschoßhagel seiner Kanonen nicht zum Weichen zu bringen waren.

Schon fingen die Lebensmittel und das Trinkwasser an knapp zu werden, und Cortez sah das Schicksal vor Augen, einfach von den erbitterten Indianermassen — ausgehungert zu werden!

Da entsann er sich, daß er ja noch ihren König Montezuma in seiner Gewalt hatte.

Sofort verhandelte er mit Montezuma, daß dieser für Cortez und seine tapfere Schar bei seinem empörten Volke den Unterhändler abgeben sollte.

Montezuma wurde in vollem Schmuck seiner Königswürde auf das Dach des Palastes geführt und hielt nun von dort eine Ansprache an sein Volk. Aber jetzt mußte er erkennen, daß er durch seinen freiwilligen Aufenthalt bei den Spaniern jedes Ansehen bei seinem Volke eingebüßt hatte. Die Azteken hatten bereits seinen Bruder zum König gewählt und eingesetzt.

Als Montezuma zu sprechen anfing, ging eine ungeheure Bewegung durch den auf den Straßen wartenden Volkshaufen.

Als Montezuma von seiner Freundschaft mit den Spaniern und ihrem beabsichtigten Rückzug sprach, da wurden die Ausrufe des Unwillens und der Verachtung immer stärker. Er sah: Er hatte allen Einfluß auf sein Volk verloren.

Hier und da ein dumpfes, unheilverkündendes Grollen.

Dann riefen Einzelne: „Feigling — Verräter!"

Da wurde der König blaß, und die Sprache stockte ihm.

Plötzlich rief einer aus der Menge: „Hinweg mit ihm! — Steinigt ihn!"

Und schon kamen Steine, große und kleine, geflogen, und Montezuma brach schwerverwundet unter dem Hagel der auf ihn geschleuderten Wurfgeschosse zusammen.

Sein eigenes Volk hatte seinen König getötet!

Aber nicht Cortez hatte Montezuma hingemordet, wie es vielfach angenommen wird.

Montezuma war das Opfer der erbitterten Volksmassen geworden, die ihm noch vor wenigen Wochen begeistert zugejubelt hatten.

Und noch ehe die Spanier abrücken, war der kurz vorher noch allmächtige Könin Montezuma . . . ein verachteter und . . . toter Mann.

(Schluß folgt.)

Polens Zigeunerkönig wurde gekrönt

Auf dem Militärsportplatz bei Warschau wurde der neue Zigeunerkönig von Polen, der einstimmig durch die dreißig „Senatoren" gewählt worden war, feierlich gekrönt. Hier sieht man [illegible], er heißt Janusz Kwiek, auf seinem Thron, angetan mit dem Krönungsornat, das aus einem Theaterfundus stammt.

(Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Walt dee Fro!

Grundlagen der Hausgemeinschaft

Rechtsberatung für Hausfrau und Hausgehilfin durch die Deutsche Arbeitsfront - Rechte und Pflichten aus dem Dienstvertrag

Reibereien zwischen Hausfrau und Hausgehilfin kommen auch bei sonst bestem beiderseitigen Einvernehmen vor. Nur zu leicht bietet der Haushalt mit seinen tägl. sich gleichen, aber doch immer wieder neuen Arbeitsgängen Gelegenheit zu Aerger und Verdruß. So ist es verständlich, wenn die Hausgehilfin verstimmt wird, wenn sich z. B. durch irgendeinen Zufall das Mittagessen zeitl. über die gewohnte Zeit verzögert, wenn alles, was sie sorgfältig zubereitet hat, durch das lange Warten unansehnlich wird und wenn gar abendrein ihr gerade fälliger freier Nachmittag sehr gekürzt zu werden droht. Andererseits hat die Hausfrau auch oft berechtigten Grund zur Klage, wenn z. B. ihre Gehilfin trotz anderer guter Eigenschaften wenig Verständnis für das ihr Anvertraute hat, unnötig viel Geschirr zerschlägt, Mahlzeiten anbrennen läßt usw. Aber auch ohne solche Anlässe gibt es im Haushalt oft Unstimmigkeiten, die dadurch bedingt sind, daß sich viele der nötigen Verrichtungen nicht in eine bestimmte Ordnung pressen lassen und deshalb oft durch irgendeinen kleinen Anfall mühselige Arbeit vergeblich getan wurde oder vorher selbstgeschaffte Dispositionen zum allgemeinen Aerger wieder umgeworfen werden. Denn das ist das Wesentliche des Haushalts und drückt aller häuslicher Tätigkeit den Stempel auf: der Haushalt ist ein Bereich, und jede Art der „Betriebsordnung" ist hier unmöglich.

Das heißt aber nicht, daß nicht das Arbeitsverhältnis der im Haushalt Beschäftigten durch bestimmte Gesetze und Richtlinien fest geordnet wäre. Durch die Annahme der Stellung geht die Hausgehilfin vielmehr einen Dienstvertrag ein, durch den beide, die Hausgehilfin und der Haushaltsvorstand, in den meisten Fällen also die Hausfrau, bestimmte Verpflichtungen übernehmen und an die Einhaltung bestimmter Termine, Zahlungen usw. gebunden werden. Dieser Dienstvertrag ist festgelegt durch die §§ 611 bis 630 des BGB. und wesentlich ergänzt und erweitert durch die Richtlinien der Reichstreuhänder der Arbeit. Die Praxis zeigt indessen, daß gegen diese Richtlinien — ob aus Unkenntnis oder bewußt, steht dahin — verhältnismäßig häufig verstoßen wird, ein Verstoß, der immer viele Unannehmlichkeiten, Aerger, Einbuße an Geld usw. nach sich zieht. Beide, Hausfrau und Hausgehilfin, sollten sich daher, wenn eine gütliche Einigung scheinbar nicht zu erreichen ist, an eine Stelle wenden, die genaue Auskunft über die nötigen Verhaltungsmaßregeln erteilen kann.

Solche Stellen hat die Deutsche Arbeitsfront in ihren Rechtsberatungsstellen für Hausgehilfinnen geschaffen. Beide, Hausfrau und Hausgehilfin, erhalten hier unentgeltlich Rat und Auskunft. Es braucht nicht immer erst ein Streitfall als Anlaß zum Aufsuchen dieser Stellen vorzuliegen. Denn gerade durch genaue Kenntnis der Arbeits- und Anstellungsbedingungen ließe sich viel Streit vermeiden. Hausfrau und Hausgehilfin sollten sich hier Auskunft holen über Fragen, die erwiesenermaßen am meisten Grund zu Streitigkeiten geben und zum fristlosen Verlassen der Stelle oder zur fristlosen Kündigung führen, also Fragen des Urlaubsanspruches, der Schadenersatzpflicht, der Versicherungs- und Bürgersteuerzahlung usw. Liegt ein ausgesprochener Streitfall vor, wird durch die Rechtsberatungsstelle an ebenen eine Vermittlung möglich sein, denn tatsächlich wird manches im ersten Zorn gesprochene Wort gern zurückgenommen, wenn durch eine vermittelnde Stelle die nötigen Ueberbrückungsversuche gemacht werden. Manche fristlose Entlassung ist auf diese Weise wieder zurückgenommen und manche fristlos verlassene Stelle gern wieder eingenommen worden. Es ist das Wesentliche dieser Stellen, daß sie neben dem Rechtsschutz der Hausgehilfin ihre Aufgabe hauptsächlich in ihrer Vermittler- und Schlichtertätigkeit sehen und die Sachlage keineswegs einseitig und vom Blickpunkt der Hausgehilfinnen her beurteilen, sondern eben der deutschen Hausgemeinschaft dienen wollen. Schließlich ist eine wahre Gemeinschaft ja eben nur möglich durch gegenseitiges Einverständnis, wie auch die deutsch wahrgenommene Hebung des hauswirtschaftlichen Berufes nur über die Hausgemeinschaft möglich war und sich praktisch dadurch ausdrückt, daß die Gehilfin als gleichberechtigtes Mitglied in diese Gemeinschaft aufgenommen wird.

Nun gibt es allerdings Fälle, die auf gütlichem Wege nicht beizulegen sind und einer Entscheidung durch das Arbeitsgericht bedürfen. Gerade diese Fälle zeigen deutlich, wie nötig der Hinweis auf vorherige genaueste Regelung des Arbeitsverhältnisses ist, eine Regelung, die festsamerweise nur zu oft weder von der Hausfrau noch von der Hausgehilfin mit der nötigen Sorgfalt vorgenommen wird. Auch in solchen Fällen wird die Hausgehilfin in der Deutschen Arbeitsfront kostenlos vertreten. Es sind fast immer Fälle, wo die Hausgehilfin zwar gedickte Forderungen hat, aber deshalb im Nachteil ist, weil sie es versäumte, sich rechtzeitig schriftliche Bestätigungen über getroffene Vereinbarungen geben zu lassen. Es sei deshalb an dieser Stelle auch einmal auf Wichtigkeit schriftlicher Vereinbarungen hingewiesen. Vor jedem Amtsantritt sollte die Hausgehilfin zusammen mit der Hausfrau die Arbeitsbedingungen peinlich genau und schriftlich festlegen und das Kleben der Versicherungsmarken, die Zahlung der Bürgersteuer, Festlegen von Freizeit und Urlaub usw. unzweideutig vereinbaren. Die Hausfrau ihrerseits sollte sich am Monatsende über jede Lohnzahlung eine Quittung geben lassen und dann auch gleichzeitig eine Abrechnung der gesetzlichen Gehaltsabzüge vornehmen. Dr.-bk.

Klein-Elschen

ein begeistertes Freiluft-Kind, ist jetzt nicht mehr im Hause zu halten und hat seinen vielgeliebten Sandkasten wieder aufgesucht, der den ganzen Winter über verlassen da lag. Im Sande können so schön mit Schüppchen und Förmchen Kuchen gebacken werden und wenn dann die Mutti in den Garten kommt, so muß sie die schönen Sandkuchen, die ihr Kind gebacken hat, probieren. Klein-Elschen backt mit neuem Eifer wieder neue Kuchen.

Ehe Klein-Elschen zur Mutti ins Haus zurückkehrt, pflückt sie noch ein Sträußchen Blumen, denn diese leuchten am Wegesrand doch zu verlockend, um unbeachtet zu bleiben.

(Foto: Bauer, Olpe)

Waschregeln, die jede Hausfrau wissen muß

Durch unsachgemäße Behandlung der Kleidungsstücke büßt die deutsche Volkswirtschaft noch immer große Mengen wertvoller Rohstoffe ein. Nicht böser Wille der Hausfrauen ist im allgemeinen daran schuld, sondern in den meisten Fällen nur Unkenntnis. Deshalb tut man gut, sich die folgenden Waschgrundsätze auszuschneiden und sie vor allem immer wieder bei der Wäsche zu beherzigen. So trägt man auch im kleinsten Haushalt dazu bei, Rohstoffe zu sparen und dadurch zum Gelingen des Vierjahresplans beizutragen.

1. Trenne weiße und farbige Wäsche beim Einweichen und Waschen.
2. Stärkewäsche besonders gut einweichen!
3. Weiches Wasser verwenden!
4. Regenwasser ist weich; anderes Wasser ist zu enthärten.
5. Alle Einweich-, Enthärtungs-, Waschmittel und Seifen genau nach Gebrauchsanweisung verwenden. Diese Mittel müssen restlos ausgelöst und verrührt werden. Das Einweichwasser möglichst gut aus der Wäsche entfernen.
6. Milde Waschlaugen schonen die Wäsche.
7. Stark verschmutzte Stellen der Wäschestücke mit Seife leicht einreiben.
8. Uebermäßiges Reiben, Bürsten, Wringen schaden jeder Wäsche.

So wäscht man Buntwäsche und Grobwäsche

Einweichen am besten über Nacht, niemals heiß! Gut gewicht, ist halb gewaschen!
Waschen: Zu starkes Kochen, Reiben, Bürsten, Wringen schaden der Wäsche.
Längeres Kochen als 15 Minuten ist nutzlos und überflüssig. Kessel nicht zu voll packen. Reichlich Lauge verwenden.
Spülen: Gründlich spülen — warm, lauwarm, kalt — bis Wasser klar bleibt.

So wäscht man Buntwäsche

Einweichen kurz und niemals heiß.
Waschen: Zu starkes Reiben, Bürsten, Wringen schaden der Wäsche.
Nicht kochen, sondern in heißer Waschlauge gut durchwaschen. Je mehr Lauge, um so besser; die Wäsche soll schwimmen.
Spülen: Bunte Wäsche sofort gründlich spülen — warm, lauwarm, kalt — bis Wasser klar bleibt.
Bunte Wäsche niemals in nassem Zustand aufeinander liegen lassen, sondern sofort trocknen.

So wäscht man Feinwäsche

Waschen: Niemals kochen, auch nicht heiß waschen.
In höchstens handwarmer Waschlauge vorsichtig durch wiederholtes Eintauchen und Ausdrücken waschen.
Nicht reiben, bürsten, wringen oder zerren.
Spülen: Sofort nach dem Waschen mehrmals lauwarm spülen, bis Wasser klar bleibt.
Nach dem Spülen sofort trocknen. Webwaren und Strümpfe können aufgehängt werden, sonst am besten auf Unterlagen ausbreiten oder durch Ein- und Ausrollen in Tüchern trocknen. Wirk- und Strickwaren ziehe man in die alte Form. Wenn Bügeln erforderlich, dann in leicht feuchtem Zustand mit mäßig warmem Eisen von links unter leichtem Druck.

Keine Brotverschwendung!

Es kommt nicht mehr so häufig vor, daß der Mann, der den Müsliner ausleert, trockene oder verschimmelte Brotreste finden muß. Die Hausfrauen lernen es, daß Brot kein Küchenabfall ist und auch der kleinste Brotrest im Haushalt verwendet werden kann.

Woher kommt es überhaupt, daß immer wieder trockenes Brot im Brotkasten ist? Vielfach liegt es daran, daß mehr aufgeschnittenes Brot auf den Tisch kommt, als die Familie tatsächlich braucht. Es ist deshalb ratsam, den ganzen Brotlaib aufzutragen und erst bei Tisch soviel Scheiben abzuschneiden, wie die Familie verzehren kann. So braucht niemand über trockenes Brot zu schelten, und kein Stückchen kann alt werden oder gar verderben.

Umhang für kühle Sommertage

Eine leichte Strickarbeit

Material: 400 Gramm weiße Flauschwolle, Stricknadeln Imra Nr. 5, Häkelhaken Nr. 2.

Das Tuch wird nach endlosender Strickschrift gearbeitet. Man strickt sehr locker. Die Rundnadeln werden durchweg rechts gestrickt. Man strickt dabei aus jedem Umschlag eine Masche. Man beginnt an einer Schmalseite mit 122 Maschen Anschlag. Die erste und die letzte Masche werden stets abgehoben, so daß 120 Maschen für das Strickmuster bleiben. Die erste Musterreihe verbraucht 8 Maschen und wird infolgedessen 15 mal wiederholt, dann folgt die Rückreihe in Rechtsstrickerei und die 2. folgende Musterreihe, die wiederum wie alle nachfolgenden 15 mal wiederholt wird. Zu einem ganzen Muster gehören 12 Reihen und zwar 6 Musterreihen und 6 Rückreihen. Man arbeitet im ganzen 30 Muster. Dann wird sehr lose abgekettelt. Ist das Teil fertig, spannt man es sehr gut aus und reckt es dabei etwas in die Länge und Breite. Man bedeckt es mit einem feuchten Tuch und läßt es trocknen. Nach vollständigem Trocknen nimmt man das Tuch ab und häkelt die Rüsche an. Diese wird in langgezogenen Stäbchen gearbeitet. Jedes Stäbchen wird etwa 3 cm hoch gezogen. Ist man ungeübt im Häkeln dieser langen Stäbchen, nimmt man einen Stab von 3 cm Breite zur Hilfe. Die Stäbchen werden sehr dicht aneinander gearbeitet. Ist das Tuch behäkelt, wendet man die Arbeit und häkelt noch eine Tour herum. In jedes 5. Stäbchen arbeitet man 2 Stäbchen, damit der Rand bogig fällt. Die Stäbchen wieder 3 cm hoch arbeiten.

Die Zwischenreihen werden nur rechts gestrickt. Die erste und letzte Masche einer jeden Reihe wird nur abgehoben, also bei den folgenden Musterreihen nicht weiter aufgeführt.

1. Musterreihe: 3 Maschen rechts, 1 Umschlag, 1 Masche heben, zwei rechts zusammenstricken, die abgehobene überziehen, 1 Umschlag, 2 Maschen rechts. 15 mal wiederholen.

3. Musterreihe: 2 Maschen rechts, 1 Umschlag, 2 Maschen rechts zusammenstricken. 1 Masche rechts. 1 Masche abheben, 1 Masche rechts, die abgehobenen überziehen, 1 Umschlag, 1 Masche rechts. 15 Mal wiederholen.

5. Musterreihe: 1 Masche rechts, 1 Umschlag, 2 Maschen rechts zusammenstricken, 3 Maschen rechts, 1 Masche abheben, 1 Masche rechts strikken, die abgehobene überziehen, 1 Umschlag, 15 mal wiederholen.

7. Musterreihe: 1 Masche abheben, 2 Maschen rechts zusammenstricken, die abgehobenen überziehen, 1 Umschlag, 5 Maschen rechts, 1 Umschlag. 15 mal wiederholen.

9. Musterreihe: 1 Masche rechts, 2 Maschen rechts zusammen, 1 Umschlag, 3 Maschen rechts, 1 Umschlag, 2 Maschen rechts zusammen. 15 mal wiederholen.

11. Musterreihe: 2 Maschen rechts, 2 Maschen rechts zusammenstricken, 1 Umschlag, 1 Masche rechts, 1 Umschlag, 2 Maschen rechts zusammenstricken, 1 rechte Masche. 15 mal wiederholen.

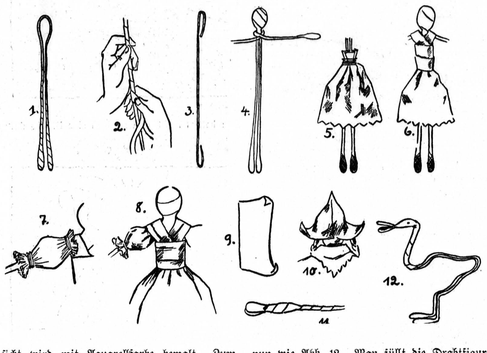
13. Musterreihe beginnt wie die erste.

Leicht und doch wärmend (Deike M)

Als Ferienbastelei: Ein Gänsemädchen

Aus Draht und Papier kann man hübsche und lustige Figuren herstellen, wie z. B. das Holländer Gänsemädchen, das hier abgebildet ist. Es ist nach folgender Arbeitsanweisung zu machen.

Ein mittelstarker Draht von 20—25 cm Länge wird (an den Enden dick, in der Mitte einfach) mit schmalen weißen Kreppapierstreifen bewickelt und wie in Abb. 1 gebogen. Die beiden Enden sind die Beine. Als Schuhe wickelt man braunes oder gelbes Kreppapier darüber. Die obere Biegung wird der Kopf. Sie wird dick mit schmalen rosa Papierstreifen bewickelt. Zum Bewickeln dreht man den Draht zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand, während die rechte Hand den Papierstreifen führt (2). Für die Arme wird ein zweiter Draht an beiden Enden umgebogen (3), gleichmäßig bewickelt und um den ersten Draht gebogen (4). Das Gerüst für die Puppe ist nun fertig. Jetzt wird der Unterrock aus Seidenpapier geschnitten, zusammengeklebt und mit dünnem Draht festgewickelt (5). Darüber kommt ein Leibchen aus Kreppapier (6). Die Aermel werden aus einem schmalen Streifen Kreppapier geschnitten, zweimal festgewickelt und hochgeschoben, daß sie sich bauschen (7). Der Oberrock ist aus blauem Kreppapier, die Schürze aus weißem Seidenpapier, in das eine Spitzenkante eingeschnitten wird. Das Mieder, aus drei Streifen schwarzem Kreppapier faltet und klebt ihr wie in Abb. 8. Ein Schultertuch aus weißem Seidenpapier kommt darüber. Zöpfe aus gerollten und dann geflochtenen Kreppapierstreifen und einige Stirnlöckchen geben die Frisur. Das Gesicht wird mit Aquarellfarbe bemalt. Zum Häubchen wird ein kleiner Streifen weißes Kreppapier an zwei Ecken etwas ausgezogen, daß er sich rundet (9). Dann wird er um den Kopf der Puppe gelegt und hinten übereinandergeklebt (10). Das Gestell für die Gans ist aus zwei Drähten gebogen, die an den Enden wie in Abb. 3 umgebogen und dann gold bewickelt sind. Die Enden geben Schnabel und Füße. Das Kopfende wird zuerst mit weißem Kreppapier bewickelt (11). Die beiden Drähte biegt man nun wie Abb. 12. Man füllt die Drahtfigur mit einem Papierknäuel aus und wickelt darüber gleichmäßig weißes Kreppapier, bis die Gans rund genug aussieht. Die Figuren können auf Pappe geklebt werden, damit sie besser stehen.



Deike M (3).

Umschau im Kleiderschrank

Es stecken viel Freude, Spannkraft und gute Laune im richtig gewählten und richtig ergänzten Bestand des Kleiderschrankes. Welche Frau kennt nicht das bohrende, unsichere Gefühl: „Habe ich zu der und der Gelegenheit das Recht anzuziehen? — ach nein, ich brauche ja so nötig das den Hut und dort den Schuh und hier den Mantel zu dem Kleid!" Manche leben sich darüber weg, andere laufen und kaufen in Eile — und haben doch nie das Rechte. Das oft und billig Kaufen ist in Wirklichkeit nicht begliedend, im Gegenteil, die wirtschaftlich denkende Frau wird nach Möglichkeit guten, sorgfältig und wohlerwogen verarbeiten lassen oder selber schneidern. Sie spart hierbei bedeutend, weil ein gutes Kleid länger hält als zwei mittelmäßige und billige. Und sie weiß, daß sie im gut und richtig gearbeiteten Kleid aus erstklassigem Material sich wohl, sicher und harmonisch fühlt, zu gesteigert im Ausdruck und Wesen durch das „Gutangezogensein". Das Kleid ist ja für die Frau nicht nur das rein Aeußere, hat sie einmal die persönliche Note gefunden, so wirkt ihre Harmonie bis zum Heim und den Dingen um uns, zur Außenwelt.

Es gilt zu lernen, sicher zu wählen, unter dem allzuvielen, was der Markt bietet. Und da ist in erster Linie wichtig: Die Farbe und ihre Auswahl. Wer hat nicht Erfahrung mit soundsoviel an sich schönen, reizvollen Einzelstücken, die aber nie und nirgends zueinander passen? Sie wurden erstanden, ohne den gesamten Kleiderbestand vor Augen zu haben. Hier der grüne Mantel wird sich nie zum blauen Kleid fügen, auch nicht zum rötlichen, und der hübsche gelbliche Hut paßt im Ton leider nur zum Leinenkostüm. Innerhalb einer begrenzten Skala von Grundfarben zu wählen ist viel vorteilhafter, z. B. Wein, helles, zartes, bis zum nachdunklen; Weiß, graue Töne in vielerlei Stufen, das immer moderne Schwarz — aus diesen Grundtönen ergeben sich feine Zusammenstellungen, die sich immer harmonisch ergänzen. So der hellgraue Mantel paßt zum blauen Kleid wie zum weißen, zum dunkelblauen sportlichen Pullover mit dem weißen oder blauen Rock. Dann die blau-weiß-grau karierte Sportjacke zum weißen, blauen oder schwarzen Rock — so lassen sich unendliche Möglichkeiten aufzählen. Hat man so gewissermaßen ein Grundgerüst, so läßt sich manches farbenfrohe Einzelstück geschmackvoll einreihen: Die karierte Trachtenbluse, den holz- oder zitronenfarbenen Wollpullover, die zart rosige Georgettebluse zum blauen Komplet, eine tomatenrote Ueberwurfbluse usw. Hinzu kommen dann noch lustige Schals mit Punkten, Linien oder auch glatt einfarbig.

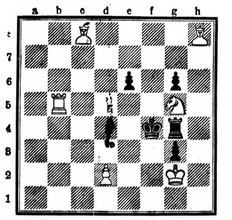
Wenn in dieser Art eine bestimmte Farbe den Anzug beherrscht, wird das vielerlei nötige und recht teuere Zubehör wie Hut, Schuhe, Handschuhe, Halstücher, sehr eingeschränkt. Auch die Farben der Hüte und Mützen fügen sich ein in den Grundakkord, schwarz, weiß oder dunkelblau die Wasserwütze, dann ein grobwandiger Strohhut zum Sommer, schwarz oder hell Panama, blau ist der sportliche weiche Hut, und grau das Jägerhütel. So bildet alles zusammen eine feine harmonische Farbskala im Kleiderschrank.

Im Laufe der Jahre sammelten sich in der Schrankecke auch manche Stücke an, die zum Tragen zu unmodern, aber zum Wegtun zu schade waren. Arbeiten wir sie um, mit ein bißchen Nachdenken, etwas neuem Stoff, der dazu verwendet wird, und einem Schnittmuster ensstehen oft richtige Ueberraschungen. Sie sind nicht mehr wiederzuerkennen, die Sorgenkinder aus dem Kleiderschrank — das unmoderne Jackenkleid, der Kompletmantel, dessen Kleid schon längst abgetragen ist, der Tuchmantel — usw. Das Stoffmaterial all dieser Kleidungsstücke aus vergangenen Tagen ist meist noch sehr gut, und lohnt dann eine Umarbeitung unbedingt. So entstand aus einem älteren schwarzen Mantel ein wunderschönes Nachmittagskleid. — Die Form wurde schlank der Figur anliegend gearbeitet, für Aermel, Kragen und schwarzer Vorderbahn wurde neuer schwarzer Seidenkrepp verwendet. Dazu eine schöne Gürtelschließe aus mattem Silber. Und aus einem der viel zu kurzen seidenen Kleider, wie sie vor Jahren Mode waren, wurde eine sehr moderne, lange Kaskadbluse. Sie ist bunt geblümt und bildet zusammen mit einem dunklen Seidenrock einen schönen, abendlichen Anzug. Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren — halten wir also Umschau im Kleiderschrank.

Hedwig Fritz.

Zum Waschen und Zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil · Henko · Sil · iMi · ATA

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (11). Weiß (6): Kg2; Le8 u. h6; Td5; Sg5; Bb2. — Schwarz (6): Kf4; Tg4; Be6. g3 u. g6

Steigerungsrätsel.

1. Dem Gläubiger diene zur Sicherung ich
   Und werde ein Berg, wenn gesteigert du mich.
2. Ich diene der Schiffahrt, befruchte das Land.
   Gesteigert bin ich als Nichtönutz bekannt.
3. Als Stadt in der Pfalz bin dir ich bekannt;
   Gesteigert werd' ich mit Pferden bespannt.

Rätsel.

Getrennt: ein Zeichen der Zeit der Schuld,
Vereinigt: Langmut und Geduld.

Gegensätze.

1. Saß Komma, 2. Land Geschäftsmann, 3. Zahler Gold, 4. Leer Kaffee, 5. Sie sprach, 6. Stirn Brot, 7. Halt Wein, 8. Stadt Tag.

Zu den vorstehenden je 2 Wörtern sind die Gegensätze zu suchen. Ein jeder von diesen muß ein zusammengesetztes Hauptwort ergeben.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Schmiermasse, 2. portugiesische Kolonie in Ostindien, 7. Fluß in England, 8. Bürde, 9. Südamerikanischer Strom, 10. Weiblicher Vorname, 11. Ort in Oberbayern, 14. Hauptschlagader, 17. griechischer Buchstabe, 19. ansteckende Krankheit, 21. Rinne, 23. einstimmiges Lied, 24. Edelmarke, 25. Scherz, 26. Hohlmaß. — Senkrecht: 1. Waldtort, 2. wie 23 waagerecht, 3. römischer Diktator, 4. Landstrich, 5. europäische Hauptstadt, 6. Tiere, 8. Saiteninstrument, 10. italienische Provinz, 12. englischer Dichter, 13. Stadt in der Mark Brandenburg, 15. Blutsverwandter von väterlicher Seite, 16. Schriftgrad, 18. Teil des Kopfes, 20. Farbe des französischen Kartenspiels, 22. Fluß in Spanien.

Silbenrätsel.

al — bal — bens — bert — chin — da — de — del — el — em — en — eu — eu — for — fri — fel — hi — in — mi — ni — ni — ve — phrat — ru — schle — si — sing — ter — ve — wel.

Aus vorstehenden 30 Silben bilde man zwölf Wörter mit folgender Bedeutung:

1. geschliffener Edelstein, 2. weiblicher Personenname, 3. Stadt in Indien, 4. asiatischer Strom, 5. holländischer Maler, 6. Zeughimmel, 7. Miete, 8. preußische Provinz, 9. weiblicher Personenname, 10. Stadt in Assyrien, 11. Stadt in Finnland, 12. männlicher Personenname.

Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter, von oben nach unten und Endbuchstaben, von unten nach oben, ergeben ein Sprichwort.

Rätsel.

Bei froher Feier
Kauft du mich;
Vergleichsweis' teuer
Komme ich.
Du trägst mich fort
Im Schnupftuchstrich
Zum stillen Ort
Gar freudiglich
Im süßen Schlummer
Verlaß ich dich.
Du wirst vor Kummer
Ganz wunderlich.

Gleichklang

Es sind zwölf Wörter zu suchen, von denen ein jedes doppelte Bedeutung hat. Sind diese gefunden und richtig geordnet so ergeben deren Anfangsbuchstaben einen Wunsch für unsere Leser zur Ferienreise. Die Wörter bedeuten:

1. Kleine Insel — Griff, 2. Schweizer Münze — Wiederholle, 3. poetische Erzählung — Bildchen, 4. Blasinstrument — Bergspitze, 5. Buchs — Abzug (beim Spiel), 6. Fluß — Gebirge, 7. Flüssigkeitsmaß — Tragegefäß, 8. Teil des Schiffes — Federhülle, 9. italienisches Fürstengeschlecht — Stadt in Italien, 10. Fähigkeit — Fügung, 11. kirchliche Handlung — Jahrmarkt, 12. mathematische Bezeichnung — Persönlichkeit aus der Reformationszeit.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Kxf—b1, b5—b4, 2. Db7—b6, beliebig, 3. Dxmc matt. a. 1. . . . . Kb4Xc3. 2. Db7—e4, beliebig. 3. Dame matt. b. 1. . . . Kb4Xc5, 2. Db7—a7+ Kc5—c6 oder b4, 2. Kg5—b5, oder Sc3—a2 matt. c. 1. . . . . Kb4Xe5. 2. Db7—c7+. Ke5—d4 (f5), 3. D oder L matt.

Rätsel: Der Bart.

Anfügungsaufgabe: Kohl. Orange, Haar. Aehre. Namen. Neid. Trade Segel, Teller. Ahorn. Gala. — Johannistag.

Silbenrätsel: 1. Adar. 2. Marne. 3. Bankett. 4. Louis. 5. Asien. 6. Chemie. 7. Kalif. 8. Kandis. 9. Oran. 10. Malta. 11. Moltke. 12. Tunnel. 13 Dolde. 14. Indre. 15. Epos. — Im Blick kommt die Seele aus Fenster.

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Koffer, Inn, Hal Falter — Senkrecht: Koch Pfeife. Brille. Niet. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Magisches Kreuz und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Ur 2a Abt 2b Mai 3a Mai 3b Maisacht. 4. Sonde 5. Bias, 6 Lec 7 Col. 8 Uhu. 9. Ichneumon 10. Adabo 11. Tute. 12 Unna.

Bilderrätsel: Herz. nicht verzag, Glück kommt alle Tag.

Suchrätsel: Re — ben — sch — lae — fer. — Siebenschläfer.

Worträtsel: Eh-

Schnell geheilt

„Doktor Müller scheint ja ein ausgezeichneter Arzt zu sein; binnen einer Woche hat er Frau Meier von ihrer Nervosität geheilt. Wie mag er das wohl fertiggebracht haben?"

„Das kann ich Ihnen sagen: Er erklärte ihr Nervosität sei eine Alterserscheinung!"

(Allgemeiner Wegweiser.)

*

„Wie alt schätzen Sie mich?"

„Vierundzwanzig, gnädige Frau."

Sie errötet: „Oh — Sie schmeicheln —"

„Nein. Aber ich habe mir angewöhnt, auf solche Fragen stets die Hälfte der Jahre zu sagen, die ich denke."

(Allgemeiner Wegweiser.)

Die Gegenleistung

Der englische Dichter Swift neigte im Alter sehr zum Geiz. Ein schweres Fieber warf ihn auf das Krankenbett. Nach seiner Genesung dankte er dem Arzt mit bewegten Worten für seine vielen Anstrengungen.

„Vergessen Sie nur nicht, daß ich Ihnen zweimal einen Besuch abstattete", unterbrach der Arzt den Wortschwall.

„Niemals", versetzte Swift rasch, „ich werde von morgen ab jeden Tag zu Ihnen kommen!"

*

Ein junges Paar saß schweigend auf einer Gartenbank.

Dann seufzte er: „Werden Sie mich auslachen, wenn ich Sie jetzt etwas frage?"

„Aber nein!" errötete das Mädchen.

Meinte der junge Mann: „Haben Sie eine Ahnung, wo all die vielen Mücken herkommen?"

Je nachdem

Vor das Bezirksamt hatte man den Anton Horreller geladen, um endlich einmal klarzustellen, wie sein Familienname denn eigentlich richtig geschrieben werde; denn in den Akten sei er einmal mit einem r und einem l und dann wieder mit zwei r und zwei l geschrieben.

„Da müssen S' schon entschuldigen", sagte der Anton Horreller, „das kommt ganz drauf an: wenn i Zeit hab, nacher schreib i mein Namen selbstverständlich mit zwei r und zwei l; wenn's aber pressiert, dann laß i in Gottesnamen einen Buchstaben weg. Gemeint bin ja allweil doch nur i."

(Fliegende Blätter.)

Sie: „Männe, stehe schnell auf — da ist ein Einbrecher!"

Er: „So, was will er denn?"

Sie: „Geld!"

Er: „Hat er auch Sicherheiten?"

*

Der Chef hat seinen Sekretär zum Abendessen eingeladen. Als es zu Tisch geht, sagt er: „Na, Müller, meine Frau hat Ihnen doch wohl unsere Tochter schon vorgestellt?"

„Jawohl, Herr Direktor!"

„Na, dann greifen Sie man ordentlich zu!" fordert der Chef ihn freundlich auf.

*

Zwei Freunde sitzen im Restaurant und unterhalten sich nach dem Essen über Zeit und Menschen.

„Ich habe jedes Vertrauen zu den Menschen verloren!" sagte der eine mißmutig.

„Dann versuche ich aber nicht, wie du vorhin Lungenhaschee essen konntest!" erwidert der andere.

*

„Meine Uhr ist ein Waisenkind!"

„Wieso?"

„Sie ist mir gestohlen worden und wird jetzt von fremden Leuten aufgezogen!"

*

A.: „Wie gefällt dir meine neue Wohnung? Ich habe sie ganz nach meinem eigenen Kopf eingerichtet."

B.: „Findest du nicht, daß es hier in der Stube ein bißchen leer aussieht?"

*

Schuhputzer morgens im Hotel: „Nummer zwölf und Nummer achtundzwanzig waren gestern abend zusammen aus!"

Minna: „Wie kannste denn det wissen?"

Schuhputzer: „Sie haben denselben Dreck an de Stiebeln!"

*

Druckfehler: Junges Mädchen, das jede Arbeit übelnimmt, sucht Stellung.

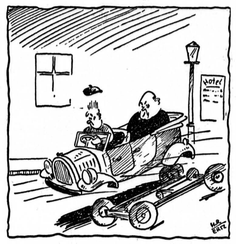
(Die Woche.)

*

Wirtin: „Also, Herr Friedrich, entweder Sie bezahlen mir endlich die Miete, oder Sie müssen am Ersten ziehen."

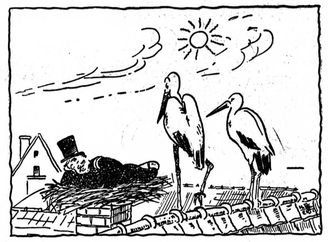
Mieter: „Das ist aber nett von Ihnen, Frau Krause. Meine früheren Wirtinnen haben immer gleich beides verlangt."

Saure Gurken



„Du hattest recht, es war doch eine Brücke da!"

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie anhalten sollen!"



Das Mittagsschläfchen

Boshaft: „So ein Wochenendhaus ist doch was Fabelhaftes!" — „Stimmt, paßt zu Ihnen wie nach Maß!"

„Wenn nicht bald ein Schiff kommt, verhungern wir!" „Nein! Wenigstens nicht, solange ich noch Geld in der Tasche habe!"

Ein Schotte kam in eine Stadt und las an einem Hotel die Worte: Garage umsonst! Prompt fuhr er seinen Wagen in die Garage. Als er an der Eingangstür des Hotels vorbeikam, fragte ihn der Portier:

„Was für ein Zimmer suchen Sie, mein Herr?"

„Ein Zimmer?" wiederholte der Schotte verwundert. „Ich brauche kein Zimmer ich schlafe im Auto!" (Passing Show)

Gegen die Ehre

Zwischen den Ortschaften Furtanger und Sallachberg wurde ein Fußballspiel ausgetragen. Als Schiedsrichter fungierte der Wührler Xaver, der leider das interessante Spiel vorzeitig abbrach.

Ja, warum denn?

Der Xaver hat sich so gerechtfertigt: „Die Spieler waren halt oamal zu wenig. Ganz narrisch ham s' gegen mi aufbegehrt, und alles mögliche ham s' mi ghoaßen: Rindviech, damisch! Krummer Lackl Großmuattal Gscherter Hammtl! Alt, gleichtert und so weiter. Dös hat mi alls net schenniert. Aber wia oleht oaner no gschrian hat: du langweiliger Turkl, du langweiligerl, da hab i abpfiffen. Denn eine Ehrenbeleidigung brauch i net hinzunehma."

(Fliegende Blätter)

*

Heidepriem speist bei Hoffmann zu Abend. Es gibt geräucherten Aal mit Rührei. Heidepriem hat schon dreimal genommen, aber immer ruht sein Blick liebkosend auf der Schüssel.

Frau Hoffmann schiebt sie ihm zu und sagt: „Nehmen Sie doch noch mal, Herr Heidepriem!"

Heidepriem hält sich noch zurück: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es wagen darf!"

Da mischt sich Herr Hoffmann ein: „Greifen Sie ruhig zu! Wir haben Natron im Hause. Das nehmen wir selbst immer, wenn wir zuviel gegessen haben!" (Lustige Blätter)

*

A.: „Was ist ein Diplomat?"

B.: „Ein Diplomat ist ein Mann, der an den Geburtstag einer Dame denkt, aber vergißt, wie alt sie wird."

(Hjemmet.)

*

Die Dame: „Ich möchte ein Brötchen, aber schön goldgelb!"

Der Bäcker: „Ich habe nur noch zwei, gnädige Frau: ein aschblondes und ein platinfarbenes."

(Marc Aurelio.)

*

Solide

„Haben Sie bemerkt, wie wunderbar schön der Sonnenaufgang heute morgen war?"

„Nein! Ich gehe immer schon vorher zu Bett."

Kindermund

„Zum heutigen Tage wünsche ich mir drei ganz artige Kinderchen."

„Fein, Mutti, dann sind wir ja sechs."

*

Lehrerin: „Die Natur hat den Schnecken ein Häuschen zum Schutze mitgegeben. Wer kann mir noch andere Beispiele für eine solche Schutzvorrichtung nennen?"

Die kleine Gerda: „Die Krebse!"

Lehrerin: „Gut, und du, Hilde?"

Hilde: „Die Oelsardinen, Fräulein!"

Eine Frage

„Denken Sie nur: als ich gestern nach Hause kam, fand ich meinen dreijährigen Sohn damit beschäftigt, meine Manuskripte zu zerreißen!"

„Donnerwetter, kann der Bengel denn schon lesen?"

*

Erich sagt sein Abendgebet schrecklich laut: „Lieber Gott, bring mir ein großes Schaukelpferd zum Geburtstag und . . ."

Mutter: „Du brauchst doch nicht so zu schreien, der liebe Gott ist doch nicht taub!"

„Ja, aber Pappi ist doch im Zimmer nebenan."

„Papa, warum sieht der Storch auf einem Bein?"

„Tja . . . hm . . . wenn er das andere auch aufheben würde, würde er umfallen."

(Politiken.)

*

Geschenke

„Gab deine Braut dir nach Aufhebung der Verlobung die Geschenke zurück?"

„Selbstverständlich!"

„Das war aber nett von ihr! Was hattest du ihr denn geschenkt?"

„Meine Photographie!" (Nachtausgabe)

*

Der Inhaber einer kleinen Gastwirtschaft hat ein Schild an die Tür gehängt: Glas Bier 25 Pfennig, Glas Kognak 50 Pfennig.

„Hat Ihnen denn noch niemand gesagt", fragt ihn ein Gast, „daß man Kognak am Ende mit t schreibt?"

„Doch, sehr viele, aber jeder hat vorher etwas bestellt."

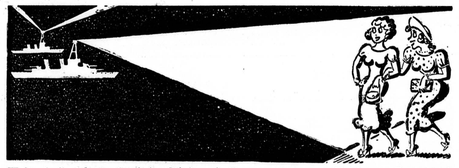
„Tja, mein lieber Herr Doktor, Ihnen fehlt Bewegung!"

„Aber, Herr Doktor, ich bin egal in Bewegung!"

„Wieso denn?"

„Na, ich bin doch Fahrstuhlführer!"

(Smiths Weekly)



„Walter bedient heute abend den Scheinwerfer!" (Zeichnung: Bergström.)

Auf der Reise
nimmt man gerne zu, weil die geänderte Lebensweise auf den Stoffwechsel einwirkt. Nehmen Sie deshalb auch im Sommer Ihren **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee** Auch in Tabletten: DRIX-TABLETTEN

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad?
Wir machen Ihnen bestimmt ein gutes Angebot.
E. & P. Stricker Fahrradfabrik
Brackwede - Bielefeld 585

Pfarrer Kneipp's Tannensaft
Tannenblüten-Lungenbalsam
ist das hervorragende Mittel bei schwer. Brust- u. Lungenspitzen-Katarrh, sowie Bronch.-Katarrh.! Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kieselsäure bringt Heilung u. Vernarbg. Zunahme d. Appetits. Abt. 4.
Die große Flasche RM. 2.-
Kneippkurvorsteher kostenlos durch: Kneippapotheke (Kneippapotheke) Würzburg

Bei quälendem Husten
helft es, der überreizten Atmungsschleimhaut damit zur Hilfe zu kommen, daß man ihr solche Heilstoffe zuführt, die sie richtig wiederherstellhaftig gegen die Schädlichkeiten machen und dadurch dem Reizzustand Einhalt gebieten. — Sie brauchen da nicht lange Umschau zu halten, denn „Gliphedcalin" ist das Mittel, das bei chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane, auch bei Asthma, sich vielfach bewährt hat. „Gliphedcalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Gliphedcalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 50 Tabletten „Gliphedcalin" RM. 2.24 in allen Apotheken, wo nicht, dann Reform-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bähler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift 3305 von Dr. phil. nat. Straub.

Anzeigen im „7. Tag" hat den groß. Erfolg

Zick-Zack-Nähmaschinen für das Handwerk, besond. preiswert
Ritter Paderborn
Dom gegenüb.

Nr. 13.1/2 2.50
64 teiliges Schuhmusterbuch kostenlos
Postkarte genügt
Sanitätshaus Sandale
Speier überlanddienst
Frankfurt a. M. MK 53

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Kathol. Ehe d. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Zahlr. mehrere 1000 Mitglieder. Streng vertrauen. **Neuland-Verlag R Herne I. W.** Mühlenstr. 7

Arzt findet gute, angenehme Praxis durch Uebernahme von Anwesen eines alt. Kollegen. Lebhaft., linksrhein. Landort, geräumiges Wohnhaus, prächt. Garten, Garage. Auskunft u. Nr. 7/165 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw auf d. Angebot d. Anzeigen i. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

Raucher Einfache Abgewöhnung. Prämiert mit gold. Medaille. Broschüre kostenlos. Keith Nürnberg S 274

Heiratsgesuche finden im **7. Tag** weiteste Verbreitung!

Herdfeger reinigt u. poliert zugleich

Kein anderes Werbemittel hat die gleichen Erfolge wie die Zeitungsanzeige. Behalt Anzeigen und nichts anderes!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 953. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 30 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 25. Juli 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

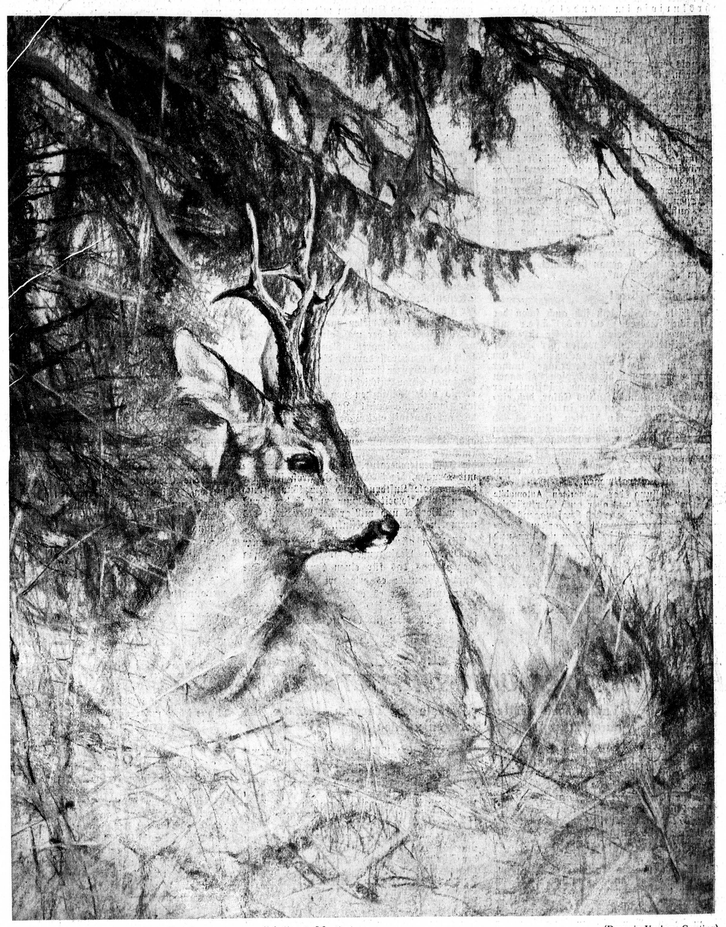
Sonntagszeitung für Stadt und Land

Segen weithin ausgebreitet

Es ist die Zeit, da viele Menschen ausziehen zu schauen, was schön ist, und sich zu begeistern und zu erheben an dem, was groß ist. Sie haben ihre Ferien, köstliche Spanne freier, durch keine Pflicht gebundener Tage: da sollen nun das Auge und das Herz zu ihrem Rechte kommen; das Auge, das alle Tage die Arbeit der Hände geführt und überwacht, und das Herz, das in die Enge der Büro- und Fabrikräume eingespannt, hungrig war nach Weiten und Höhen, nach Erlebnissen unter festlichen Menschen und nach stillen Stunden unter wandernden Wolken und kreisenden Sternen. Und so fahren die Vielen — denen diese wundervolle Frist beschert ist — hinaus in das deutsche Land, besuchen die Städte, träumen in den Tälern und schauen zu den Gipfeln auf — gut ist das und recht; aber sie sollten noch eines tun: außerhalb der Reiseroute und des Gesellschaftswagens sich hinausstehlen aus dem betriebsamen Gedränge des „Reiseverkehrs", für einen Tag nur oder nur einige Stunden, und über das Land gehen. Und auch da nicht den großen Straßen folgen, sondern den kleinen Wegen, durchfurcht wie ein ehrwürdiges Antlitz, viel zu unwegsam, als daß ein Auto sich hindurchzwängen könnte. Aber gehen kann man hier und die Wärme des Bodens unter den Füßen spüren und den hundertfältigen Duft der Aecker und Felder trinken und müde werden vom Schauen all des leuchtenden Segens, der über das weite Land ausgebreitet liegt und der Ernte harrt. Und eine solche Stunde können auch die sich bereiten, die in den Städten keinen Werktag losgelassen werden von der Arbeit, sie können an einem Sonntag auch hinausfinden in diese heimlichen, von aller Welt abgeschnittenen Wege. Wie schön ist es, sich auszudenken, es wäre kein Deutscher, der nicht diese andächtige Stunde gehabt, fernab der Stadt, fernab aller werktäglichen Hast . . .

Städte sind schön, Baudenkmäler herrlich, „Reiselandschaften" bezaubernd, aber nichts von all dem vermag an Erhabenheit das Wunder zu übertreffen, das auf den Aeckern und Feldern alle Jahre offenbar wird. Nichts auch vermag an Pracht des Anblicks sich zu vergleichen mit dem, was hier ausgebreitet ist an Fülle und Segen, an Farbe und Licht. Goldgelb und silbergrün wogen über den Breiten im leisen Sommerwind die Millionen Aehren, schwer von reifer Frucht. Blutrot brennt der blühende Mohn, und mit himmelblauen Augen schauen von überall her die Kornblumen aus dem Feld. Und ob du nun auf deinem verlorenen Weg zwischen den Feldern die Aehre, die sich am lastgebeugten Halm dir schwer in den Weg wiegt, in die Hand legst und ehrfürchtig betrachtest oder ob du vom Hügel herab über die weiten Felder schaust, immer wird sich dein Auge beraublen, immer dein Herz sich erheben. Denn solches läßt sich nicht schauen ohne tiefe Ergriffenheit. Woher du auch kommst, was du hier siehst, ist das Brot des Volkes, ist also auch dein Brot. Und schon hat die Ernte begonnen, und hier und dort wird du den Menschen begegnen, die das Brot für dich bergen. Im flimmernden Sonnenglast tun sie fröhlich ihre Arbeit. Und wenn der Schweiß auch in hellen Bächen ihnen von der Stirne fließt, sie kennen keine Rast noch Ruhe. Nur eine Sorge haben sie, wenn sie die Hand über die Augen heben und zum blauenden Himmel schauen: Daß kein Regen zur unrechten Zeit komme und kein Gewitter und Hagel die kostbare Gabe der Erde zerschlage. Denn was hier wächst, steht in des Himmels Hand. Darum betet die Glocke des fernen Kirchspiels am Abend zu Gott und alle Herzen beten mit, daß die Felder und Aecker ohne Schaden bleiben und unser Volk sein Brot habe auch in diesem Jahr . . .

Auch die Gärten, die friedlich umzäunt hinter den Häusern ihr stilles Dasein vertträumen, sind nun wie kostbare Schalen, mit Segen über und über angefüllt. In großen Körben holen die Frauen die köstlichen Früchte ins Haus und haben der Mühe genug, die Fülle des Segens zu bergen. Und immer die reifsten Früchte naschen wir fort, genießen sie mit frohem Entzücken und schmecken noch die sonnigen Tage des Sommers im süßen Saft. Ja, hohe Zeit ist jetzt, Reifezeit! Der Boden gibt das Pfand des Samens, das wir ihm vertrauten, als Frucht zurück! Welch ein Wunder und welch ein Glück, das zu überdenken! Und mit wieviel Ehrfurcht vermögen wir nun den Vers des Dichters zu sprechen: „Alles ist heilig jetzt" und das Wehe, das er über den ruft, der freventlich verletzt oder nicht achtet, was uns die Erde schenkte.



„Sitzender Bock" / Zeichnung von Adalbert Meckel (Bavaria-Verlag, Gauting)

DER JÄGER

Von Hermann Löns

Der weiß es nicht, was Jagen ist,
Der nur im Felde knallt;
Denn Jagen, das ist Pürschen
Im heimlich stillen Wald.
Und Jagen, das ist Schleichen
In Heideeinsamkeit,
Und Jagen, das ist Schweifen
In Moorunendlichkeit,
Ist Harren unter Klippen,
Ist Lauern an dem Strand;
Wer nur im Feld zu jagen weiß
Hat nie die Jagd gekannt.

Julius Cäsar erfand die — Einbahnstraße

Das Auto mit dem Pferdekopf

Die „American Automobile Association", die Vereinigung aller Autofahrerverbände in den Vereinigten Staaten, hat in Newyork eine hochinteressante Ausstellung eröffnet, die unter dem Namen „Verkehrskurtosa im Wandel der Jahrtausende" zeigt, daß es schon im Jahre 350 vor Christus Verkehrspolizisten gegeben hat und daß Julius Cäsar der Schöpfer der — Einbahnstraßen gewesen ist.

Wieder einmal bestätigt sich der alte Satz, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Wie stolz sind wir doch auf die Errungenschaften des modernen Großstadtverkehrs, als da sind Einbahnstraßen, Parkverbotstafeln, Führerscheinprüfung und dergleichen mehr. Aber all diese Dinge haben, wie uns eine ebenso belustigende wie interessante Ausstellung der „American Automobile Association" in Newyork belehrt, schon einen Jahrhunderte alten „Bart". Die Schau, die den Titel „Verkehrskuriosa im Wandel der Jahrtausende" führt, zeigt uns, daß unser modernster Verkehrsschutzmann schon im 4. Jahrhundert vor Christus einen antiken Vorgänger hatte.

Damals empfanden nämlich die römischen Senatoren, die Machthaber von Rom, die Tatsache als besonders störend, daß in der Siebenhügel-Stadt das Wagengedränge, besonders in den inneren Hauptstraßen, immer dichter wurde. Sie verfügten daher, daß man den Wagen in der Innenstadt zu gewissen Zeiten nicht mehr stehen lassen dürfe. Das war nichts anderes, als ein zeitlich begrenztes Parkverbot, wie man es heute in jeder Großstadt kennt. Den römischen Frauen war es übrigens lange Zeit hindurch verboten, einen Wagen zu lenken. Aber schon im alten Rom haben sich die Frauen erfolgreich durchgesetzt. Das Verbot wurde auf die Klagen der Weiblichkeit hin schließlich aufgehoben, allerdings mit der Einschränkung, daß nur solchen Frauen das Lenken eines Pferdewagens gestattet sei, die die dazu notwendige Uebung besitzen. Diese Bestimmung entspricht, genau betrachtet, unserem heutigen „Führerschein".

5 PS in einem Pferd!

Wer hätte gedacht, daß sich auch schon der unsterbliche Feldherr Julius Cäsar mit Verkehrsproblemen befaßt hat? Er ist sogar, wie historische Berichte beweisen, der Schöpfer der — Einbahnstraße gewesen. Als im alten Rom das Verkehrsgedränge immer schlimmer wurde und die zahllosen Lastwagen schließlich die Fußgänger und Sänftenträger gefährdeten, bestimmte Julius Cäsar, daß eine seine engen Hauptstraßen nur in einer Fahrtrichtung benützt werden dürften. Und es gab eigene Aufsichtspersonen, die darüber zu wachen hatten. Außerdem war es Lastwagen zu jener Zeit verboten, die Prachtstraßen der reichen römischen Kaufleute zu benützen. In der modernen Verkehrssprache heißt das etwa: Gesperrt für Lastkraftwagen.

Die Ausstellung der „American Automobile Association" erzählt uns aber auch Merkwürdigkeiten aus den Anfängen des Kraftwagens. Als um die Jahrhundertwende die ersten Kutschmobile in USA. die Pferde scheu machten und viel Unheil anrichteten, kam ein besonders genialer Erfinder auf den Gedanken, seinem Kraftwagen die Form eines Pferdes zu geben. Der Motor befand sich im aufgesperrten Maul dieses künstlichen Pferdes. Ueber den Erfolg des Monstrums, das sich freilich nicht durchgesetzt hat, wird nichts mitgeteilt.

Ein Bericht über die ersten Kraftwagenunfälle mutet uns heute wie eine Sammlung von Kuriositäten an. Zwei Insassen eines der ersten Automobile Amerikas erlitten einen schweren Unfall, weil eine Schildkröte am Bein eines Fahrers emporkroch. Einmal lief ein junger Hirsch einem Benzinkraftwagen in den Weg. Dabei fanden drei Personen den Tod, während der Hirsch mit leichten Verletzungen eingefangen werden konnte. Ein siebenjähriges Mädchen wurde in Connecticut von einem Auto angerannt. Das Kind kam mit unbedeutenden Hautabschürfungen davon, aber der Fahrer starb infolge des Schreckens.

‚Das Vorbeifahren an Kirchen ist strafbar'

Die ersten Gesetze, die die einzelnen amerikanischen Bundesstaaten für die Benützung des modernen Kraftwagens erließen, entsehen gleichfalls nicht der Komik. Es war verboten, mit einem Kraftwagen Straßen zu benützen, auf der sich Hühner, Gänse, Schweine, Ochsen oder Pferde befanden. (Das kam, genau betrachtet, einem allgemeinen Fahrverbot gleich.) Brücken durften nicht mit Motorkraft überquert werden. Wieweit hatte man sich hierzu eines Pferdegespanns zu bedienen. Damit jede Einsturzgefahr vermieden war, hatte man jedes bewohnte Haus mit der Höchstgeschwindigkeit von 5 Kilometern in der Stunde zu passieren. Das Fahren bei Eintritt der Dunkelheit war strengstens verboten. Jeder Autofahrer mußte stets eine Mindestsumme von 1000 Dollar bei sich führen, um einem durch ihn verursachten Schaden gleich an Ort und Stelle decken zu können. Es war untersagt, jugendliche Personen in einem Kraftwagen zu befördern, desgleichen war es nicht statthaft, den Sonntagsfrieden durch Motorengeräusch zu stören. Das Vorbeifahren an Kirchen war strafbar.

Die Ausstellung erzählt freilich auch manche ernste Dinge. Daß im vergangenen Jahre 1,5 Millionen Kraftfahrzeuge auf den Landstraßen liegen blieben, weil ihnen der Treibstoff ausgegangen war, mag man angesichts der Tatsache, daß in den Vereinigten Staaten auf jede Meile Autostraße eine Tankstelle kommt, noch als Merkwürdigkeit gelten lassen. Zu denken aber gibt die Ziffer der durch Kraftwagenunfälle getöteten Menschen. Es waren im Vorjahre in USA. nicht weniger als 88000 Menschen, also nahezu die Hälfte aller durch irgend einen Unfall ums Leben gekommener Personen. 28 Millionen Amerikaner steuern einen eigenen Kraftwagen, und wenn man die harmloseren Unfälle mitrechnet, hat sich in den Vereinigten Staaten im vergangenen Jahre genau alle 9 Sekunden irgendwo ein Verkehrsunfall zugetragen!

Helium aus der Luft?

Sieben Hundertstel Gramm Vitamin aus 1000 Liter Molken - Chemie erweitert ihre Grenzen - Vorgeschichte mit Spuren-Analyse

Man liest und hört ständig von neuen Forschungserfolgen, von Expeditionen in unbekannte Erdteile, von neuer Kunde aus dem Sternensystem, vom Vordringen in die Welt der Atome, von der Erzeugung unvorstellbarer Temperaturen und vielen anderen Dingen, die der Menschheit bisher unbekannt, unzugänglich und unerreichbar waren. Genau besehen handelt es sich überall darum, die dem Menschen gesteckten Grenzen immer mehr in unbekannte Regionen hinauszuschieben. Wir messen heute ebenso viele Milliarden von Kilometern, wie wir hundertmillionstel Zentimeter erfassen; wir arbeiten mit elektrischen Spannungen von Millionen Volt, erzeugen Temperaturen bis dicht an den sogenannten absoluten Nullpunkt (minus 273 Grad Celsius) und sind nahe an die Sonnentemperatur. Wir machen Versuche mit Drucken, die 50 000 mal so groß sind wie der normale Luftdruck, und wir können auch einen Raum soweit auspumpen, daß der Druck auf millionstel und milliardstel Bruchteile des normalen Wertes herabsinkt.

Alles in allem: wir schreiten zu immer extremeren Bedingungen fort. Man mag fragen, was das für einen Zweck hat. Die Antwort lautet: es erweitert unsere Naturerkenntnisse, aber es bringt auch unmittelbar praktische Fortschritte mit sich. Ein paar fesselnde Beispiele für die praktische Seite gab Prof. Dr. Jander anläßlich einer Vorbesprechung zum diesjährigen Reichstreffen der Deutschen Chemiker. In der Chemie, so führte er aus, hat man sich damit beschäftigt, Bestandteile in Mineralien aufzufinden, die nur in allerwinzigsten Mengen vorhanden sind. Da hat sich zum Beispiel herausgestellt, daß ein Kupferschiefer zwar im wesentlichen aus Kupfer, Eisen, Schwefel, Sauerstoff, Silizium, Aluminium, Kalzium und Magnesium besteht, die zusammen vielleicht 96 oder 97 Prozent ausmachen, daß aber auch andere Elemente in ihm enthalten sind, manche wie Nickel, Zink, Natrium usw. in Mengen von Zehntel Prozenten, andere wie Molybdän, Chrom, Barium, Zirkon, Kobalt, Arsen usw. in hundertstel Prozenten, andere wieder in noch kleineren Mengen. In der Tat konnte man so 65 verschiedene Elemente in diesem Mineral nachweisen. Bei anderen Mineralien ist es nicht anders, und wir können heute sagen, daß alle chemischen Elemente in allen Mineralien vorkommen.

Ihre Mengen können sehr klein sein, aber eins ist charakteristisch: bei einem Mineral aus einer bestimmten Grube ist das Verhältnis, in dem die Mengen dieser winzigen Beimengungen zueinander stehen, immer das gleiche. Das eröffnet ungeahnte Möglichkeiten: es setzt uns in den Stand, die Herkunft eines Gebrauchsgegenstandes genau zu ermitteln und beispielsweise haargenau zu sagen, aus welcher Grube das Erz stammt, das für die Herstellung eines bestimmten Messers benutzt worden ist. Das ist für die Erforschung der Vorgeschichte sehr wichtig. Man konnte auf diese Weise zum Beispiel nachweisen, daß die Bronzestücke unserer Vorfahren nicht aus eingeführten Erzen stammten, sondern aus Erzen des Harzes und der Steiermark hergestellt wurden.

Was der Analytiker auf seiner Spurensuche gefunden hat, sucht der präparative Chemiker wie eine Biene, die aus winzigsten Mengen Blütensaft den Honig kiloweise zusammenträgt, zu größeren, greifbaren Mengen zu sammeln. Er tut das, indem er zum Beispiel aus dem Monabitsand die seltenen Erden gewinnt, aber indem er aus tausenden Litern Ausgangsflüssigkeit Vitamine in hundertstel Grammen rein herstellt. Um 0,07 Gramm Vitamin B_1 rein darzustellen, muß man 100 Kilogramm Brauereihefe verarbeiten, und die gleiche Menge an Vitamin B_2 erhält man aus 1000 Liter Molken. Und dann beginnt für den Chemiker erst die eigentliche Arbeit. wenn er mit diesen winzigsten Substanzmengen anfängt, eine Anzahl von chemischen Versuchen durchzuführen, um den chemischen Aufbau dieser geheimnisvollen Stoffe zu klären und sie dann künstlich herstellen zu können.

Auch das Helium in der Luft gehört zu den nur in Spuren vorhandenen Bestandteilen. In einem Kubikmeter sind nur 5 Kubikzentimeter Helium enthalten. Trotzdem kann der Chemiker durch Verflüssigung das Gas in kleinen Mengen rein herstellen. Wollte man aber 100 000 Kubikmeter Helium für die Füllung eines Zeppelinluftschiffes erhalten, so müßte man 20 Milliarden Kubikmeter Luft verarbeiten. Man kann ausrechnen, daß alle gegenwärtig in Deutschland vorhandenen Luftverflüssigungsanlagen, wenn sie auf die Heliumgewinnung umgestellt würden, mindestens 10—20 Jahre benötigen würden, um diese gewaltige Luftmenge zu verarbeiten. An sich wäre das Problem lösbar, aber man würde dazu sehr viel mehr und viel größere Anlagen brauchen als sie jetzt vorhanden und denkbar sind. H.

Die Wunder von Larderello

Vulkanische Kräfte im Dienste der Technik — Züge, die durch Dampfstrahlen gezogen werden

Ein wahres Wunderwerk der Technik geht in Italien seiner Verwirklichung entgegen. Bis zum Jahre 1939 wird ein riesiger Dampfgeysir, der in Larderello in der italienischen Provinz Pisa erbohrt wurde, den italienischen Eisenbahnen den gesamten Strom für ihren Betrieb liefern. Gebändigte vulkanische Kräfte werden zum ersten Mal auf der Welt in den Dienst des modernen Verkehrs gestellt.

Es ist ein uralter Traum der Menschen, geheimnisvolle vulkanische Kräfte, die im Schoß der Erde schlummern, um da und dort jäh und unvermittelt zum Ausbruch zu kommen zu zähmen und in den Dienst der Technik zu stellen. Nun wird in Italien der erste große Schritt zur Bändigung dieser unterirdischen vulkanischen Kräfte getan. Ein ebenso kühnes wie gigantisches Projekt sieht die Ausbeutung der heißen Dampfstrahlen, die in dem vulkanischen Tal von Larderello, unweit von Pomarance in der italienischen Provinz Pisa, dem Boden entströmen, in einem Maßstab vor, wie er bisher noch nie angewandt wurde.

Schon seit 119 Jahren gibt es in Larderello eine eigene Gesellschaft, die sich die Ausbeutung der vulkanischen Geiser, jener heißen Quellen, die in gewissen Zwischenräumen springbrunnenartig in die Luft sprudeln, zum Ziele gesetzt hat. Freilich beschränkte man sich zu allererst damit, aus dem kostenlosen heißen Wasser Nutzen zu ziehen. Allmählich aber entstand hier eine eigene chemische Industrie, die aus dem ausströmenden Dampf Borsäure erzeugte. So ist Larderello, das man einst als einen Ort, an dem „unterirdische Dämonen" ihr Unwesen treiben, betrachtete, schon sehr früh zu einem Mittelpunkt der Borsäuregewinnung geworden. Später lernte man dann auch, aus den heißen Dampfstrahlen Ammoniumsulphat, Sodium und Magnesium zu produzieren. Schließlich begann die Gesellschaft im Jahre 1914, den dem Erdinnern mit gewaltiger Kraft entströmenden Dampf zur Stromgewinnung zu benutzen. Man errichtete mit großen Kosten hier ein Elektrizitätswerk, das heute bereits sehr billig den Lichtstrom für eine ganze Anzahl von Städten und Gemeinden der Provinz, darunter auch für die Stadt Pisa selbst, liefert.

All ihren bisherigen Unternehmungen setzt nun die erwähnte Gesellschaft, an deren Spitze der Fürst Piero Ginori Conti steht, durch ein kühnes Projekt die Krone auf, das bis zum Jahre 1939 die italienischen Eisenbahnen in die Lage versetzen wird, ihre elektrischen Züge mit gebändigten vulkanischen Kräften anzutreiben. Man hat in Larderello vor kurzem einen mächtigen Dampfgeiser erbohrt, mit dessen Hilfe ein neues gigantisches Kraftwerk betrieben werden soll, das, wie die Gesellschaft mitteilt, jährlich nicht weniger als eine halbe Milliarde Kilowattstunden erzeugen kann — genug, um die gesamten italienischen Staatsbahnen, soweit sie elektrifiziert werden, mit Strom zu versorgen. Der Bau dieses Kraftwerkes, das — ein wahres Wunderwerk der modernen Technik! — die vulkanische Kraft des Geisers in elektrischen Strom umsetzen soll, ist soeben in Angriff genommen worden, und wird, wie das Projekt es vorsieht, bis zum Jahre 1939 beendet sein.

Dann wird es zum erstenmal möglich sein, daß ungebändigte Naturkraft in den Dienst des neuzeitlichen Verkehrs gestellt wird, daß die brodelnden heißen Dampfstrahlen von Larderello, gehorsam der Hand der Ingenieure folgend, sich in Kraftstrom verwandeln, der zahllose Eisenbahnzüge durch das Land zieht. Die ganze Welt verfolgt die Durchführung dieses Projektes mit Bewunderung, und vor allem in Gebieten mit vulkanischer Tätigkeit, also in Kalifornien, Neuseeland, Island und Alaska begegnet das Experiment von Larderello ganz besonderem Interesse und wird sicherlich sehr bald Nachahmung finden.

Dies nebenbei

Der Nordlandfahrer, der im Juli nach Spitzbergen kommt, erlebt eine große Ueberraschung. Er war auf eine rauhe Gletscherwelt gefaßt, und nun sieht er einen Blumenteppich in frischen bunten Farben vor sich, der allerdings nur wie ein Saum den Bergen vorgelagert ist, in deren Mulden auch jetzt noch der Schnee sich gehalten hat, so daß sie wie gestreift aussehen. Die Berge stoßen fast unmittelbar ans Meer, ohne den Uebergang von grünenden Matten und Tälern, an den wir in unserer Bergwelt gewöhnt sind. Auf dem schmalen Streifen des Vorlandes aber ruht die Mitternachtssonne in ganz kurzer Zeit eine strahlende Blumenpracht ins Leben. Schnell ist die Schneedecke weggeschmolzen, und der Pflanzenteppich, der darunter ruhte, saugt die Feuchtigkeit wie ein ausgedörrter Schwamm auf. Die Temperatur steigt im Sommer auf 12 Grad Celsius, und die Wärmestrahlen werden vom Boden sehr intensiv aufgenommen. Trotz der außerordentlichen Kälte im Winter haben die Pflanzen keine besonderen Schutzmittel dagegen, nur daß sie sich dicht zusammendrängen und Polster bilden, so daß Blättchen und Stengel ein fast undurchdringliches Gewirr bilden und sich gegenseitig schützen. Diese zunächst sehr überraschende Tatsache wird bei näherer Betrachtung verständlich: die Temperaturgegensätze sind im arktischen Gebiet so groß, daß auch die zweckmäßigste Ausbildung von Schutzmitteln ihnen gegenüber wirkungslos bleiben müßte. Bei einer Temperatur von minus 25 Grad Celsius in einer Tiefe von achtzig Zentimetern kann keine noch so dichte Hülle, kein noch so fester Abschluß nach außen die Pflanzen vor dem Erfrieren schützen. Man muß vielmehr annehmen, daß der feinere Bau einer hochnordischen Pflanze derart ist, daß entweder ein Gefrieren des Protoplasmas als des Trägers des Lebens nicht eintritt, oder daß es imstande ist, selbst nach weitgehender Abkühlung wieder zum Leben zu erwachen. Es ist bekannt, daß es Pflanzen gibt, bei denen das Protoplasma diese Fähigkeit besitzt, so vermögen die Spaltpilze, besonders deren Fortpflanzungsorgane, die Sporen, ohne irgendein mechanisches Schutzmittel ungewöhnlich hohe und ungewöhnlich niedrige Temperaturen zu ertragen. Daß die arktischen Pflanzen sich so außerordentlich schnell entwickeln, bewirkt außer der zunehmenden Wärme auch die strahlende Helligkeit der Mitternachtssonne mit ihrem steten intensiven Licht. Sie bescheint die Pflänzchen ununterbrochen wochenlang, und diese flutende Lichtfülle, die auf den vom Schmelzwasser der Gletscher durchdrungenen Boden greift, ist das treibende Moment, das die zarten Pflanzen auf den kurzen Sommer vorbereitet. Wenn im August der arktische Herbst beginnt, werden von ihnen Winterknospen angelegt, die in lebensfähigem Zustande die furchtbare Kälte des Polarwinters überdauern, und so genügt die kurze warme Sommerzeit, die sich in die Monate Juni und Juli zusammendrängt, um die vorgebildeten Blüten zur vollen Entfaltung zu bringen.

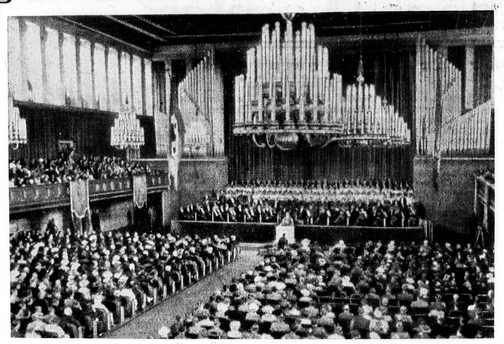
*

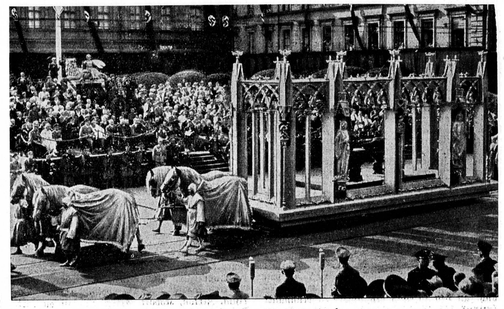
Die Zahl der wagemutigen Segler, die in einer Nußschale die Reise um die Welt machen, wächst anscheinend immer mehr. Soeben ist wieder ein junger Amerikaner Dwight Long aus Seattle nach einer dreijährigen Kreuzfahrt um die Welt, auf der er 48 000 km in einem etwas über zehn Meter langen, aber kräftig gebauten Boot zurücklegte, in Ramsgate eingetroffen, wo er lebhaft von Freunden und Seglern begrüßt wurde. Er kam mit seinem zweimastigen Boot „Idle Hour" mit Verspätung an, da er gerade zuletzt noch von einem heftigen Sturm gepackt wurde; „In Freund, der ihm aus Amerika nachgereist war, wurde dabei im Kanal über Bord gespült, und es war nur mit Mühe gelungen, ihn zu retten; dann aber riß das Großsegel, und es dauerte lange, bis der Schaden repariert werden konnte. Als Long im September 1934 Seattle verließ, war ein alter Schulfreund bei ihm, aber dieser konnte die Mühseligkeiten der Fahrt nicht vertragen, so daß er geisteskrank wurde und in einer Nacht zwischen San Diego und Honolulu ihn überfiel und mit einem Stahlbolzen über den Kopf schlug. Auf dieser Strecke war zufällig ein zahlender Gast an Bord, der dem Angegriffenen zu Hilfe kam; sonst hätte die Kreuzfahrt schnell ein Ende gefunden. Obwohl die Aerzte in Honolulu, wohin Long gebracht wurde, ihn schon aufgegeben hatten, wurde er wieder gesund. Die beiden folgenden Jahre war nur ein eingeborener Diener sein Begleiter auf der Fahrt.

*

Eine furchtbare Szene ereignete sich, wie aus Allahabad berichtet wird, in einer der letzten Nächte in einem indischen Zuge, der nach Borcly fuhr. Es war fast Mitternacht, als der Zug auf einer kleinen Station hielt, die nicht weit vom Dschungel entfernt lag. Die Insassen eines Abteils dritter Klasse waren alle eingeschlafen bis auf einen, der ein Buch las. Dieser hörte Schläge gegen die Wand des Abteils und da er glaubte, daß ein Reisender sich verspätet hätte und in den Zug steigen wollte, erhob er sich und öffnete die Tür. Mit Entsetzen sah er jedoch die schillernden Augen eines riesigen Leoparden vor sich, der sich auf das Trittbrett des Wagens gekauert hatte. Ehe der Unglückliche noch Zeit hatte, die Tür wieder zuzuschlagen, sprang das Tier in den Wagen, stürzte sich auf ihn und schlug ihn nieder. Ein zweiter Reisender, der ihm zu Hilfe kommen wollte, erlitt dasselbe Schicksal Dann beschäftigte der Leopard die übrigen Reisenden, die vor Schreck völlig gelähmt auf ihren Bänken saßen, und nachdem er überallhin durch den Wagen gegangen war, sprang er mit einem großen Satz durch ein offenes Fenster und verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Die ganze blutige Tragödie spielte sich mit Blitzesgeschwindigkeit ab.

Zur Einweihung des Hauses der Deutschen Kunst in München





Mit dem für die deutsche Kunstgeschichte denkwürdigen 18. Juli 1937 war die Stunde gekommen, in der der Führer den wundervollen Bau des „Hauses der Deutschen Kunst", der in seiner edlen Form ein steingefügter Hymnus der Gestaltungskraft, des Schönheitssinnes und der Kunstliebe des jungen Deutschlands ist, feierlich einweihen und zugleich die „Große deutsche Kunstausstellung 1937", die erste repräsentative Schau der bildenden Kunst im Reiche Adolf Hitlers eröffnen konnte. Schon am Vorabend bewegten sich im Märchenglanz der Illumination, im Zauber des Festschmuckes und gepackt von den Klängen der musikalischen und gesanglichen Aufführungen Hunderttausende in der Stadt.

Nach der Einweihung des Hauses der Deutschen Kunst

Der Führer im Gespräch mit Reichskriegsminister Generalfeldmarschall v. Blomberg und Reichsaußenminister Frhr. v. Neurath. (Pressephoto, Zander-K.)

Bild Mitte:

Gauleiter Wagner eröffnet die Feierlichkeiten zum „Tag der Deutschen Kunst"

(Funkbild, Pressephoto, Zander-K.)

Bild oben links:

Festlicher Empfang der Presse beim „Tag der Deutschen Kunst"

Mädchen in weißen Gewändern bildeten Spalier auf der großen Treppe des Maximilianeums, in dem Reichspressechef Dr. Dietrich zur in- und ausländischen Presse sprach. (Pressephoto, Zander-K.)

„2000 Jahre deutsche Kultur" →

Die gotische Plastik im Festzuge vor der Ehrentribüne. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Der spanische Botschafter in Berlin angekommen

Der neue Botschafter der spanischen Nationalregierung, Marquez de Magaz, traf in Berlin ein, wo er im Namen des Auswärtigen Amtes von Herrn v. Reichart begrüßt wurde. (Scherl Bilderd., Zander-K.)

Die Sieger des zweiten Tages des Internationalen Reit- und Springturniers auf dem Reichssportfeld

Unser Bild zeigt den Sieger in der Dressurprüfung, Rittmeister Peter Jensen (Dänemark) und Hauptmann v. Barnekow, der auf „Olaf" im Jagdspringen (Klasse Sa) siegte. (Weltbild, Zander-K.)

Zu den Kämpfen im Fernen Osten

10 000 Mann Japanische Truppen stehen vom Nordufer bereit vor Peipings Toren. In der letzten Zeit sind ständig japanische Truppen zur Verstärkung nach Nordchina gesandt worden. (E. Zander-Archiv, K.)

Oberst Koc beim Attentat unverletzt

Auf den bekannten polnischen Politiker Oberst Koc, der einer der führenden Köpfe der polnischen antibolschewistischen Bewegung ist, wurde ein Attentat verübt, das für ihn glücklicherweise ohne Folgen abging. Der Attentäter selbst wurde von der Bombe zerrissen. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Von den großen Flottenmanövern in England

Die Manöver brachten in erster Linie Küstenverteidigungsübungen, die der Abwehr von Flugzeugangriffen dienten. — Aufklärungsflugzeuge versuchen, die Stellungen der Küstenverteidigungskräfte zu erkunden. (Atlantic, Zander-K.)

Minkas Tochter

Von Berthold Schoenfelder

Die „Mintje van Maien", Rotterdam—Hamburg—Rotterdam—Portsmouth, barg außer Gütern verschiedener Art, einem Kapitän und weiteren fünfzehn Mann, Terry, dem Hunde des Kapitäns, und allerhand kleinerem Getier von vier bis sechs Füßen, von dem man meist nicht sprach, auch die Katze Minka. Während Terry auf dem schmalen roten Sofa der Kapitänskajüte lag und seine Pfoten leckte, lag die Minka in einem dunklen, engen Verschlage unter der Treppe zur Back auf einem Lager von altem Segeltzeug, einem zerlappten Seemannshemd und des Bootsmannes Hendriks wollener Mütze, die jenen verschwunden war, und gab unbeschwert von der schwarzen Tiefe unter den Planken, der unruhigen, rollenden See und dem unburchdringlichen gefürchteten Nebel des englischen Kanals, der die Sirenen unsichtbarer Schiffe aufheulen ließ wie in Angst und Todesnot, drei jungen Katzen das Leben.

Es waren alles drei kräftige Tiere, Zwei waren über den ganzen Körper dunkel gebändert auf jenem merkwürdig grünlichgrauen Untergrund, das dritte war schwarz bis auf die weißen Pfoten, die weiße Schwanzspitze und natürlich auch den unregelmäßig zackigen weißen Fleck auf der Brust.

Sie gediehen des weiteren sichtlich unter dem Wohlwollen der gesamten Mannschaft, von denen das des Kochs für Minka das einträglichste war.

*

Nach einer Anzahl Rundfahrten aber wurden der „Mintje van Maien" vier lebhafte Katzen zuviel. Rotterdam—Hamburg—Rotterdam—Portsmouth, als sie wieder einmal in Hamburg waren, nahm die beiden getigerten Brüder ein Norwegendampfer an — zusammen, da der eine dem anderen so ähnelte wie sein Spiegelbild —, und sie versprachen auf diese Art noch beieinander zu bleiben. Minkas Tochter aber, die schwarze mit den weißen Zeichen, ging anläßlich eines nächtlichen Landausfluges an Bord des Amerikaners „Golden West", erwarb sich dort Freunde und fuhr, kaum daß die blaugraue Augenfarbe der frühen Jugendzeit dem leuchtenden Bernsteingelb der erwachsenen Katze zu weichen begann, mit über den Ozean. Minka aber setzte sich gern über das Verschwinden ihrer großen Kinder hinweg und nahm mit Wohlwollen wieder mehr Bequemlichkeit und das alleinige Besitzrecht an der „Mintje van Maien" an.

*

Mit der „Golden West" kreuzte Minkas Tochter an der Ostküste Nordamerikas über die blühenden Halifax, Boston, Philadelphia und Baltimore, lernte dann im mexikanischen Golf die Tropen kennen mit Palmenstrand und grünen Urwaldstürzen hinter weißschäumender Brandung und blankgewaschenen dunklen Riffen. Sie querten unangefochten die türkische Karaibensee und landen in Maracaibo in Venezuela an. Darauf fuhren sie zurück nach New York. Minkas Tochter verließ hier das Schiff und tauchte unter im Dunkel der Speicher und Docks von Long Island.

Auf tauchte sie später wieder in Rio de Janeiro, wo sie im letzten Augenblick an Bord der Viermastbark „Tampico" sprang, die Kurs auf Kapstadt nahm.

Sie wechselte nun die Schiffe wie ein elegante Frau ihre Handschuhe. Sie war voll erwachsen — ein kräftiges schönes Tier.

Mit dem Standinavier „Sigmund Torleifson" sagte Minkas Tochter die Strecke Callao—Jaufone—Guayaquil zurück; mit dem Amerikaner „Monomahela" die Fahrt Antofagasta—Caymanal, mit dem Engländer „Brother Hall" Singapur—Colombo—Bombay—Colombo—Kalkutta.

Mit einem Holländer — er trug die bezeichnende Selbstzufriedenheit seiner Eigner zur Schau in den purpurroten Nasen „Ons genoegen" — erlitt Minkas Tochter ihren ersten Schiffbruch. Das war in der Nähe der Sibsteeinsel Manihiki, etwa 160 Grad westlicher Länge bei zehnen südlicher Breite, und die Sonne hatte ihren glühenden Glast über Deck, während sich die See allmählich bis zur Reeling der sinkenden „Ons genögen" erhob. Die schwarzweiße Katze aber hyrang nach in das absinkende Boot, und dieses begegnete fünf Tage später einem Passerdampfer. Die Passagiere überschütten die Geretteten mit Bezeugungen ihrer Freundschaft und ihres Mitleides. Und Minkas Tochter ließ es sich wohlschmecken, aber sie hing nicht ihr Herz daran.

Sie suchte keine Freundschaften und brauchte keine Anlehnung und Stütze. Sie hatte, wie alle nicht domestizierten erfahrenen Tiere, einen außerordentlich feinen Spürsinn den Menschen gegenüber, mit denen sie zusammen kam, und sie waren ihr meistens gleichgültig. Sie hielt immer mehr zu dem Schiff, auf dem sie gerade fuhr, als zu dessen Mannschaft. Freilich trieb sie sich gern im Reiche des Kochs herum, und sie erlegte ihren Zoll hierfür, allerdings nur, wenn es ihr gefiel, indem sie als Schiffskatze den Schiffsratten ein böses Leben bereitete. Als sie mit der Zeit erfahrener, und man möchte fast sagen urteilsfähiger wurde, unterzog sie sich diesen Rattenjagden gelegentlich offiziell — das heißt also unter den Augen möglichst vieler Schiffsmenschen. Das brachte ihr größere Beliebtheit ein und erwarb ihr eine gewisse Gleichberechtigung und Achtung als eines dienst- und pflichttreuen Tiers. Einmal aber schlug sie doch eine Freundschaft, die man wohl so bezeichnen kann, und die nach längerer Dauer nur aus zwingenden Umständen ein klares, artgemäßes Ende nahm. Wo sich die Wege trennten ....

*

Während der deutsche Klipper „Kreuzfahrer" aus irgendeinem kleinen Lavantehafen auslief, fand es Minkas Tochter für unterhaltend, die Schanzverkleidung ihres neuen Schiffes hinan zu wandeln — zur rechten, steil unter ihr, die See, zur linken, in einigem Abstand, straffgespannte, nach oben laufende Taue. Das Mittelmeer verhielt sich an diesem Morgen nicht ruhig und träumerisch, wie es ihm seinem Rufe nach zukam, so als schweige es schlummernd in seiner großen Vergangenheit, sondern erschütterte wirklichkeitsnahe, lebendig und unberechbar den kurznehmenden „Kreuzfahrer" in zunehmenden Maße mit kräftigen Stößen. Da umfaßten zwei Hände den Körper der schwarzweißen Katze, hoben sie in sanftem Schwung hoch und setzten sie einige Fuß tiefer auf Deck. „Ein stärkerer Schlag steuerbords und du verlierst hier den Halt, fällst ins Wasser und all dein Jammern nachträglich ist vergebens —!" bemerkte eine Stimme dabei.

Die Katze verstand die Worte natürlich nicht, aber sie fühlte wohl auf geheimnisvolle Weise eine plausible Begründung dieses Eingriffs in ihr Tun und Lassen, und sie verzieh ihn sofort. Mehr noch; sie blieb stehen, wo jeder, der sie näher kannte, sie schon in langen lautlosen Sätzen entfliehen dachte — sie erklärte sich zu diesem Vorgang begreiflicherweise nichts, — hob den Kopf und betrachtete ruhig und unverlegen den Mann, der zu den Händen — diesen sympathischen Händen — gehörte. Es war Korl Sluters, gebürtig aus einem hannoveranischen Nest, reichlich fünf Schuhe hoch, ziemlich rotbaarig, mehr handfeste als verbindlich-elegante Haltung, im Augenblick Pfeife kalt rauchend. Korl Sluters musterte Minkas Tochter ebenfalls. Endlich sagte er, kopfnickend, im Anschluß an seine letzten Worte: „Nun, nun, so ist es." Dazu stopfte er die Pfeife aus dem Tabaksbeutel, den er in der rechten Hosentasche suchte und in der linken fand. Schließlich gingen sie, Katze und Mensch, jeder ihres Weges.

Am Abend — das Wetter hatte sich längst aufgeklärt — saß Korl Sluters in der Freiwache auf Deck. Da sah er fünf Schritte neben sich die schwarzweiße Katze hocken. „He — — Antje!", rief er sie munter an. Antje, das war eine kleine rotkunte Katze seiner Jugendzeit. Die Schwarzweiße wandte den Kopf und blickte ihn mit ihren großen Sphinxaugen sekundenlang an.

Dieses Zusammentreffen der beiden war wohl kein Zufall, und man merkte in nächster Zeit ganz allgemein am Bord, daß die Schiffskatze sich gern in Korl Sluters Nähe ihrer philosophischen Ruhe, vielleicht auch ihren Betrachtungen hingab.

Eines Vormittages geschah es, daß Antje — wie sie nun endgültig auf dem „Kreuzfahrer" hieß — unter Deck den Gang zur Back entlangschlenderte. Auf diesem Pirschgang durch die Revier stieß sie plötzlich auf ihren Freund, den Maaten Korl, der gerade mit unendlicher Vorsicht eine Tür zuzog. Antje blieb stehen. Korl Sluters drehte sich lautlos um. Eine Ratte kam in sein Blickfeld, er unterdrückte darauf anscheinend mit Mühe einen Freudenschrei und winkte ihr heftig zu, heranzukommen. Gebärde und Ausdruck waren so zwingend, daß Antje zögernd einige Schritte tat. Maat Korl kam ihr entgegen, faßte sie wieder mit beiden Händen wie damals auf der Schanzverkleidung und setzte sie ab vor der eben verschlossenen Tür, die stumpfe graue Nase dicht vor der Türritze. Dann öffnete er langsam die Tür, und oben schob sich fein und unten Antjes Kopf ins Zimmer. Drinnen arbeitete eine große Ratte laut an einer Kiste, kehrte ihnen den Rücken zu und hörte sie nicht! Antjes Ohren straften sich jäh und ihre grüngelben Seher schimmerten gefährlich auf, bekamen den pfeilgeraden, genau zwischen Ausdruck lauernder Grausamkeit. Sie schoß auf die Ratte zu, dicht am Boden — ein schwarzer Schatten auf dem unerhört präzisen und weichen Schlagseilwerk ihrer weißen Pfoten. Das Gleich der Katze im Nacken sprang die Ratte schrill kreischend hoch und riß Antjes Vorderkörper mit sich. In diesem Augenblick lösten sich aus dem Dunkel der Wand noch mehrere gewaltige Ratten, fuhren auf die Kämpfenden zu, daß ihre häßlichen nackten Schwänze den Boden fegten. „Zakeltig, freches!" erboste sich Korl Sluters, sprang in den Raum und intervenierte mit einem blitzschnell aufgelesenen Seefiefel. Der Wurf traf eine Ratte so gut, daß sie erst die Besinnung zurückgewann, als Korl Sluters schon persönlich über ihr war, und da war es für sie zu spät. Antje zog unterdes einen zweiten Angreifer, der mit seinen großen Nagezähnen von ihrer Schulter jetzt wieder nicht schnell genug frei kam, die freie Krallenpfote über die Augen und erteilte ihm darauf den bewährten Nackenbiß mit derselben Sicherheit, mit der ein guter Torero seinen Degen in das Herz des Kampfstieres stößt. Die anderen Ratten waren verschwunden, einzig Antjes erstes Opfer rang erreichbar mit dem Tode. Korl Sluters und Antje nahmen sich des Verwundeten an und verließen darauf mit ihrer Beute im Triumph den Raum.

Draußen im Gange begegneten sie dem ersten Steuermann, der mit dem Koch und zwei Decks hands daherkam. Und vor diesem ausreichenden Publikum führte nun Antje eine ihrer Komödien auf. Sie ließ die Ratte, die sie im Fange trug, fallen, ging steifbeinig zwei Schritte zurück, knurrte hörbar, und ihre Augen phosphorisierten im Halbdunkel des Ganges. Dann schlug sie mit dieser Wildheit Krallen und Zähne von neuem in die tote Ratte. Korl Sluters sekundierte ihr sehr gut, indem er im rechten Moment die beiden anderen Opfer an den Schwänzen hochhob und Antje laut als Würgerin pries. Es verlief sehr eindrucksvoll.

Am Abend saß Antje wieder bei Korl Sluters vorn vor dem Mast, und zwar, wie es doch noch nicht vorgekommen war, auf Armeslänge neben ihm. Da streckte der Hannoveraner die Hand aus und strich ihr sacht über den Kopf. Und Antje legte den Kopf zurück, legte die Ohren flach in den Nacken, schloß die Augen zu schmalen Mongolenschlitzen, und ihre dunklen starren Barthaare schienen zu vibrieren im tiefen behaglichen Schnurren . . .

So erklomm ihre Freundschaft einen weiteren Grad. Ein Grad, der bei Antjes extrem eigenwilligen und selbstgenügsamen Format schon vieles bedeutete.

Sie kreuzten auf dem „Kreuzfahrer" noch manchen Monat, und hörten manche Brandung brüllen, sie besuchten Nordlandsküsten, bei denen das Landeinnere abgründige Traurigkeiten der Oed- schaft und unheilvoll zugleich hinter einigen Nebeln verbarg, und glitten aus Nilfhelm zurück in grelle Sonnenfluten des Südlandes; sie pendelten zwischen den Wendekreisen des Krebses und des Steinbockes, und umschwammen das Südap des einst schwarzen Kontinents. Aber dann, in Kapstadt, verließ Korl Sluters das Schiff — das weiter nach Australien fuhr — da er aus zwingenden Gründen endlich nach Hause mußte. Und das seltene, von allen erwartete Wunder geschah: die Schiffskatze Antje ging mit ihm von Bord! Im Wirrwarr des morgenländischen Hafens hielt er sie auf dem Arm, und sie legte die Pfoten auf seine Schultern, als sei sie ein kleines, der Anteilnahme bedürftiges Krüchen von Ueberaller . . .

*

„Es ist", sagte Korl Sluters zu Kapitän Digger von der „Chrystie-Maud Beverley", „also das: Ich bringe erstens eine Katze mit an Bord, möchte zweitens nicht in Dollars, sondern in englischen Pfunden ausgezahlt werden, und das, drittens, bis spätestens, allerspätestens 17. Mai in Hamburg."

„Vornehm!" entgegnete Digger nach kurzem Schweigen in respektvollem Ton. „Vornehm! Muß es zugeben. Zu meiner Zeit freilich pflegten die Maate — — aber das interessiert Sie ja nicht . . . . Des ferneren wünschen Sie Arbeitsstunden nach Wohlbefinden, sowie eine Kabine mit Bad und Plüschsofa —. Etwaige Sonderwünsche —?"

Das schönste Spielzeug — ein lebender Teddybär
(Scherl Bilderdienst, Zander-M.)

Jedoch nach fünf Minuten schon, denn er neigte nur zu flüchtigem Schmerz, äußerte der Herr der „Christie-Maud Beverly": „. . . Anfang Mai sogar schon hoffe ich in Hamburg zu sein; und zu Herzlins blödem Kakadu und Mac Toclanes beiden Schildkröten und den Eintagsaffen löblicher dreier Viertel seiner Landsleute kommt hier in Kapstadt noch der halbe Dschungel an Bord. Tiger, Leoparden, Mammute, Walrösser, was weiß ich — wenn Ihre Katze ein verträgliches Tier ist und seinen Unfrieden stiftet unter den Leuten — —"

Die Mammute und Walrösser fielen weg. Zwei Leoparden kamen zuerst. Dann sieben Tiger. Riesige Burschen der nordindischen Wälder am Fuße der Himalaya. Sie tanzten vor Wut einen rasenden Step in den eisernen Käfigen. Sandige Staubwolken stiegen vom Strande, brannig schien die Sonne, geschmpft kleinen Affen, die zum Schlusse nachfolgten in diesen Dunstkreis des Dschungeltodes, erfüllten das Deck mit den spitzen und ächzenden Schreien ihrer Angst und Verzweiflung.

Als die Tigerkäfige alle an Bord standen, umhüllte dämmender, scharfer Raubtiergeruch das Schiff wie fallender Nebel, und die buntschillernden, grotesken Vögel und Spitzkatzen

Am Abend saß Antje wieder bei Korl Sluters vorn vor dem Mast, und zwar, wie es doch noch nicht vorgekommen war, auf Armeslänge neben ihm. Da streckte der Hannoveraner die Hand aus und strich ihr sacht über den Kopf. Und Antje legte den Kopf zurück, legte die Ohren flach in den Nacken, schloß die Augen zu schmalen Mongolenschlitzen, und ihre dunklen starren Barthaare schienen zu vibrieren im tiefen behaglichen Schnurren . . .

So erklomm ihre Freundschaft einen weiteren Grad. Ein Grad, der bei Antjes extrem eigenwilligen und selbstgenügsamen Format schon vieles bedeutete.

Sie kreuzten auf dem „Kreuzfahrer" noch manchen Monat, und hörten manche Brandung brüllen, sie besuchten Nordlandsküsten, bei denen das Landeinnere abgründige Traurigkeiten der Oed- schaft und unheilvoll zugleich hinter einigen Nebeln verbarg, und glitten aus Nilfhelm zurück in grelle Sonnenfluten des Südlandes; sie pendelten zwischen den Wendekreisen des Krebses und des Steinbockes, und umschwammen das Südap des einst schwarzen Kontinents. Aber dann, in Kapstadt, verließ Korl Sluters das Schiff — das weiter nach Australien fuhr — da er aus zwingenden Gründen endlich nach Hause mußte. Und das seltene, von allen erwartete Wunder geschah: die Schiffskatze Antje ging mit ihm von Bord! Im Wirrwarr des morgenländischen Hafens hielt er sie auf dem Arm, und sie legte die Pfoten auf seine Schultern, als sei sie ein kleines, der Anteilnahme bedürftiges Krüchen von Ueberaller . . .

*

„Es ist", sagte Korl Sluters zu Kapitän Digger von der „Chrystie-Maud Beverley", „also das: Ich bringe erstens eine Katze mit an Bord, möchte zweitens nicht in Dollars, sondern in englischen Pfunden ausgezahlt werden, und das, drittens, bis spätestens, allerspätestens 17. Mai in Hamburg."

„Vornehm!" entgegnete Digger nach kurzem Schweigen in respektvollem Ton. „Vornehm! Muß es zugeben. Zu meiner Zeit freilich pflegten die Maate — — aber das interessiert Sie ja nicht . . . . Des ferneren wünschen Sie Arbeitsstunden nach Wohlbefinden, sowie eine Kabine mit Bad und Plüschsofa —. Etwaige Sonderwünsche —?"

Jedoch nach fünf Minuten schon, denn er neigte nur zu flüchtigem Schmerz, äußerte der Herr der „Christie-Maud Beverly": „. . . Anfang Mai sogar schon hoffe ich in Hamburg zu sein; und zu Herzlins blödem Kakadu und Mac Toclanes beiden Schildkröten und den Eintagsaffen löblicher dreier Viertel seiner Landsleute kommt hier in Kapstadt noch der halbe Dschungel an Bord. Tiger, Leoparden, Mammute, Walrösser, was weiß ich — wenn Ihre Katze ein verträgliches Tier ist und seinen Unfrieden stiftet unter den Leuten — —"

Die Mammute und Walrösser fielen weg. Zwei Leoparden kamen zuerst. Dann sieben Tiger. Riesige Burschen der nordindischen Wälder am Fuße der Himalaya. Sie tanzten vor Wut einen rasenden Step in den eisernen Käfigen. Sandige Staubwolken stiegen vom Strande, brannig schien die Sonne, geschmpft kleinen Affen, die zum Schlusse nachfolgten in diesen Dunstkreis des Dschungeltodes, erfüllten das Deck mit den spitzen und ächzenden Schreien ihrer Angst und Verzweiflung.

Als die Tigerkäfige alle an Bord standen, umhüllte dämmender, scharfer Raubtiergeruch das Schiff wie fallender Nebel, und die buntschillernden, grotesken Vögel und Spitzkatzen kleinen Affen, die zum Schlusse nachfolgten in diesen Dunstkreis des Dschungeltodes, erfüllten das Deck mit den spitzen und ächzenden Schreien ihrer Angst und Verzweiflung.

Vor einem der Tiger aber errettete Minkas Tochter zwei Wochen später dem Maaten Korl das Leben. Es war eine klare Freundestat, da sie der Triebfedern des Eigennutzes und der berechnungslosen Absonderlichkeit ermangelte, welche Worte absoluter Selbständigkeit der einen zum anderen erhärtet wurden durch das Aufeinandergehen der beiden am Ende dieser Reise. Wobei — recht besehen — es freilich eigentlich Korl Sluters war, der ein anderer wurde, da er abbog in ein nach langen Jahren unabwendbares, festhaltes Ehoglück, während Minkas Tochter die blieb, die sie war.

Der Vorfall selbst, an einem jener unberechenbaren und gerade deshalb des öfteren genickbrechenden Zufälle hängend, geschah in folgendem Rahmen:

Die Raubtiere waren im Vorschiff untergebracht. Ebenfalls im Vorschiff, aber noch weiter vorn und auf der anderen Seite, steuerbords, lag, wie häufig, das Mannschaftslogis. Es war also nicht verwunderlich, daß, besonders in der ersten Zeit, die Leute ihrer Schaulust halber gern durch den Käfigraum gingen, und es war auch gar nichts dabei, denn die Käfige hatten wunderbar sinnreiche Verschlüsse und völliges Gitterwerk, es konnte gar nichts passieren.

Zu erwähnen wäre noch, daß beim Eintritt in den Käfigraum durch die hintere Tür die Aussicht auf die Reihe der Gittertüren zunächst verdeckt wurde durch einen in den Raum vorspringenden Lattenverschlag.

Eines Nachmittages aber klirrte einer der sinnreichen, schweren Verschlüsse, er war wohl am Morgen ein wenig hart angezogen worden, einfach durch. Materialschaden . . .

Als Korl Sluters gegen Abend die Tür öffnete, bemerkte ihn als erste Antje, die mit übertrieben schnellem Sprung herausschoß, kaum daß der Türspalt breit genug war. Korl Sluters schüttelte über seine Katze den Kopf. Er war erst zwei Schritt im Raum, die Tür ließ er offen, als ihn Antje erkannt haben mußte, denn sie war plötzlich quer vor seinem Fuß, und er stolperte über sie. „Aber Antje!" sagte er und tat einen weiteren Schritt. Da stand auch die Katze schon wieder vor seinem anderen Fuß, und er mußte einhalten, wollte er nicht über sie fallen. „Brrr", begann er und wollte ihr Vorhaltungen machen, da öffnete sie bald den kleinen roten Rachen und stieß einen kurzen abgebrochenen Laut aus. Es war wie ein leises, heiseres „ee . . . Er sah zu ihr hinab, und ihre Augen leuchteten in einem seltsam eindringlichen Ausdruck, den er nicht entziffern konnte. Jetzt merkte er auch, daß sie den Schwanz steil aufrecht hielt und ihr Fell sich sträubte, so daß sie viel größer und breiter und in höchster Erregung schien. Merkwürdiges Unbehagen umschlich ihn, ein unnennbares, unheimliches Gefühl. Er hob den Kopf und sah sich um und in den sichbaren Teil des Ganges hinter dem Gittenverschlag hinein. Aber alles schien leer, und es war ganz still. Trotzdem ging Korl Sluters zur Tür zurück und schloß sie hinter sich ab, und Antje glitt ihm mit schnellen, betreten Sätzen voran.

Die Wärter grinsten überlegen, daß bei den Tigern „etwas nicht stimmen sollte". Schließlich nahm einer eine Eisenstange und ein Grausbart nahm, mit manchem Spaß bedacht, ein Gewehr.

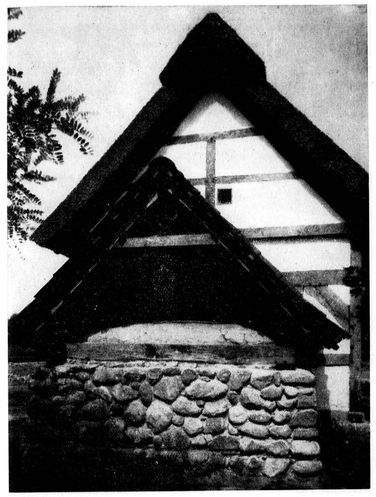
Als die Wärterkohorte um den Lattenverschlag bog, attackierte sie in voller Freiheit ein Tiger. Nun hatten sie zum Glück den Grantbart mit dem Gewehr und seiner Geistesgegenwart. Unglück im Glück aber, daß die Vollmantelgeschosse mit ihrem glatten Durchschlag den Tiger nicht früh genug abstoppten, so daß er noch zwei bis drei Männer wie Marionetten durcheinander warf, die darauf jene festlichen Tage auf der „Chrittie-Maud Beverley" im Gipsverband verbrachten.

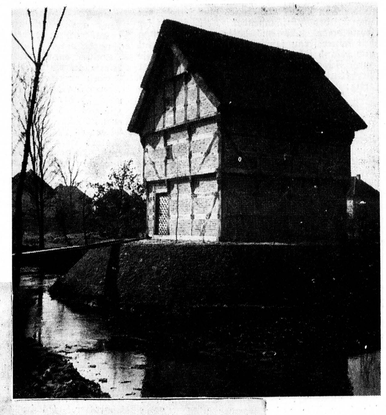
— Wie es zu sein pflegt, wurde Antje einige Tage lang viel bewundert, und Korl Sluters bekam mehrere Kaufangebote.

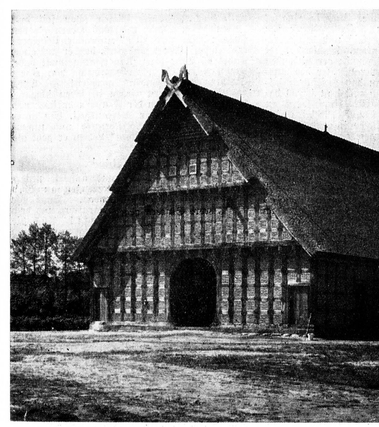
*

Aber er wollte und konnte sie so wenig verkaufen, wie er sie einst erwarb. Als sie in Hamburg waren, blieb sie eine volle Woche bei ihm in seinem Logis an der Grenze des Stadtbezirkes St. Pauli. In einem der alten trüben Häuser wartete des Hannoveraners künftig Erwerb und Heim. In den letzten Tagen führten sie merkwürdige stille Gespräche; einmal kam Korls Braut dazu: „. . . Du kannst es noch — ich nicht!", sagte er gerade, und Minkas Tochter sah ihn an. Da fand das alternde Mädchen: „Es war Zeit, daß du nach Hause kamst —!" und Minkas Tochter erhielt einen unsicheren, aueren Blick. „Nach — Hause —" wiederholte er langsam, Nein, dann sagte er nichts mehr. Am Tage der Hochzeit, ging Minkas Tochter von neuem über die Gangway, gewandt, unberührt, lebensfroh. Das Schiff war ein Ostindienfahrer.

Berthold Schoenfelder.







Der Quatmannshof mit Dreschturm und Göpel

Bäuerliches Gut bleibt bewahrt

Wie der Quatmannshof bei Oldenburg umgestaltet wurde

In Elster, einige Kilometer von Klopenburg, steht der stolzeste Bauernhof des oldenburgischen Münsterlandes, der Quatmannshof.

Wie eine kleine Festung wirkt der von einem Graben umflossene zweitötdige Spieker (Speicher), über dessen Eingangstür die Jahreszahl 1775 geschnitzt steht. Der Spieker trägt keine Fenster, sondern nur Luken, wodurch der wehrhafte Charakter dieses bäuerlichen Gebäudes noch verstärkt wird. Wie einst wird wieder demnächst eine Zugbrücke den Zutritt ermöglichen.

Gegenüber dem Quatmannshof liegt das Backhaus, das älteste Gebäude Südoldenburgs, das den Dreißigjährigen Krieg überstand und in seinen schweren Türbalken die Zahl 1614 zeigt. Der eigentliche Backofen ist aus Lehm erbaut, dem schwere Findlinge den Schutz nach außen geben. Erhitzt wird der Ofen nach alter Art mit Buchenscheiten, um dem Brote den richtigen Geschmack zu geben. Und seitwärts, wieder von einem breiten Graben umschlossen, ist die Burg Arkenstede aufgebaut, eine schlichte, aber in der Anlage wundervoll gegliederte Bauernburg, die als eigentliches Museum dienen soll und Verwaltungsräume, Lese- und Vortragssaal birgt. Der alte Schaffstall, der auf mächtigen Findlingen ruht, duckt sich mit seinem tiefgezogenen Schilf- und Heidedach an der moorigen Seeste unter knorrigen Eichen und wartet, bis wieder das Blöken der Schafe über die Weite des Museumsdorfes hallt. Dann das ist so der letzte Sinn der gesamten Anlage, daß sie für uns und unsere Nachfahren ein lebendiges Sinnbild niederdeutscher Bauernart bleibe, Vorbild und Anregung für die äußere und innere Erneuerung. Die ersten Erfolge zeigen sich schon. Nicht daß Professoren und Gelehrte messen und betrachten, vor allem soll der Bauer sehen und fühlen, was Bauernkultur ist und bedeutet, soll stolz darauf sein, soll wieder Gutes vom Kitsch unterscheiden lernen. Darüber hinaus soll der Handwerker, Künstler, Kunstgewerbler und Architekt Anregungen empfangen, es soll der Ort sein, an dem aus der Vergangenheit heraus Neues für die Gegenwart und Zukunft geschaffen wird, ein Denkmal niederdeutscher Art, ein Sinnbild neuerwachten deutschen Geistes. Noch manche Oxer und viele Tropfen Schweiß wird es kosten, bis das Werk vollendet steht. Erst ein Drittel des Gesamtplanes ist verwirklicht. Noch harren das Heuerhaus, eine Scheune, ein Wagenschauer, der große Dorfteich auf die Verwirklichung; der Dorfkrug, die Schmiede, die Mühle, das Schulhaus, die Kirche müssen noch erstehen, und vor allem müssen die Bewohner gefunden werden, die noch alte Art verkörpern und dem Ganzen die Seele geben. Denn der Besucher soll selbstgebackenes Brot essen, eigengebrautes Bier dazu trinken, der Schinken soll den herben Geschmack des Rauchkammers tragen, echte bäuerliche Gastfreundlichkeit soll den Besucher umwehen. Ein Ort der Erholung soll das Heimatdorf werden, in dem zu festen und Tagungen Tanz und frohes Spiel erklingt, ernsthaftes Arbeiten für Volk und Vaterland geleistet wird. So wird diese Schöpfung über das oldenburgische Münsterland hinaus für alle Zeiten für ganz Deutschland Bedeutung haben.

Oben links: **Der „Spieker" (Kornspeicher), der durch Wall und Graben zugleich eine Wehranlage war.** — Oben rechts: **Rückfront des alten Backhauses,**

Traulich ist's am Herdfeuer

(Photos und Text: R. Lindemann.)

An der Bahnstrecke Osnabrück — Oldenburg liegt das Städtchen Kloppenburg, der Mittelpunkt oldenburgischen Münsterlandes. Der Fremde, der den Ort betritt, begegnet allenthalben Wegweisern mit der Aufschrift: Zum Museumsdorf. Dabei wird ihm zunächst nicht klar, welch großes Werk sich unter diesen schlichten Worten verbirgt. Bei dem Worte „Museum" mag ihm ein leichtes Grauen überkommen; denn im Allgemeinen denkt man an wohlbehütete Räume, in denen von dem Einzelnen mehr oder weniger interessante Dinge betrachtet sein wollen, und heißt es dann noch gleich „Museumsdorf", so sieht man im Geiste schon eine gehäufte Ansammlung von seltenen Dingen, wenn man nicht gar ein Musterdorf vermutet. Was ist es mit dem Museumsdorf Kloppenburg?

Der Schöpfer und Leiter dieses Werkes, Herr Dr. Ottenjann, ein gebürtiger Münsterländer, führte schon seit vielen Jahren einen unermüdlichen Kampf um die Erhaltung der alten Bauernkultur. Mit Aerger sah er, daß Händler den schönen alten Bauernrat verschleppten, der dann eine städtische Wohnung zieren und nur zuoft verunzieren sollte. Dr. Ottenjann also begann zu sammeln und stellt die Stücke, da kein besserer Raum zur Verfügung steht, in den weiten Fluren des Gymnasiums auf. Da reiht sich eine Ofenplatte an eine Butterkerne, eine Mausefalle an eine Holzplastik, eine Truhe an eine Wiege. Man lächelt, aber bald gesellt sich ein Kammstock, ein Ohrensessel, ein Spinnrad und vieles andere dazu. Schließlich durchsucht Dr. Ottenjann systematisch Höfe und Dörfer und eine überreiche Sammlung entsteht, die einen geschlossenen bäuerlichen Kulturkreis zeigt, aus der sich sogar die Wirkungskreise einzelner Meister herausschälen. Es werden der Gegenstände so viele, daß man sie stapeln muß, so daß sie für den Besucher nicht mehr zugänglich sind. Daraus entwickelt sich der Plan, — denn das Museumshaus soll ja zu lebendiger Wirkung gebracht werden — jeden einzelnen Gegenstand in dem ihm zukommenden Raum und Gebäude unterzubringen. Aber neue Häuser zu bauen, um die Gegenstände unterzustellen, würde ja wieder ein Museum ergeben. Es müssen also schon alte Häuser sein, aber woher soll man sie nehmen . . .

Sein Besitzer will ihn umbauen, da das Haus in seinem jetzigen Zustande den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht. Da bot sich Dr. Ottenjann eine Gelegenheit, und er verlucht und es gelingt ihm, 1935 den Hof käuflich zu erwerben dank der Unterstützung des Gauleiters und der oldenburgischen Regierung. Der Hof wird abgetragen, Stein um Stein, Balken um Balken und dann sollen die lollgepackten Wagen hilfsbereiter Bauern und Fuhrunternehmer nach Kloppenburg, so daß am Himmelfahrtstage 1936 der Quatmannshof wieder in seiner alten Schönheit aufgebaut der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte.

Viel Mühe und große Sorgfalt war beim Aufbau nötig, sie alle, der Erbauer, die Handwerker, Zimmerleute und Maurer mußten lernen und umlernen, da sie vielfach die Handhabung der erforderlichen Geräte, die Bauweise nicht mehr kannten. Aber heute steht der Bau herrlich wieder da. Man wundert sich über die hohe handwerkliche Kunst wie über den Reichtum des Bauern, der sich dieses prächtige Haus vor 130 Jahren erbauen ließ. Ein Fachwerk aus reinem Eichenfernholz mit reichem Zierrat am mächtigen Giebel, dazwischen dunkelrote Ziegelfelder, darüber ein tiefreibendes, hellgrauschimmerndes Dach aus Schilf verleihen dem Hause das stolze Ansehen. Weithin beherrscht es mit seiner Länge von 45 Meter das grüne Feld. Auch das Innere ist bis in jede Einzelheit dem alten Stile angepaßt. Weiträumig die Diele mit den Stütz- und Tragebalken, von denen ein einzelner Balken fast 200 Zentner wiegt. Getragen werden die Balken an den Längsseiten von Ständern, die 60 cm im Gevierl messen. An die Diele schließt sich die breit vorgelagerte Küche mit dem riesigen Herdfeuer, dahinter die Stube mit Schränken und Truhen voll handgewebten Leinens.

Zur Seite des Quatmannshofes steht der achteckige Dreschturm mit dem Göpel darunter. Auf der andern Seite erstreckt sich der Vieh- und Hausgarten mit Bleichhütte und Windebrunnen. Hier regiert schon die junge Frau des Bauern, sie gräbt und pflanzt und erntet und bringt bäuerliches Leben nach alter Sitte und Art in Haus und Garten.

Wer fährt mit nach Afrika?

Begegnungen auf einer Fahrt über den Ozean

Wenn man die ersten hundert Runden auf einem Afrikaschiff hinter sich hat, wenn die Beine die berühmte Seemannsstellung als Normalstellung angenommen haben, dann kommt die Zeit, wo der Rauchsalon sich bevölkert. Nicht lange aber, denn Seegang kommt auf, das Schiff stampft, es schlingert, es rollt: Gangbords und Salons sind leer, und nur die Unentwegten üben sich an der genauen Einhaltung der Essenszeit und der Verringerung der ungeheuren Proviantlasten des Schiffes.

Ueber stimmungsvolle Eindrücke bei der Seefahrt, über Himmel, Wasser und Schiff ist schon unendlich viel geschrieben worden und soll deshalb hier nicht Gegenstand längerer Erörterung sein. Uns interessieren mehr die Menschen, die für Wochen eine Gemeinschaft bilden müssen, bis Afrika sie auseinmmt und den einen hierhin, den anderen dorthin führt. Welche Fülle von Beobachtungen kann man aber allein in drei oder vier Wochen Seefahrt machen! Sehen wir uns einmal um!

Spitzname „skatlichen" Ursprungs

„Och ja, Steward, geben Sie mir noch einmal einen Whisky. Diese verdammte Küste in Hamburg, der ganze Brustkasten tut einem ja weh!" Ein alter Johannesburger sprach; typischer Südafrikaner! Immer lustig aufgelegt, durch seine in 40 Jahren erworbenen Kenntnisse mit allen Einzelheiten südafrikanischen Landes aufs engste vertraut. Kurz „Eisbeyen" nennt ihn jeder von Johannesburg bis Pretoria. Dieser Spitzname hat „skatlichen" Ursprung; er fängt grundsätzlich immer bei siebenzehn an zu „reizen"! 40 Jahre ist er nun schon im Lande. Er heiratete eine Engländerin, die vor wenigen Jahren starb. Nach der Internierung im Kriege in den großen Camps von Pietermaritzburg wurde er „englisches Objekt", wie er sich scherzhafterweise bezeichnet. „Steward, noch einen Whisky, aber nicht soviel Soda, ich muß die Kälte Deutschlands eben mit konzentrierter afrikanischer Sonne austreiben. Ich kann die Kälte nicht mehr aushalten, und wenn man älter wird, kann man auch nicht mehr so wie man will." Und dann erzählte er aus seinem Leben. „Familienangehörige habe ich in Afrika nicht. Ich war jetzt 12 Monate in Deutschland bei einer alten stehenden Schwester in Berlin. Außerdem habe ich noch eine Schwester, die in Nordamerika verheiratet ist. Gebürtig bin ich aus dem Rheinland, dort wo der Rhein den großen Bogen bei Posen macht! Sprache...chen? Och, ich spreche nur deutsch, polnisch, englisch und afrikaans.

Man gewöhnt sich da mit der Zeit dran! Meine Fahrt mache ich unter eigenartigen Umständen. Die Zahl 13 ist es, die mich leitet: Am 13. Januar fuhr der Dampfer von Hamburg ab, am 13. fuhr ich mit der Eisenbahn von Berlin nach Hamburg, am 13. komme ich in Johannesburg an, und mit dieser Fahrt mache ich meine 13. Reise. Na, dann kann ja wohl nichts mehr passieren." — Wir sprachen über Deutschland. Man muß es dem deutschen Südafrikaner schon lassen, er pflegt seine verlorenen Ideologien, er lebt in der Wirklichkeit, er liebt sein Vaterland über alles, er hat seinen Stolz, den er sich trotz aller Nöte nicht nehmen läßt. Und man kann auch durchweg bekennen, es geht ihm gut so, er setzte sich durch.

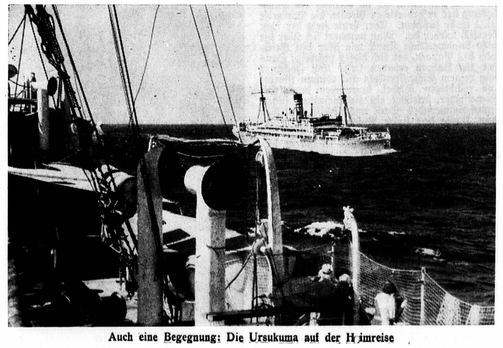
Schwesternarbeit an Bord. Sogar der Sandkasten fehlt nicht

Ein Löwenbändiger „von Format"

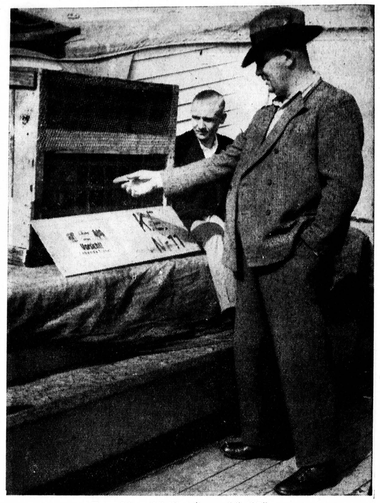
Gehen wir einen Tisch weiter! Eine hünenhafte Erscheinung überragt die Tischrunde. Man raunt sich zu, dieser Deutsche sei von Beruf Löwenbändiger. Ganz so wild wird er nun wohl nicht sein, denke ich mir, und wage mich in seine Nähe. Größe: 1.96 Meter! Für Schiffskojen ein wahrhaft gewagtes Maß! Mit der Löwenbändigerei ist es nicht ganz so schlimm, wie die Größe der Gestalt und vor allen Dingen die Größe der Hände (Waschbrettformat!) vermuten lassen. Immerhin hat er mit Tieren zu tun und lebt in einem sehr interessanten Beruf: er kauft Tiere für deutsche zoologische Gärten ein und bringt auch deutsche Tiere nach Afrika. „Ammerhin," meint „Siebzehn", er hat ein gutes Geschäft, auf hundert Pfund kommt es bei ihm nicht an, denn stabile Tierpreise haben wir in Afrika nicht." Bände könnten die Erzählungen unseres „Löwenbändigers" füllen, wohl schon 30mal fuhr er nach Afrika. Eine der interessantesten Typen seiner Bogegnungen war „Willem", der verdient, etwas „beleuchtet" zu werden. „Willem", ein Pommer, kam in jungen Jahren nach Australien und lernte hier eine Zirkusbesitzerin kennen, die er heiratete. „Willem", ein Bär von Kerl, ist Gemütsmensch, was besonderen „Niederschlag" in den Gewohnheiten seiner Gattin ihm gegenüber fand. Von Beruf Hufschmied war seine Frau immer der „beschlagende" Teil in dieser Künstlerehe. „Wilem" hatte in Verbindung mit seiner Frau seinen Zirkus gut ausgebaut und befand sich gerade wieder auf einer Reise durch Südafrika. Nichtkenner südafrikanischer Verhältnisse berührt es eigentlich etwas eigenartig: Zirkus im afrikanischen Busch! Und doch, das Geschäft lohnt sich, sind doch die Tiere durch das jahrzehntelange Fehlen von Jagdgesetzen so dezimiert, daß bei weitem nicht der zehnte Teil der Bevölkerung den einen Löwen in freier Wildbahn gesehen hat. Außerdem hat „Willem" einen hervorragenden, dressierten Tierbestand; davon weiß unser Löwenbändiger zu berichten. Nebenbei bemerkt, und um die Wichtigkeit des Willemschen Unternehmens zu unterstreichen, „Grog", der große schweizerische Clown, war in Willems Zirkus beschäftigt.

Ein echter Farmer aus Südwest-Afrika gesellt sich zu uns. Er war mit seiner Frau in Deutschland und weiß nicht genug über seine herrliche Reise und seine tiefen Eindrücke die er in Deutschland gewann, zu erzählen. Seine Farm hat die sogenannte „Karakul-Zucht", Schafe mit kurzer, krauser Wolle, die den im Handel bekannten „Persianer" hergeben. Mit aller Hingabe lieben unsere Deutschen in Süd-West dieses ehemals deutsche Land und trotz aller Mühen und Entbehrungen haben sie sich ihr Deutschtum erhalten. Seinen Bericht über seine zweite Heimat schloß der Farmer mit „An Südwest geht's aufwärts!" — Fremde Sprachen, nein, die beherrschte unser Farmer nicht. „Was sollen wir in Südwest auch damit? Neulich kam der Magistrat zu mir, und ich mußte ihm auf seine englische Ansprache hin antworten: Das englische Bürgerrecht ist mir wohl verliehen worden, aber nicht die englische Zunge; wenn Sie mit mir reden, müssen Sie schon deutsch sprechen!" Bravo, Südwest!

„Noch einen Whisky, aber noch weniger Soda, diese Kälte!" — „Ach," meint ein anderer Afrikaner, „ich glaube, die ‚Shares' (d. s. Aktien auf Gold oder Diamanten) sind wieder gestiegen!"



Auch eine Begegnung: Die Ursukuma auf der Heimreise



Der „Löwenbändiger" am Affenkäfig

Mit dem Pinsel in den Busch

Die Tischrunde wird größer. Ein Maler aus Berlin gesellt sich zu uns. Deutscher Künstlertyp einer neuen Zeit. Immer wohlgemut und mit einer großen Erzählungsgunst ausgerüstet, ist er willkommen bei der Unterhaltung. Die Sehnsucht hat ihn nach Afrika getrieben. Die Farben afrikanischer Steppe, die Stimmung im Busch, der tiefblaue Himmel und das unerquickliche blaue Meer; es schwillt des Malers Herz. Angeregt durch den Schauspielerfilm „Afrika stirbt" wurde eine Ausstellung von Bilohr in Berlin gezeigt. Diese Tempera-Studien machten besonderen Eindruck auf den Maler, wirkten sie doch blutvoller, lebendiger als die schwarzweißen Bildstreifen des Films; man nahm Sensation mit nach Hause. Und so ging es allen Kollegen unseres Malers. Ueber den Reichsinnenminister Dr. Frick und den Oberbürgermeister von München, Fiehler" beide Förderer des „Vereins Freunde der bildenden Kunst", gelang es dem Veranstalter der Ausstellung, einige Bilder an das Luftfahrtministerium zu verkaufen, um mit dem Erlös daraus für eine Reise nach Afrika finanzieren zu können. Die Wahl fiel auf „Bi". Seine Reise hat in der Hauptsache informatorischen Charakter. Es ist vorgesehen, später eine Reise von Kollegen nach Afrika zu schicken, um sie für etliche Wochen in den verschiedenen Distrikten zur Arbeit mit der Farbe unterzubringen. Später wird in Deutschland eine Ausstellung von etwa 60 lebendig gesehenen Bilder aus Afrika weiten Kreisen in Deutschland die Bedeutung und die Schönheit der ganz anders gearteten Landschaften ins Blickfeld rücken.

Tisch reiht sich an Tisch im Rauchsalon. Jeder Tisch hat nach einigen Tagen bereits seine Stammgäste.

Aus aller Herren Länder

Auf einem Passagierschiff ist durch das enge und stete Zusammenleben der Mensch ganz anders interessant als beispielsweise im Hotel, in Lokalen der Großstadt. Weisen wir auf der „Ulambara" auf ihrer Fahrt nach Afrika! Deutsch ist natürlich vorherrschend, aber auch besonders Holländer, Afrikaner und Engländer fahren die deutsche Linie, nicht zu vergessen die Nordländer wie Schweden, Norweger und Dänen.

Wortarg und nie ein Lächeln auf dem Gesicht sitzt der Norweger, ein Walfänger, an seinem Tisch. Er meidet sichtlich jede Gesellschaft. In seinen Mienen steht das ewige Schweigen der Antarktis. Sein Schweigen ist aber auch begründet in der mangelhaften Beherrschung ihm fremder Sprachen. Ein anderer Tisch hat Leben, übersprudelnde Fröhlichkeit. Vier Bräute, junge Holländerinnen, fahren zu ihren Bräutigams und begehen nach Ankunft in Südafrika gleich ihre Hochzeiten. Eifrig schreiben sie bereits Einladungskarten; es werden große Feste werden. An einem anderen Platz schreibt mit einem leisen Grimm im Gesicht ein Journalist seinen ersten „Seebericht". Die Tasten der Maschine stöhnen unter seinen wuchtigen Anschlägen, und manchmal streift der Maschinenwagen; wird doch auch von ihm verlangt durch das Schlingern des Schiffes nach Steuerbord seinen Weg bergauf nach Backbord zu nehmen. — „18, 20, zwo, null, vier . . ." Sie spielen schon seit drei Tagen einen Dauerskat, was Herrn K. den schönen Namen „Bifi-Ak" einbrachte. Uebrigens erzählt der „Löwenbändiger", daß er auf einer Fahrt 42 Tage lang Dauerskat gespielt habe, das Ergebnis sei die Auszahlung von einem Schilling „Dividenden" gewesen! — Etwa zwanzig Schweitern ziehen in ihren schwarzweißen Trachten an den Fenstern vorüber und begegnen wirksam der Seekrankheit. Ein Pater gehört zu fröhlicher Tischrunde und nimmt Abschied vom „Öffentlichen" Leben, er geht als Missionar in die Wildnis.

„Träumerei" in der Kabine

Es ist schon herrlich und äußerst unterhaltend, sich solchen Beobachtungen an Bord eines Afrikaschiffes hinzugeben. Bunt die Menschen, verschieden ihre Charaktere und doch eine große Gemeinschaft! Auch die Kabinengemeinschaften sind eigenartig und ganz besonderer Art. Schnell hat der eine zum anderen gefunden; er muß es ja auch. Schwieriger ist das natürlich, wenn einer den anderen nicht versteht. Ich selbst hatte einen lieben jungen Deutschen als Kabinen-Genossen. Er hatte als studierter Landwirt auf einer großen Farm Südafrikas Anstellung gefunden. Eine Angewohnheit nur hatte er, die auf die Dauer gesehen — die abgeschwächt — nächtliche Ruhe interessant unterbrechen konnte: er träumte laut und häufig. Aus diesen explosiv und telegrammstilartig gedrängten nächtlichen Berichten wußte ich unfreiwillig bald sein ganzes Hoffen und Träumen. Eine Steigerung dieses gewaltig in die heiße Kabinenluft drängenden Stoffes war jedoch noch möglich, wie mich die letzte Nacht vor Walfisch-Bucht belehren mußte. „Zurück zur Natur!" Das laute Träumen in einigermaßen verständlichen Worten „artete" aus und nahm die Widergabe der winselnden Laute eines gequälten Hundes an, worauf in der gegenüberliegenden Kabine das Licht angemacht wurde, um diesen „Köter" einer näheren Untersuchung zu unterziehen.

17 Kinder sind umsorgt

„. . . und drinnen waltet die züchtige Hausfrau!" Siebenzehn — diesmal kein Pseudonym — teils kleinere, teils größere Kinder befanden sich an Bord und bedurften einer besonderen Aufwartung und Pflege. Eine Vorangstellung nahm eine deutsche Schwester ein, die mit einer deutschen Farmersfamilie aus Nord-Transvaal auf deren Farm zog, um die drei kleinen Kinderchen im Alter von acht Monaten, eineinhalb und drei Jahren in deutschem Geiste und mit deutscher Gründlichkeit zu erziehen. Welch hohe und hehre Aufgabe für eine deutsche Frau! An Bord eines großen Passagierschiffes sich von morgens bis abends mit kleinen und kleinsten Kinderchen abgeben zu müssen, bedarf schon einer großen Portion Selbstverleugnung und viel, viel Arbeit.

Kap Finisterre! Diesig nur läßt der Himmel einen kurzen Blick auf Spaniens Küste frei. Einige Palmen stehen da erkennen. Das Palmas, Ausgangspunkt des spanischen Krieges, läßt den deutschen Winter vergessen. Die abendlichen Stimmungen des Horizonts nehmen an Großartigkeit und Farbenpracht zu. Segelquallen in ihren buntschillernden Farben fahren majestätisch vorüber. Unser aller Feind, der Blauhai, läßt seine Rückenflosse sichtbar werden, weitab treibt eine Seeschildkröte. Die ganze Romantik einer Tropenfahrt umgibt uns. Nicht lange dauert es noch, und die ersten Fahrgäste haben ihren Bestimmungshafen erreicht. Andere Menschen umgeben uns bald, anderes Leben, unbig in seiner südafrikanischen Art und doch wieder gepackt von nie rastendem Kaufmannsgeist. Die Vorhegemeinschaft aber ist für uns wie eine Einführung von europäischen in südafrikanische Verhältnisse gewesen.

Photos und Text: Hermann Bruckschen, Pretoria (Südafrika)

Ich war Zeuge als sie ...

Kriminal-Roman von Bert George

6. Fortsetzung

In den Ecken lehnten die Kellner, die Halle war bereits leer. Ich erhob mich und ging auf mein Zimmer.

*

Wenn ich mir eingebildet hatte, den kleinen, beweglichen Herrn Severin traurig und mißmutig wegen der total verunglückten Untersuchung, die er geleitet hatte, wiederzufinden, täuschte ich mich sehr. Als ich tags darauf vor Tisch sein Büro betrat, saß er in bester Laune vor seinem Sekretär und studierte in den Akten. Im Mundwinkel hatte er eine seiner schweren Zigarren stecken, seine Miene war heiter, er erhob sich sogleich wie ein Stehaufmännchen, streckte mir beide Hände entgegen und nötigte mich in den Besuchersessel, der nur für „Nichtangeklagte" neben dem Schreibtisch stand. Meine Verwunderung über seinen Humor, mit dem er den offensichtlichen Mißerfolg, den er erlitten, überwand, beantwortete er lachend.

„Was wollen Sie, Kapitän, man lernt nie aus! Wir müssen immerzu Lehrgeld bezahlen, bis wir aufhören zu arbeiten. Glücklicherweise war uns das Schicksal noch gnädig. Stellen Sie sich vor, der Schwede wäre nicht nach Nizza gekommen, um das Kind wieder zurückzubringen! Stellen Sie sich weiter vor, die Gräfin hätte aus namenloser Angst um den Bestand ihrer Ehe weiter geschwiegen, ihr Alibi zu beweisen! Wir hätten sie ohne Gnade verurteilt!"

„Entsetzlich!"

„So ist es also noch glimpflich abgegangen, und die Justiz ist mit einem blauen Auge davongekommen. Allerdings stehen wir dümmer da als vorher; denn jetzt besitzen wir nicht den geringsten Anhaltspunkt mehr. An wen soll man sich halten? Welche Fährte verfolgen? Ich lache, Kapitän, jawohl, aber nicht etwa deshalb, weil ich gut aufgelegt bin, sondern ich lache über mich als Detektiv, über Sie als Kronzeuge, über den Esel von Grafen, über das vom Himmel gefallene Alibi und über die hohe Mauer, vor der wir jetzt stehen und an der wir uns die Nase angestoßen haben!"

„Könnte denn nicht diese Madame Lambert, die sie verhaftet haben, einen Hinweis geben? Wenn Sie die alte Schachtel bewegen könnten, etwas zu gestehen, so wäre vielleicht eine neue Spur zu entdecken?"

„Sehr richtig, Kapitän," sagte Severin und zündete sich gemächlich eine neue Zigarre an, „aber Sie kennen doch unser schönes französisches Sprichwort „qu'un malheur ne vient jamais seul"! Jetzt, nachdem uns alle Trümpfe wie Seifenblasen zerplatzt sind, wäre ich imstande, diese alte Kupplerin auf einen glühenden Rost zu legen, nur um etwas von ihr zu erfahren, denn daß sie uns weiterhelfen könnte, davon bin ich fest überzeugt!"

„Wenden Sie doch Ihre schärfsten Mittel an, um sie zum Sprechen zu bringen!"

„Gerne! Aber wo ist sie? Wissen Sie, Kapitän, wo sie ist?"

„Was?" rief ich aufs höchste überrascht, „sie ist — —"

„Entwischt! Jawohl! Die alte Hexe ist uns entschlüpft. Sollte man das für möglich halten?"

„Sie ist entflohen?!" Jetzt war die Reihe an mir, über die uns Unglaubliche grenzende Tatsache zu lachen. „Diese unbeholfene, watschelnde Tante hat es fertiggebracht, der berühmten französischen Polizei auszureißen? — Hahaha! — Herr Kommissar, verzeihen Sie, aber es ist zu komisch!"

„Lachen Sie ruhig. Es ist das klügste, was wir augenblicklich tun können." Dann fuhr er fort: „Die Frau hatte die Erlaubnis, mit den anderen „Damen" des Untersuchungsgefängnisses täglich eine Stunde im Hofe spazieren zu gehen. Wissen Sie, auf welche Art sie sich aus dem Staube gemacht hat? Ungemein schlau! Sie kam zum Spazierengehen stets in einem alten, schäbigen Unterrock, mit Hausschuhen, unfrisiert und verlottert. Mit Absicht, es war ihr Plan. Gestern bot sich ihr Gelegenheit zur Verwirklichung. Sie nahm einen Eimer und einen Besen, die im Hofe standen, ging als kein „Hauptreffer"-Reisender mehr, meine Frist war abgelaufen, und ich lebte nunmehr auf Kosten meiner Redaktion, deren Zuschüsse jedoch so knapp waren, daß ich mir einen Autoausflug nicht hätte leisten können. Um so dankbarer war ich dem Zufall, der mir den unvergleichlichen Blick von dieser berühmten Straße auf das Meer bescherte. In der herrlichsten Frühlingssonne fuhren wir bis zu dem Felsennest Roquebrune, dann kehrten wir um, fuhren die wundervolle Straße nach Monte Carlo zurück und parkten in der Nähe der Spielsäle.

Um diese Jahreszeit war Saison. Eine farbige, elegante Menge drängte sich in den mit architektonischem Prunk überladenen hohen Sälen. Wir lösten Karten und schlenderten durch die Räume. Es war nicht leicht, hier jemand zu suchen. Wo sollte man anfangen? Der Schwede gehörte sicher nicht zu den Spaziergängern oder Beobachtern, die auf dem kostbaren Parkett herumspazierten oder in weichen Fauteuils saßen. Gewiß war er an einem der langen Tische, von denen man das monotone „faites vos jeux" — „les jeux sont faits" — „rien ne va plus" der anscheinend gleichgültigen Croupiers hörte. Severin schlug vor, sämtliche Spieltische in aller Gemütsruhe zu kontrollieren und jeden der einzelnen Spieler ins Auge zu fassen. Wir beschlossen, Ljundborg nicht zu stören, sobald wir ihn entdeckt hätten.

So gingen wir von Tisch zu Tisch und betrachteten aufmerksam die unzähligen Spieler und Spielerinnen, auf deren blassen, gebräunten, geschminkten, hübschen oder verrunzelten Gesichtern Aufregung, Freude, Gleichmut, Hoffnung oder Aerger geschrieben standen. Aber wir konnten Ljundborg nicht entdecken. Schließlich hatten wir sämtliche Spieltische abgegrast, hatten das promenierende Publikum aufmerksam gemustert, — alles umsonst.

Severin meinte, wahrscheinlich wären die 5000 Francs des Grafen auch schon zum Teufel gegangen, Ljundborg hätte kein Geld mehr und sei heute überhaupt nicht in die Spielsäle gekommen. Wir kehrten daher in das Hotel de Paris zurück, wo er wohnte, und fragten den Portier nochmals, ob Herr Ljundborg inzwischen gekommen sei. Der Portier, ein gut aussehender, liebenswürdiger und weltmännisch geschulter Herr, sah uns aufmerksam an. Dann fragte er, ob wir Verwandte oder Freunde des Herrn Ljundborg seien. Wir verneinten, worauf er uns sehr höflich, aber gemessen die Mitteilung machte, Herr Ljundborg wäre bereits abgereist. Das setzte uns in Erstaunen, denn derselbe Portier hatte uns vor wenigen Stunden kein Wort von Ljundborgs Abreise gesagt. Ich klickte den Polizeikommissar an, und wir standen eine Weile unschlüssig. Schließlich zeigte Severin dem Portier seine Erkennungsmarke und nannte seinen Namen, was sofort Wirkung hatte. Er verbeugte sich vor dem Kommissar und bat, einen Augenblick zu warten, dann telephonierte er nach dem Hoteldirektor, der alsbald erschien und den er uns vorstellte. Wir wurden in sein Büro geführt, nahmen Platz, und der Direktor machte uns die traurige Eröffnung, daß sich Herr Ljundborg erschossen habe.

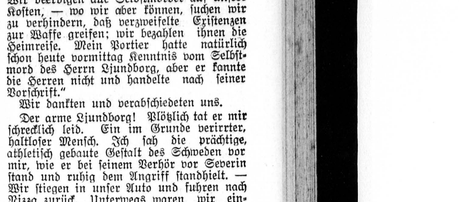
„Der junge Mann wohnte seit einigen Tagen wieder in unserem Hotel", erzählte er, als wir beide betreten schwiegen, „er hatte anscheinend einen größeren Geldbetrag gewonnen oder bekommen; aber das Unglück schien ihn zu verfolgen. Gestern früh hörte das Stubenmädchen einen Knall in seinem Zimmer, wir ahnten sogleich Unheil und fanden Herrn Ljundborg tot vor seinem Schreibtisch. Hier — diesen Brief fand man, er hatte ihn kurz vor dem Selbstmord geschrieben." Damit überreichte er dem Kommissar einen geschlossenen Umschlag, auf dem der Name und die Adresse der Gräfin von Sch. stand.

„Ich behalte den Brief und werde ihn der Gräfin übergeben", sagte Severin. „Aber warum hat man uns denn nicht gleich am Vormittag diese traurige Mitteilung gemacht?"

„Verzeihen Sie, meine Herren", entgegnete der Direktor, „aber in Monte Carlo müssen alle Selbstmorde, die in den Spielsälen oder infolge von Spielschulden verübt werden, möglichst geheimgehalten werden. Wir beerdigen alle Selbstmörder auf unsere Kosten, — wo wir aber können, suchen wir zu verhindern, daß verzweifelte Existenzen zur Waffe greifen; wir bezahlen ihnen die Heimreise. Mein Portier hatte natürlich schon heute vormittag Kenntnis vom Selbstmord des Herrn Ljundborg, aber er konnte die Herren nicht und handelte nach seiner Vorschrift."

Wir dankten und verabschiedeten uns.

Der arme Ljundborg! Plötzlich tat er mir schrecklich leid. Ein im Grunde verirrter, haltloser Mensch. Ich sah die prächtige, athletisch gebaute Gestalt des Schweden vor mir, wie er bei seinem Verhör vor Severin stand und ruhig dem Angriff standhielt. — Wir stiegen in unser Auto und fuhren nach Nizza zurück. Unterwegs waren wir einsilbig. Ich konnte meine Gedanken nicht von dem erschütternden Ende des Schweden wen-



Irgendwo / Von Ernst Zahn

Irgendwo gibt es ein Ziel,
wo zum Gruß dem blonden Kinde
einer Rose hoher Stiel
schwanken wird im Abendwinde.

Irgendwo am Wegesrand
wartet seiner der Begleiter,
reicht ihm lächelnd Mund und Hand
und wie Träumer zieh'n sie weiter.

Einmal so und einmal so!
Freuden sind oft karge Funde.
Und es sei ein jeder froh,
schlug ihm eine holde Stunde irgendwo.

(Aus Ernst Zahn „Die letzten Glocken". Neue Gedichte. Erschienen bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin.)

den, — Severin machte den Eindruck, als beschäftige ihn die weitere Entwicklung seiner Nachforschungen, die ja nunmehr endgültig erledigt schienen.

Mit der Flucht der Madame Lambert und dem für immer verstummten Schweden waren die letzten Fäden zerrissen und jede weitere Spur verloren.

Das Auto rollte die herrliche Straße dahin, das Meer entlang. Aber wir waren beide so in Gedanken versunken, daß wir die blühenden Gärten, durch die wir fuhren, kaum sahen. Vom Meer wehte eine frische, kühlende Luft herüber, die Sonne lag auf dem hochstürmenden, schimmernden Felsgebirge, das zu unserer Rechten lag, wir flogen an Villen, Palästen, romantischen, stillen Parkanlagen vorüber — kamen nach Nizza, und der Wagen hielt vor dem Gerichtsgebäude. Severin nahm den Brief des verstorbenen Schweden aus seiner Tasche und gab ihn mir.

„Es ist eine heikle Mission, Kapitän; ich habe keine Lobe für solche Dinge und auch keine Gelegenheit, die Gräfin zu sprechen. Würde ich sie vorladen, so fiele es auf. Schicke ich den Brief durch die Post, so könnte ihn der Zufall in die Hände des Grafen wielen — wer weiß, ob das im Sinne des Schweden ist — also übergeben Sie das Schreiben auf geschickte Weise der Gräfin. Diese letzte Geste des armen Teufels soll kein Unheil stiften."

Ich versprach, seinen Wunsch zu erfüllen, und wir trennten uns.

*

Es war ja nicht meine Aufgabe, diese geheimnisvolle Angelegenheit weiter zu verfolgen. Frau Justitia hatte verlagt, und gegen ihren Willen schien die ganze Geschichte vorläufig erledigt zu sein. Der oder die Mörder blieben unauffindbar, die Entführung des Kindes, die mißlungene Erpressung würde wohl niemals aufgeklärt werden können. Es fehlten ja tatsächlich alle Anhaltspunkte, um nach irgend einer Richtung hin weitere Nachforschen zu unternehmen. Ich hätte abreisen können. Meine Redaktion stellte mir zwar frei, noch weiter in Nizza zu bleiben, aber ich durfte meinen Aufenthalt nicht über Gebühr ausdehnen. Worüber sollte ich auch weiter an die Zeitung in Wien berichten? Der Fall schien abgeschlossen; eine jener Tragödien, die unaufgeklärt blieben, weil ein unentwirrbares Geheimnis dahinterstecke. Trotzdem — ich konnte mich noch nicht entschließen, Nizza zu verlassen. Ein seltsames Interesse hielt mich noch fest: als ob noch etwas eintreten müßte, etwas, das ich als Abschluß des ganzen geheimnisvollen Dramas an meine Redaktion berichten durfte . . .

Gewiß war mein Zögern Unsinn! Die Unentschlossenheit abzureisen entsprang bei mir einfach der Tatsache, daß ich dieses Ende als unbefriedigend empfand. Nicht der ungestillte Ehrgeiz, sondern meine persönliche Anteilnahme an den Geschehnissen der letzten Wochen verlangte nach einer erklärenden Lösung. Daher entschloß ich mich, noch einige

Der „Leiser Bulle"

Diese Geschichte trug sich vor vielen Jahren zu. Bei Pillau liegt in der Hafeneinfahrt an einer gefährlichen Stelle eine ungeheuer große Boje, die der Volksmund „Leiser Bulle" getauft hat, da sie in der Nähe des Dorfes Peise liegt und das Ausfahren eines Bullen hat.

Eines Tages beschwerten sich die Kapitäne der in Pillau festmachenden Schiffe, man könne bei Nebel und Dunkelheit den „Leiser Bullen" nicht mehr erkennen, da sein Anstrich stark gelitten und er allmählich die Farbe des Meeres angenommen habe. Also holstelte die Hafenverwaltung einen Maler, der für 25 RM die Boje weiß und rot anpinselte (zweimal, damit die Farbe besser hielt) und der Hafenverwaltung die Rechnung schickte, die auch sofort bezahlt wurde. Nach einigen Wochen mußte die Hafenverwaltung der Oberrechnungskammer in Potsdam über laufende Ausgaben Bericht erstatten. Natürlich kam auch die Rechnung des Malers den Beamten ins Gesicht. Sie verursachte allgemeines Kopfschütteln. Man las nur immer: „Der Hafenverwaltung in Pillau den „Leiser Bullen" zweimal mit Oelfarbe gestrichen 25 RM. Betrag dankend erhalten. R.. Malermeister.

Wenige Tage darauf erhielt die Hafenverwaltung ein Schreiben folgenden Wortlautes:

„Zur Rechnung unter B. II. 364/I.C.1. Warum hält sich die Hafenverwaltung einen Bullen? Mußte dieser unbedingt mit Oelfarbe angestrichen werden? Hätte nicht wenigstens ein Anstrich genügt? Erwarten Aufklärung!"

Tage in Nizza zu bleiben. Vielleicht würde meine Unruhe von selber verebben, vielleicht würde ich mich nach wenigen Tagen damit abfinden, daß dieser Fall niemals aufgeklärt werden konnte.

Ich trank wie gewöhnlich nachmittags meinen Tee im Garten des Hotels. Wie immer erfreute ich mich an dem buntenTreiben der Fremden, lauschte den feurigen Weisen der Musikkapelle und studierte mit Interesse das wechselvolle Bild einer mir immer wieder neuen Welt. Dann verließ ich den lärmenden Garten und spazierte in dem nur für Hotelgäste abgegrenzten Teil des Hotelparks umher, wo eine köstliche Ruhe herrschte, hohe Palmen standen und wundervoll gepflegte Wege zum Umherschlendern einluden. Das tat ich auch, mich dabei meinen Gedanken überlassend, in die sich immer wieder das Bild des toten Schweden drängte, der sich in Monte Carlo in seinem einsamen Hotelzimmer erschossen hatte. Ich bildete mir ein, er habe ein Geheimnis mit sich genommen. Severin hätte ihm, wenn er noch lebte, die Lippen geöffnet, irgendeine unmerklich scheinende Tatsache, eine Begebenheit, ein Name, von Ljundborg mitgeteilt, hätte weitere Möglichkeiten geschaffen, um die beiden Verbrechen zu enträtseln.

Ich war in Gedanken stehen geblieben. Hinter mir knirschte der weiße Kies; ich drehte mich um und erblickte den verhängnisvollen Kinderwagen, den die Amme so sicher herschob. Das Kind schien zu schlafen, die Amme sah vor sich hin, mit jenem teilnahmslosen, uninteressierten Blick, der mir schon damals im Hotel de Rome an ihr auffiel. Sie war eine hübsche Person, mochte Mitte Zwanzig sein und machte einen guten Eindruck. Schlank und trotzdem von reizender Fülle, ein frisches, gesundes Gesicht, dunkle, brennende Augen, derbe, aber wohlgeformte Hände; sie kam mit dem Wagen langsam näher, sah mich flüchtig an, erkannte mich, grüßte mich mit einem etwas traurigen Lächeln und wollte mit dem Wagen an mir vorbei, als ich sie — einer plötzlichen Eingebung folgend — anredete. Ich sprach französisch. Sie blickte mir verständnislos in die Augen und schüttelte dann den Kopf. Nun fragte ich sie deutsch, sie lächelte und verneinte wiederum. Nun entsann ich mich meiner russischen Kenntnisse; ich hatte als junger Husarenoffizier in Galizien gedient, und wir Kavallerieoffiziere des einstigen österreichischen Kaiserstaates mußten pflichtgemäß die russische Sprache lernen. So fragte ich sie russisch. Im selben Augenblick leuchteten ihre dunklen Augen auf, sie öffnete vor Erstaunen den Mund, und ich sah ihre hübschen Zähne. Es stellte sich heraus, daß sie zwar keine Russin, sondern eine Polin war, aus Polnisch-Schlesien stammte, aber dennoch die russische Sprache verstand. Ich fragte sie freundlich nach ihrem Namen, ihrer Herkunft und andere alltägliche Dinge, als von ferne die Gräfin sichtbar wurde und rasch herschritt. Sie erschien wie gerufen, denn in meiner Tasche trug ich den Brief des Schweden. Ich begrüßte sie mit besonderem Respekt und fragte, ob sie mir einige Minuten für eine kurze Unterredung schenken wolle. Eine Sekunde sah sie mich an, ihre hübschen Brauen zogen sich zusammen, dann aber sagte sie in liebenswürdigster Weise: „Gerne, kommen Sie, Herr Rittmeister, dort ist eine Bank, wo wir uns setzen können." Dann öffnete sie kurz die Vorhänge des Kinderwagens, warf einen forschenden Blick auf das schlafende Kind und tagte rasch: „Kommen Sie!" Das Kindermädchen fuhr weiter.

Wir saßen auf der Bank. Ich fühlte mich, wie stets in ihrer Gegenwart, als schuldbeladener Bösewicht. So begann ich das Gespräch mit Harmlosigkeiten.

„Wie verständigen Sie sich denn mit dem Kindermädchen, Frau Gräfin, verstehen Sie denn polnisch?"

„Kein Wort", sagte sie, „es ist ein seltsames Mädchen; sie ist erfüllt von ihrem Beruf, sie weiß genau, was das Kind braucht, und geht so auf in seiner Pflege, daß ich mich um nichts zu kümmern brauche."

„Aber Sie müssen doch manches mit ihr besprechen?"

Sie lachte leicht. „Wir verständigen uns pantomimisch, durch Gesten, und so weiter. Mein Mann spricht übrigens ein wenig polnisch, also geht es ganz gut. Ich bin froh, daß ich sie habe."

„Ich wundere mich, daß Sie das Mädchen überhaupt behalten haben; sie erinnert Sie doch fortwährend an die fürchterliche Episode! Und dann — Sie kennen sie gar nicht — wissen nichts über ihre Vergangenheit."

„Die Polizei schickte mir ihre Papiere, sie hat gute Zeugnisse. Von der Kindesentführung scheint sie keine Ahnung zu haben. Man hat sie absichtlich engagiert, weil sie kein Wort deutsch spricht. So war man ihrer sicher."

Das war einleuchtend. Nachdem ich auf diese Weise eine Einleitung herbeigeführt, zog ich Ljundborgs Brief hervor und begleitete ihn noch in der Hand. „Frau Gräfin," sagte ich, „es ist ein Verhängnis, daß sich die Verbindung zwischen Ihnen und mir stets auf schmerzliche Veranlassungen gründet. Erst hatte ich das Mißgeschick, gegen Sie als Zeuge auftreten zu müssen, und heute habe ich die Aufgabe, Ihnen eine betrübende Nachricht zu überbringen."

Trara, die Post ist da!
Reisen war auch zu Großmutters Zeiten sehr schön, wenn auch nicht so bequem wie heute. (Photo: Ufa.)

Sie blickte mich ängstlich an, ohne zu fragen.

„Sie sind davon unterrichtet, daß Herr Ljundborg wieder nach Monte Carlo gereist ist?"

Sie nickte. Ich fragte sie, ob sie auch wüßte, daß der Schwede fünftausend Francs als Geschenk vom Grafen erhalten habe. Auch das war ihr bekannt.

„Sie können sich denken", fuhr ich fort, „was er mit dem Gelde angefangen hat."

„Du lieber Gott!" sagte sie hastig, „er hat wieder gespielt?!"

„Nicht nur das, er hat alles verloren! Aber das Schlimmste ist, daß ihn seine verzweifelte Lage übermannt hat — er scheint nicht mehr Herr seiner Sinne gewesen zu sein — er muß die Herrschaft über sich verloren haben, — er hat sich —" Ich zögerte weiterzusprechen.

Sie verstand sofort. Dann senkte sie den Kopf und blickte zu Boden. So saßen wir eine Weile stumm nebeneinander. Ich sah, wie sie ihr Taschentuch gegen die Lippen preßte und langsam zu weinen begann.

„Armer Eric", flüsterte sie vor sich hin, „armer Eric!" Dann fragte sie: „Woher — wissen Sie?"

Ich erzählte von unserer Fahrt nach Monte Carlo und daß der Kommissar mir den Brief, den Ljundborg vor seinem Tod an sie geschrieben, übergeben habe. Damit reichte ich ihr das Kuvert, das sie nahm und betrachtete. Mochten die Schriftzüge alte Erinnerungen in ihr geweckt haben, ihr Körper erzitterte plötzlich in verhaltenem Schmerz, und sie preßte den Brief an ihre Brust. Ich wagte kein Wort zu sprechen.

„Ich danke Ihnen, Herr Rittmeister", sagte sie leise, nachdem sie sich gefaßt hatte, und schob das Schreiben in ihr Täschchen. „Es war ein unglücklicher Mensch, ein großer, wilder Junge. Vielleicht, wenn er und ich — —" Sie vollendete nicht, aber ich verstand sie gut. Und jetzt verstand ich plötzlich auch ihr hartnäckiges Schweigen im Verhör: sie wollte nicht nur ihre Ehe schonen, auch dieser Tote war ihr teuer gewesen.

Wieder knirschte der Kies in der Ferne, und die junge Polin kam mit dem Kinde näher. Die Gräfin sammelte sich. „Es war sehr gütig von Ihnen, mir seinen letzten Brief zu überbringen und mir ihn ohne Zeugen zu übergeben. Ich danke Ihnen nochmals." Sie reichte mir die Hand, die ich küßte.

„Verstehen Sie jedenfalls über mich", sagte ich, „ich habe sehr viel an Ihnen gutzumachen." Damit verabschiedete ich mich und ging.

*

Rascher, als ich geahnt, setzten sich die Nachforschungen nach den Urhebern der mysteriösen Verbrechen fort. Und wie immer in solchen unklaren Fällen, die neuen Spuren zeigten sich dort, wo man sie am wenigsten vermutet hätte. Es mochten seit der Entlassung der Gräfin aus dem Gefängnis etwa acht Tage vergangen sein, und die glückliche junge Mutter, die sich ihres wiedergefundenen Kindes freute, hatte durch die Mitteilung von Ljundborgs Selbstmord einen neuen, tiefen Schmerz erlitten. Ich fand auf meinem Schreibtisch ein kleines Briefchen mit zierlicher Schrift:

„Herr Rittmeister! Darf ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen? Ich möchte in dringender Sache den Polizeikommissar Severin sprechen. Würden Sie mich morgen früh elf Uhr in der Hotelhalle erwarten und mich dann zu ihm hinbegleiten? — Gräfin von Sch."

Ich bekenne, daß mir diese wenigen Zeilen eine unruhige Nacht bereiteten. Was wollte die Gräfin von Severin? Warum wünschte sie meine Begleitung? Was hatte sie dem Kommissar zu sagen, ohne daß ihr Mann dabei war? Wo war überhaupt der Graf? Verreist? Benützte sie seine Abwesenheit, um sich von mir hinbegleiten zu lassen? Hatte sie jetzt, nachtwächtlich, doch noch ein Geständnis zu machen? Am Ende war sie es also doch, die den alten Fürsten beseitigte — —? Nein, nein, das ist unmöglich. Es erzitiert ja ihr von zahlreichen Zeugen bestätigtes Alibi. Was war nur geschehen? —

Am nächsten Morgen war ich pünktlich in der Halle. Die Gräfin kam in einem dunklen, entzückenden Kostüm, das sie sehr gut kleidete. Wir gingen aus dem Hotel und über die Promenade des Anglais.

„Ich entschloß mich, Sie um diesen Dienst zu bitten", begann sie, „weil ich niemand habe, mit dem ich den Kommissar aufsuchen könnte. Allein wollte ich nicht zu ihm gehen — Sie wissen, wie Frauen sind."

„Und Ihr Gatte? Wollte er Sie nicht begleiten?"

„Er ist heute früh mit dem Wagen nach Cap Martin, um einen Besuch zu machen; er kommt erst abends zurück. Außerdem — ich möchte nicht, daß er von meinem Besuch beim Kommissar etwas weiß — er würde mich nur auslachen."

„Haben Sie volles Vertrauen, ich geleite Sie sicher ins Gerichtsgebäude, und niemand soll etwas erfahren."

Severin war in seinem Büro und empfing uns mit freundlichster Zuvorkommenheit. Auch in ihm regte sich Bedauern, der jungen Gräfin bittere Stunden verursacht zu haben. Er versuchte nun, durch doppelte Liebenswürdigkeit alles vergessen zu machen. Wir saßen ihm gegenüber, und nach den üblichen ersten Höflichkeitsworten fragte er die Gräfin, womit er ihr dienen könnte.

„Ich weiß nicht recht, wie ich beginnen soll, damit Sie nicht glauben, ich sei verwirrt oder ich leide an einer krankhaften Einbildung oder dergleichen; was ich Ihnen mitteilen möchte, ist nämlich so absurd, so ungewöhnlich, daß ich Sie bitte, mir zu glauben, wie sehr ich mit mir gekämpft bevor ich Sie aufsuchte. Vielleicht hätte ich es auch jetzt noch nicht getan wenn mir die Begleitung des Herrn Rittmeisters Hardegg nicht Mut gemacht hätte."

„Ich bin ganz Ohr", sagte Severin freundlich, „bitte, sprechen Sie".

„Das Kind, das man mir gebracht hat, ist nicht das meine."

Severin und ich blickten uns gleichzeitig an. Sprach die Gräfin tatsächlich irre? Wir fanden im Moment keine Worte vor Überraschung; dann sagte der Kommissar: „Was Sie da sagen, Frau Gräfin, klingt so ungeheuerlich, daß ich Sie bitte, Ihre Vermutung — denn nur um eine solche kann es sich handeln — näher zu begründen."

„Ich weiß, daß meine Worte Ihren Argwohn erregen müssen. Vielleicht halten Sie mich für hysterisch oder für bekangen, aber ich kann nicht, ich mußte zu Ihnen kommen, um mich von dem Druck, der auf mir lastet, zu befreien. Es ist möglich, daß ich unrecht habe, aber ich glaube es nicht. Eine Mutter irrt sich darin nie. Am ersten Tage, als ich mein Kind wieder hatte, sah und hörte ich nichts vor Glück und Aufregung. Aber schon am nächsten Morgen überkam mich ein seltsames Gefühl, als ich das Kind in meinen Armen hielt. Es erschien mir verändert; ich sah wohl die vertrauten Züge, trotzdem lag etwas Fremdes in ihnen. Seine Stimme, sein Weinen klang mir neu. Ich vermißte ein Grübchen an der linken Wange, das mich früher entzückte, wenn sich der Mund des kleinen Geschöpfes zum Lachen öffnete. Dann wieder glaubte ich, mich zu täuschen — nein, es konnte doch nicht sein. Ein solcher Irrtum wäre ja himmelschreiend! Ich sagte mir, daß mich die Aufregungen der letzten Wochen aus dem Geleise gebracht hätten, und mißtraute mir selbst. Aber trotzdem verstärkte sich der Argwohn von Tag zu Tag. Nein, Herr Kommissar, dieses Kind ist nicht mein Kind!"

„Seltsam, höchst seltsam, was Sie uns da erzählen", sagte Severin die Gräfin nachdenklich anblickend als ob er hinter ihrer Stirne nach der Wahrheit suchte. „Ich für meine Person bin überzeugt, daß Sie sich täuschen. Ein Kind von 5 bis 6 Wochen sieht jedem anderen Kind im gleichen Alter ähnlich; besonders wenn es seinem Geschlechte ist. Die Formen des Körpers, des Gesichtes, die Händchen, die Bewegungen ähneln einander. Aber Sie als Mutter haben doch den Blick für die geringsten Eigentümlichkeiten Ihres Kindes! Schließlich haben die Haare auch bei einem so jungen Wesen schon eine erkennbare Tönung, das Näschen hat seine Grundform, die Augen haben einen bestimmten Schnitt, vielleicht ist schon ihre Farbe erkennbar, das alles, Frau Gräfin, sind doch Dinge, die Sie wiedererkennen oder vermissen müßten?"

„Ja", sagte sie, „was Sie anführen, ist richtig. Die Haare meines Söhnchens waren blond und kraus, jetzt finde ich sie blond, aber glatt. Die Augen erschienen mir früher hell jetzt kommen sie mir dunkel vor. Der ganze Körper ist kräftiger, schmächtiger, und wo ist das kleine Grübchen in der linken Wange hingekommen?"

„Bedenken Sie, Gräfin, daß in diesem Alter durch die Entwicklung rasche Veränderungen im Aeußeren entstehen können. Das Kind war einige Zeit weg. Sie haben es nicht gesehen; in dieser Spanne Zeit sind solche geringfügigen Veränderungen durchaus möglich."

„Sie sprechen als Mann, Herr Kommissar, aber eine Mutter täuscht sich nie, nie! Ich habe das Kind geboren, meine Augen sehen schärfer, mein Gefühl und mein Instinkt irren nicht, es ist nicht mein Kind," sagte sie mit einer Bestimmtheit, die uns in Erstaunen versetzte.

Welche Mitteilung! Wenn sich die Vermutung der Gräfin bewahrheitete, so lag ein Betrug vor, der immer noch befürchten ließ, daß eine Erpressung geplant war. Was kämen auch für andere Gründe in Betracht? Vielleicht hatte man uns alle geschickt übertölpelt. Der Kommissar war immer noch skeptisch.

„Was sagt ihr Mann zu Ihrem Verdacht?" fragte er.

„Ich habe ihm noch keine Silbe meines Argwohnes mitgeteilt.. Ich fragte ihn wohl scherzhaft, ob er nicht glaube, man hätte uns ein anderes Kind zurückgebracht, aber er lachte mich aus, war voller Zärtlichkeit und meinte, ich sei durch die Haft und durch den schrecklichen Prozeß irritiert; und ich solle Gott nicht versuchen, sondern ihm danken, daß er uns das Kind wiedergegeben hat."

„Das war doch sehr vernünftig gesprochen!"

„Ja, vom seinem Standpunkt. Er ist ein Mann, er besitzt nicht den Blick der Frau, der jede Falte des kleinen Wesens vertraut ist. Ich schwieg und fragte ihn nicht mehr. Ich lasse ihn bei dem Glauben; ich möchte ihm keinen Schmerz zufügen und ihr nicht beunruhigen, wenn ich nicht gleichzeitig das richtige Kind an die Stelle dieses falschen setzen kann. Denn ich wiederhole es, es ist nicht mein Kind."

(Fortsetzung folgt)

Heerzug ins Land der goldenen Schätze

Cortez und seine Mannen erobern das Reich der Azteken

Schluß

Aber jetzt, als der König verschied, da kannte die entfesselte Wut der Indianer keine Grenzen mehr, und nun beginnt das schrecklichste Kapitel in dieser Geschichte, nämlich . . . die „noche triste" oder die

„Traurige Nacht"

Unausgesetzt stürmten die Indianer gegen die hinter ihren dicken Mauern verschanzten Spanier an.

Zwei Tage nach Montezumas Tod, der den Spaniern keine Rettung bringen konnte, war Cortez zum Abmarsch bereit.

Kein Wasser! Nichts zu essen! Das waren die beiden Schreckgespenster im spanischen befestigten Lager.

80 Spanier an einem Tage verwundet und dadurch vorerst kampfunfähig gemacht! Bald konnten sie sich schon die Stunde ausrechnen, in der sie alle gezwungen waren, sich zu ergeben.

Irgendwelche Friedensvorschläge Cortez' wurden voller Verachtung zurückgewiesen.

In der Nacht des 30. Juni 1520 wäre Cortez mit seiner Schar auch bald der Durchbruch gelungen, wenn sich die von ihnen zusammengezimmerte tragbare Brücke nicht unterwegs festgeklemmt hätte, so daß sie den Weg aus dem Gewirr der Kanäle nicht finden konnten.

Vorher hatte sich jeder Spanier aus den Schätzen Montezumas das auflesen können, was zu tragen vermochte. Und nun setzte gerade hierbei die ganze Tragik dieser damaligen Schatzsucher ein.

Am Golde hängt ein Fluch!

Und dieser Fluch sollte sich auch auf diejenigen Spanier auswirken, die ihre Taschen mit Kostbarkeiten vollgepfropft hatten und sich damit ihrer Bewegungsschnelligkeit beraubten.

Diese Soldaten Cortez' wurden fast alle das Opfer der nachdringenden Indianer, während es den anderen, die weniger schwer beladen waren, gelang, das Kostbarste, was sie besaßen, nämlich . . . ihr nacktes Leben zu retten!

Kampf zwischen Brücken und Kanälen

Was sich in dieser Nacht zwischen den weichenden Spaniern und den nachdrängenden, aufs höchste erbitterten Indianern unter dem Schutze der Dunkelheit abspielte, hat kaum ein Gleichnis in der ganzen Weltgeschichte.

Um die große Brücke, die von den Spaniern zusammengezimmert war, und die ihnen auch beim Ueberqueren des ersten Wasserarmes gute Dienste leistete, wieselten sich nachher die erbittertsten Kämpfe ab.

Zu allem Unglück war es furchtbar dunkel, und es regnete unaufhörlich. Die Pferde glitten auf den nassen Balken aus. Die Spanier mußten den Damm, den die Indianer in dichten Scharen belagerten, erst in schweren Kämpfen von ihren Widersachern reinigen.

Um die Verwirrung voll zu machen, schlug die Brücke um, und die darauf befindlichen Menschen und Tiere und . . . Schätze, alles fiel in den Kanal.

Nun eilten auch die Indianer in ihren schmalen Booten herbei, und es begann ein Ringen aller gegen alle, bei dem in der Dunkelheit kaum der Freund von einem Feind unterschieden werden konnte.

Ein jeder kämpfte hier um sein nacktes Leben!

Jeder überwältigte Spanier wurde von den jubelnden Indianern gefangen, die ihn als willkommenes Opfer für ihre grausamen Götter betrachteten, die ihnen heute den Sieg über die fremden Teufel verliehen hatten.

Der Fluch des Goldes

Fast alle Spanier, die sich zu viel von Montezumas Schätzen angeeignet hatten, fielen als Opfer ihrer eigenen Unvorsichtigkeit. Mehr als ein Drittel der Spanier und einige Tausend der verbündeten Tlexkalaner, die treu bei Cortez ausharrten, büßten ihr Leben ein.

Cortez, der auch in dieser verzweifelten Situation nicht den Mut verlor, glückte es, trotz aller Angriffe der erbitterten Eingeborenen, mit mehreren Reitern und etwa 100 Fußsoldaten sämtliche noch vor ihm liegenden Kanäle zu durchschwimmen, um endlich wieder festen Boden zu gewinnen.

Der übriggebliebene Teil seines stolzen Heeres gelangte über ein undurchdringliches Gewirr von zertrümmerten Booten, Leichen usw. an das andere Ufer, wobei alle Kanonen und der große Schatz Montezumas, den der spanische Feldherr den treuesten seiner Indianer anvertraut hatte . . . für immer im Wasser versanken!

Pater Diaz sagte: „Gott allein weiß, welche Mühe und Not wir ausgehalten haben. Keines der geretteten 24 Pferde konnte noch laufen, und weder Reiter noch Fußsoldaten vermochten Arm und Bein zu bewegen."

Von den Frauen entkamen drei den Wurfgeschossen der Azteken, darunter Dona Marina, die Geliebte Cortez'.

Aber das Gold . . . und die Schätze . . . von unermeßlichem Wert?

Sie alle liegen tief unten in den Seen und Kanälen, die die Hauptstadt Tenochtitlan umgaben.

Der Feldherr selber deckt den Rückzug

Cortez sammelte die ihm noch verbliebene kleine Schar. Sein unerschütterlicher Mut war auch jetzt noch nicht gebrochen. Mit einigen Reitern und einer Handvoll Fußsoldaten, welche die Widerstandskraft aufbrachten, zu ihrem Führer zu halten, bildete er die Nachhut.

Und die von neuem anstürmenden Indianer mußten erkennen, daß die „fremden Teufel" auch jetzt noch unbesiegbar waren.

Alle ihre Angriffe wurden abgewehrt.

Aber jedesmal, wenn er sich gegen die nachdrängenden Indianer zur Wehr gesetzt hatte, so kam er — wie er selber erzählt — gespickt mit Pfeilen und langen Wurfspießen und . . . gereizt wieder heraus.

Als sie dann die Stadt Tlacuba erreicht hatten, hatte er Mühe und Not, seine Truppen, die sich auf dem größten Platz dieser Stadt wirr durcheinander versammelt hatten, wieder in eine vernünftige Marschordnung hineinzubringen.

Dann hieß er seine Soldaten, schleunigst die Stadt verlassen, damit sie nicht wieder in eine neue Falle der nachdrängenden Indianer gerieten. Er zog in diesem Falle das freie Feld vor, wo er das Terrain übersehen konnte.

Als er dann in der Nähe auf einer Landschaft einen Hügel entdeckte, der von einem steinernen Turm gekrönt war, befahl er seinen Truppen, diesen Turm zu besetzen, während er selber mit den Indianern kämpfte, bis der letzte Spanier das schützende Bollwerk erreicht hatte.

Die Indianer hielten nun die Spanier wäschend der ganzen Nacht belagert, ohne aber in der Lage zu sei ihnen hier ernstlichen Schaden zuzufügen.

Vorerst waren sie in Sicherheit. Aber in dem Augenblick, wo ihr schützenden Mauern verliefen, begannen die Kämpfe von neuem!

Aber noch stand ihm etwas Furchtbares bevor . . .

Verzweiflungskampf bei Otumba

Als Cortez am nächsten Tage unter der Führung eines getreuen Tlaxcalaners nach Norden weiterzog, wurde er ständig von einem sich immer mehr und mehr vergrößernden Indianerhaufen verfolgt.

Bei der Stadt Otumba war er und sein erschöpftes Heer, das seit dem Auszug aus Tenochtitlan nur von Mais und Kräutern gelebt hatte, gezwungen, zu rasten.

Sowie die Indianer Cortez' ansichtig wurden, richteten sie auf ihn einen Wurfgeschoß- und Steinhagel. Durch zwei Steinwürfe wurde der spanische Kommandeur schwer verwundet.

Trotzdem verbiß er mit größter Energie seine Schmerzen und behielt weiter die Führung seiner Schar.

Als er die Stadt Otumba im Rücken hatte, sah er sich zu seinem Schrecken von einem Indianerheer von mindestens 200 000 Mann eingeschlossen, die ihm jeden weiteren Rückzug unmöglich machten.

Nun erhob sich Cortez, der Feldherr, zu einer Größe, die ihn in eine Reihe mit Alexander und Friedrich den Großen stellt.

Stolz rief er seinen ermatteten Leuten zu: „Heute ist noch nicht der Tag, an dem wir besiegt werden sollen!"

Diese Worte richteten den schwer gesunkenen Mut der Spanier von neuem wieder auf.

Tapfer wehrten sie alle Angriffe der Indianer ab.

Da kam der große Augenblick für den Ritter Juan Salamanca! Mitten im größten Kampfgetümmel sah er die flatternde feindliche Standarte. Er scharte mehrere Reiter um sich und durchbrach mit diesen die feindlichen Reihen, rücksichtslos alles vor sich her zu Boden reitend.

Vor dem feindlichen Kaziken, der das Banner hoch in den Lüften flattern ließ, angekommen, streckte er ihn mit einem aufgestellten Schlage seiner scharfen Klinge zu Boden, entriß seiner verkrampften Hand das Banner und jagte gestreckten Laufes wieder zurück.

Als die Indianer sahen, daß ihr Anführer, seiner Fahne beraubt, nicht mehr unter den Lebenden weilte, war es auch mit ihrem Mut zu Ende.

Die vorher noch geschlossenen, tapfer kämpfenden Heerhaufen lösten sich in eine wilde, regellose Flucht auf, und die Mauer der Lebenden, die Cortez am Weitermarsche hindern sollte, zerstreute sich in panischem Schrecken in alle Winde.

Dieser Sieg gegen die größte Uebermacht der Indianer hatte den kühnen Spanier gerettet.

Die Wiedereroberung Tenochtitlans

Nachdem sich Cortez in der Provinz Tlascala und deren Hauptstadt, deren Bewohner nach wie vor treu zu ihm hielten, mit seiner Mannschaft von den Strapazen des soeben überstandenen Feldzuges erholt hatte, begann er die Wiedereroberung der Hauptstadt dieses riesigen Reiches vorzubereiten

Er zog die Garnison von Vera Cruz zu sich heran und begann nun, von seinen verbündeten Indianern unterstützt, sich die in der Nähe liegenden Städte zu unterwerfen.

Er gebot wieder über eine Heeresmacht von 40 Reitern, 550 Fußsoldaten, 80 Armbrust- und Büchsenschützen, 8 Kanonen, begleitet von einem ungeheuren Aufgebot der Tlaxcalla-Indianer, die durch Cortez von der Schreckensherrschaft der Azteken befreit zu werden hofften.

Inzwischen hatte sich Cortez aber entschlossen, Schiffe zu bauen, damit er nicht ein zweites Mal in den um die Hauptstadt liegenden Seen und Kanälen angegriffen werden konnte.

Der Bau der 13 Schiffe nahm einige Zeit in Anspruch, die Cortez aber dazu benutzte, um sich einen genauen Plan über die Lage Tenochtitlans zu verschaffen, der ihm dann auch später bei seinen Operationen von ungeheurem Nutzen war.

Die nun folgenden Kämpfe wurden gegenseitig mit der größten Erbitterung geführt, und einmal wäre der Befehlshaber auch bald inmitten eines Kampfes mit den Indianern gefallen, als sein Pferd verwundet niederstürzte und er nur durch das Dazwischenkommen eines treuen Indianers aus Tlascala gerettet werden konnte.

Rebellion im eigenen Lager

Anhängern des Statthalters Velasquez gelang es immer wieder, seine Truppen gegen ihn aufzuwiegeln. Doch wurde diese Verschwörung rechtzeitig von den treu zu ihm haltenden Rittern entdeckt.

Den Hauptaufrührer ließ er hinrichten, aber die Liste der Verschworenen, die er in der Hand hielt, zerriß er.

So konnte nur ein Mann handeln, der von Natur aus . . . nicht grausam war!

Der Untergang der Wunderstadt

98 Tage hielten die Spanier die Hauptstadt eingeschlossen. deren Verteidiger alle Friedensanerbieten Cortez' höhnisch zurückgewiesen hatten.

Während die Spanier einen Damm nach dem anderen nahmen, erkönte ihnen von der Pyramidenspitze her die Schlangenhauttrommel des Kriegsgottes Huitzilopochtli entgegen, und die Priester brachten ihre schaurigen Opfergaben den Göttern dar, wobei sie den spanischen und indianischen Gefangenen das Herz aus dem Leibe rissen.

Die Priester wußten, ihre Tage waren gezählt, denn draußen standen die Spanier mit ihren Verbündeten und rückten immer näher und näher. Alle Gebäude, die dem Angriff Truppen in die Hände fielen, wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Und Tenochtitlan, das damals eines der schönsten und wohlgebautesten Städte der Welt war, mußte das Schicksal einer völligen Zerstörung erleiden.

Cortez selber hätte die schöne Hauptstadt gern geschont, aber da sich jedes der feindlichen Häuser als ein . . . Widerstandsnest schlimmster Art erwies, so konnte auch er die Zerstörung nicht aufhalten.

Schließlich gelang es, den neuen König, der flüchten wollte, gefangen zu nehmen — und damit war der Sieg der Spanier entschieden!

Sein Land wußte ihm keinen Dank

Mit großer Umsicht ging Cortez sofort an den Wiederaufbau der Stadt . . . Mexiko. Dort, wo noch vor kurzem die Schreie der von den Priestern kaltblütig geopferten Menschen die Luft durchpaßten, ertönte der friedliche Klang der Glocke einer christlichen Kirche.

Cortez erlebte es noch, Statthalter und Generalkapitän von „Neuspanien" zu werden.

Und doch blieb ihm das Schicksal eines Columbus nicht erspart!

Einige Jahre später mußte er nach Spanien zurückkehren, um sich gegen die Anklagen seiner Feinde zu verteidigen. Seinen Statthalterposten verlor er, und er durfte nur neue Entdeckungsreise ausführen.

Wiederum persönlich vor König Karl V. zitiert, entschloß sich Cortez nach sechs Jahren widerwärtiger Kämpfe. sein undankbares Vaterland für immer zu verlassen.

Da ereilte ihn am 2. Dezember 1547 in der Nähe von Sevilla der Tod.

Einer von Spaniens größten Söhnen war dahingegangen.

— Schluß! —

Deutschland-Ausstellung in Kobe (Japan)
Die größte japanische Zeitung führte in Osaka und Kobe eine Ausstellung, die den Titel „Das neue Deutschland" trug, durch. Vom ersten Tage an wurde die Ausstellung überaus stark besucht. Jetzt haben unterdessen eine halbe Million Japaner die Deutschlandschau gesehen auf der in vorzüglichen Lichtbildern und Darstellungen das Wollen und Wesen des nationalsozialistischen Deutschlands gezeigt wurde. (AO. der NSDAP., Zander-K.)

70 000 Flammenwerfer sollen gegen Heuschrecken kämpfen!
Vom argentinischen Landwirtschaftsministerium wurden mehrere Millionen Pesos zum Kampf gegen die überaus zahlreich auftretenden Heuschreckenschwärme zur Verfügung gestellt. 70 000 Flammenwerfer werden u. a. in diesem Großkampf gegen die Heuschrecken eingesetzt. Die ganze Bevölkerung wird an den Aktionen teilnehmen. (Erich Zander-Archiv, K.)

Welt der Frau

Schulformen des Reichsmütterdienstes

Mütterschulen, Internatsschulen und Bräuteschulen

Die kürzliche Einweihung der zweiten Reichsmütterschule des Deutschen Frauenwerks, Reichsmütterschule Oberbach in der Rhön, ist ein Anlaß, die Unterschiede und Aufgabengebiete der Mütterschulen, Heimmütterschulen, SS.-Bräuteschulen und Reichsschulen noch einmal voneinander abzugrenzen, um noch herrschende Unklarheiten zu beseitigen.

Ständige Mütterschulen

Vom Deutschen Frauenwerk, Reichsmütterdienst, wird die Errichtung von ständigen Mütterschulen für jeden politischen Kreis angestrebt, die Ausgangspunkt für die gesamte Mütterschulungsarbeit des Kreises sind. Es bestehen bis jetzt in dieser Art 200 ständige Mütterschulen, in denen alle Lehrgänge des Reichsmütterdienstes von hauptamtlichen, neben- und ehrenamtlichen Lehrkräften für die Frauen, Mütter und jungen Mädchen des Kreises durchgeführt werden. Die Lehrgänge finden vormittags, nachmittags und abends statt, und je nach Notwendigkeit ein-, zwei- oder dreimal wöchentlich.

Für all die Frauen aber, die in entlegenen Ortschaften wohnen, und denen es darum nicht möglich ist, den weiten Weg zu diesen ständigen Mütterschulen zurückzulegen und mehrere Stunden von zu Haus fernzubleiben, werden wie bisher Wanderlehrerinnen in 14tägigen Kursen Lehrgänge durchführen. Die ständigen Mütterschulen werden von der Kreisabteilungsleiterin im engsten Einvernehmen mit der Kreisfrauenschaftsleiterin geleitet.

Internatsschulen

Bei diesen unterscheidet man die Heimmütterschulen und die Bräuteschulen. Erstere werden in Notstandsgebieten eingerichtet, in Gegenden mit unzulänglichen Wegeverhältnissen, die den Frauen die Teilnahme an Lehrgängen in ständigen Mütterschulen unmöglich machen, in Gauen, in denen die Frauen und Mütter jahrelang unbetreut und sich selbst überlassen waren und aus diesem Grunde im besonderen Maße einer eindringlichen, zusammenhängend verlaufenden Schulung bedürfen.

In diesen Heimmütterschulen finden junge Mädchen, Frauen und Mütter, auch Bräute von 18 Jahren an für vier Wochen Aufnahme. Das gemeinsame Arbeiten und der Unterricht, die sich organisch aus dem Tagesablauf des Heimlebens ergeben, ist den Frauen und Mädchen ein ganz besonderes Erlebnis, und der Aufenthalt in diesen Schulen bietet durch eine gut abgewogene Abwechslung von Arbeit, Ruhe, Unterricht und Bewegung im Freien reichliche Erholung.

In diesen Schulen werden auch Frauen aufgenommen, die nicht für sich allein fachliche Erüchtigung und weltanschauliche Vertiefung wünschen, sondern die all das, was das Leben und die Arbeit in den Heimmütterschulen ihnen bieten, innerhalb ihres Arbeitsbereiches in ihrem Heimatort weitergeben und in der Nachbarschaftshilfe verwerten möchten. (Heimmütterschulen bestehen in Oberbach/Rhön, Hasbäke i. Oldenburg, Sonsdorf/Sachsen.)

Die Bräteschulen sind ebenfalls Internatsschulen; die jedoch eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben. Sie übernehmen die Vorbereitung und Schulung der Bräute, insbesondere der SS.-Bräute, für ihre hausmütterlichen Pflichten in ihrer späteren Familie.

Aus dieser Aufgabe ergibt sich die Unterschiedlichkeit dieser Schulen, die durch das Nebeneinander der Reichsfrauenführerin mit dem Reichsführer SS immer wichtiger für die Zukunft werden, von den anderen. Besonderer Wert wird in diesen Einrichtungen auch auf körperliche Ertüchtigung gelegt, auf die Vorbereitung für die besonderen Aufgaben, die sich für die Frau eines SS- und SA.-Mannes sowie eines Wehrmachtsangehörigen ergeben, als Kameradin ihres Mannes und als Mutter ihrer Kinder und Mutter des Volkes.

Ferner ist in diesen Schulen die Auseinandersetzung mit den Fragen deutschen Kulturlebens und -schaffens besonders wichtig, durch die in den jungen Mädchen ein Verständnis für Werte herangereift, die der äußeren Gestaltung des späteren Heimes ihr Gepräge geben, und den Geist des zukünftigen Haus- und Familienlebens mitbestimmen.

Die Bräute halten sich in diesen Schulen, im Gegensatz zu den Heimmütterschulen, sechs Wochen auf. Dieser verlängerte Aufenthalt ist notwendig, um die Schulung eindringlicher und wirksamer zu gestalten und den Bräuten eine gründliche körperliche Ertüchtigung zu ermöglichen.

Es wird in diesen Schulen das Bestreben stets dahingehen, auch eine gewisse Anzahl Mütter mitaufzunehmen, um durch eine direkte Uebermittlung der mütterlichen Lebenserfahrung dem Unterricht und dem Leben der SS.-Bräuteschule eine erhöhte Lebendigkeit zu geben.

Reichsschulen

Die Reichsleitung Deutsches Frauenwerk, Reichsmütterdienst, richtet außerdem Reichsschulen ein, die direkt von der Reichsleitung des Reichsmütterdienstes geführt werden. Diese Schulen sollen die Erfahrungsstätten werden, um das, was hier erlebt und erprobt wurde und sich bewährt hat, als Richtlinien an die Gaue und Kreise weiterzugeben.

Diese Reichsschulen können den Charakter einer ständigen Mütterschule haben (Reichsmütterschule Berlin-Wedding), sie können Heimmütterschulen sein (Oberbach/Rhön) und SS.-Bräuteschulen.

Mädchen aus Ueberlingen (Bodensee) Photo: F. Grieshaber

Schmuckkästchen Küche

Blitzsauberer Ausguß
Ordnung im Schuhputzkasten

Wer seine Küche mit wenig Mühe als Schmuckkasten erhalten will, muß über einen gewissen Schatz an Erfahrungen verfügen, damit er für die verschiedenartigen Geräte das einfachste Reinigungsmittel anwenden kann. Besonderer Pflege bedarf beispielsweise der Ausguß, der mit Schmierseife und feinem Sand gescheuert werden will. Ist er stark verfettet, nimmt man ein heißlösendes Seifenmittel oder einen mit Petroleum getränkten Lappen zu seiner Reinigung. Wenn man sich über den Rand des Ausgusses einen Gummiring zieht, kann man die Beschädigung von Geschirr durch Anstoßen leicht verhindern. Natürlich muß der Gummiring von Zeit zu Zeit abgenommen und gut ausgetrocknet werden. Wird der Ausguß in dieser Weise regelmäßig gereinigt, entsteht auch keine unangenehmen Gerüche. Er bleibt auch um so länger gebrauchsfähig, je mehr man auf ein Ausschütten von Kaffeesatz, ein Hineinwerfen von Zigarettenstummel, Bimmernebe usw. verzichtet.

In der Küche pflegt sich auch ein Schuhputzkasten zu befinden. Leider unterscheidet er sich durch eine klassische Unordnung oft von den anderen Arbeitsgeräten in der Küche. Die sorgsame Hausfrau wird deshalb darauf achten, daß Putzzeug, Bürsten und Putzhilfen für verschiedenfarbige Creme getrennt gehalten werden. Am einfachsten dadurch, daß man die Borsten der zugehörigen Bürsten ineinander drückt. Die Büchsen mit der Schutzcreme werden durch festes Verschließen vor dem Austrocknen bewahrt. Ist die Creme trotzdem hart geworden, kann man sie mit ein paar Tropfen Milch aufweichen. Werden anstelle von Bürsten auch Putztücher verwendet, so sollte man sie durch mehrfaches Waschen stets sauber.

Auch das Abwaschen in der Küche soll nach besonderen Gesichtspunkten geschehen. Soda tüge man dem Abwaschwasser nur bei, wenn festige Geschirrteile geteinigt werden sollen. Kristallisiertes Kalgerate, Silbergeschirr bringe man möglicht niemals mit Soda in Berührung. Eine alte Hausregel besagt, daß man Bratpfannen und Kuchenbleche nicht abwischt, sondern sie nach Gebrauch mit Salz und Papier abreibt. Wer kleine Wäschemengen in der Küche behandelt, vermeide, eingeweichte Wäsche in Zinkkannen stehen zu lassen, damit sich keine Zinkflecke bilden. Und schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß der Kesselstein in Wasserkochern und -kesseln durch Auskochen mit verdünnter Salzsäure entfernt werden kann. Die Kesselsteinbeseitigung ist deshalb notwendig, weil die harte Kalkschicht an den Wänden der Kochgeschirre die Wärmeleitung beeinträchtigt und einen höheren Energieverbrauch hervorruft.

Auch die in der Küche aufbewahrten Reinigungsgeräte sollen sorgfältig gepflegt werden. Besen und Bürsten kämme man mit einem weitzinkigen Kamm aus und wasche sie auch hin und wieder in leichtem Schmierseifenwasser.

B. L.

In die Ecke — Besen!

Denn Ordnung muß sein, auch wenn die Wohnung klein und der Flur schmal und dunkel ist

Selten findet man in den Wohnungen eine Besen- oder Abfallkammer. Blättkrett, Besen, Staubwedel, Klopfer, gar der Staubfänger mit allem Zubehör sind daher immer im Wege.

Unsere zwei Zeichnungen sollen aus diesem Dilemma herausführen und eine Möglichkeit zeigen, die vielen lästigen und doch unentbehrlichen Haushaltswerkzeuge geordnet unterzubringen auf eine Weise, die außerdem noch schmückt und unsere vielfach traurig-leeren Korridore durch den bunten Vorhang (Zeichnung 2), die lustigen Bauernkrüge und die farbig gestrichenen Leisten liebenswürdig verwandelt.

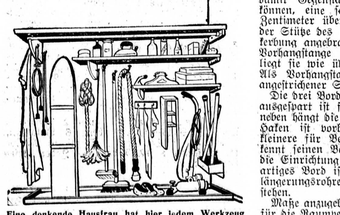
Unsere „Besenkammer" besteht, genau besehen, eigentlich aus drei Borden verschiedener Länge, aus so vielen Hakenbrettchen, wie wir bei genauer Ueberlegung für unser Werk- und Reinigungszeug benötigen. Auf den Fußboden nageln wir, nur wenig kürzer als das oberste Bord, eine Leiste, die eine ungefähre Höhe von 5 Zentimetern hat, sie umgrenzt nach unten alle Gegenstände, die damit nicht nur unsichtbar, sondern auch gleichzeitig daran gehindert werden, nach unten wegzurutschen.

Wir haben auf unserer Zeichnung, weil wir es für praktisch halten, das Ganze in eine Ecke unseres langen Korridors gerückt, so daß wir so noch eine Seitenwand für Haken und Leistenwand gewinnen — es können nie genug sein, um volle Uebersicht einzuhalten! Um alle Borde führen wir, ein Gebot der Vorsicht, damit Gegenstände nicht leicht herabstürzen können, eine schmale Leiste, die etwa vier Zentimeter über das Bretz hinausragt. In der Stütze des oberten Bordes ist eine Einkerbung angebracht, in welcher die hölzerne Vorhangstange ruht, an der anderen Seite liegt sie wie üblich in entsprechender Kapsel. Als Vorhangstange kann ein ausrangierter angestrichener Schrubberstiel dienen.

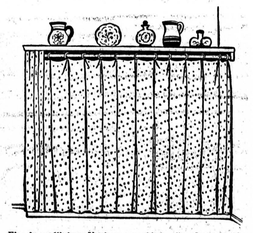
Die drei Borde sind so angebracht, daß Platz ausgespart ist für das lange Plättbrett (daneben hängt die elektrische Schnur), ein großer Haken ist vorhanden für das Aermelbrett, kleinere für Besen, Mop und Wedel. Jeder kennt seinen Bestand am besten, um darnach die Einrichtung zu treffen. Auch ein kastenartiges Bord ist vorhanden, in dem die Verlängerungsrohre für den Staubfänger gut stehen.

Maße anzugeben empfiehlt sich nicht, da hierfür die Raumverhältnisse eines jeden richtunggebend sind. Doch sei man nicht zu ängstlich und bemesse den Raum für das Hauses Rüstzeug nicht allzu klein, es kommt immer noch etwas hinzu, an das man zuvor nicht dachte, die Wirtschaftsschürze findet hier einen Unterschlupf und die Hausschuhe, die eben nur für die Schrubbarbeit gut genug sind, Vorräte an Papier, vielleicht ein auf Rollen laufendes Kästchen mit Drogen: Salmiakgeist, Petroleum, Bohnerwachs, Spiritus, Farbenflaschen. Geduldig schließt sich der Vorhang über noch so vielem, und wir sind Sieger geblieben im Kampfe um die geheiligte Ordnung unseres Hauses.

L. Wagner.



Eine denkende Hausfrau hat hier jedem Werkzeug einen festen Platz gegeben (Deike-M.)



Ein freundlicher Vorhang verbirgt die Geheimnisse der Haushalts-Mechanerie (Deike-M.)

Haus, Hof und Garten

Bedeutung der Kaninchenzucht und ihre Aufgabe im Vierjahresplan

Die Bedeutung des Kaninchens für unsere Wirtschaft ist nicht gering. Es gibt in Deutschland heute annähernd 10 Millionen Kaninchen, die zur Zucht verwandt werden und jährlich etwa 600 000 Doppelzentner Fleisch, 30 Millionen Felle und 25 000 Kilogramm Wolle erzeugen. Das sind ganz anständige Zahlen, an denen man seine Freude haben kann. Und doch muß auf diesem Gebiet noch viel getan werden, denn die Zahl der guten Wirtschafts- und Pelzkaninchen ist noch verhältnismäßig gering. Das liegt zum Teil daran, daß wir noch zuviel Rassen haben, die mehr dem Sport als der Wirtschaft dienen. So werden in unserm Vaterlande nur etwa für 1,5 Millionen RM hochwertige Felle erzeugt, die sich in der Pelzwirtschaft verarbeiten lassen; dabei haben wir einen Bedarf von annähernd 5 Millionen Reichsmark. Wir müssen also jährlich für 3,5 Millionen RM. einführen. Es wäre also die Aufgabe der deutschen Züchter, die Pelztierrassen bei der Haltung zu bevorzugen, eine Aufgabe, die sich lohnen würde, spart sie doch Devisen.

Die Einfuhr dieser hochwertigen Pelze kommt in der Hauptsache aus Frankreich. Frankreich ist das Land, in dem das Kaninchenfleisch für die Ernährung eine große Rolle spielt. Jedermann ißt es, während bei uns immer noch die lächerlichsten Ansichten von manchen Kreisen gegen den Genuß von Kaninchenfleisch vorgebracht werden. In Frankreich erscheint Kaninchenfleisch in Mengen auf dem Markt, während bei uns das Kaninchen meistens nur im Haushalte des Züchters verwendet wird. Aber immerhin ersehen wir aus den oben angegebenen Zahlen, daß auch bei uns durch Kaninchenfleisch der übrige Fleischmarkt gewaltig entlastet wird. Eine weitere Steigerung ließe sich leicht erzielen, wenn durch Aufklärung und Propaganda noch weitere Kreise unseres Volkes erfaßt würden. Vor allen Dingen meine ich da das Land, denn eigenartiger Weise werden die meisten Kaninchen von städtischen Siedlern und Gartenbesitzern gezüchtet. Diese sind meistens in Vereinen zusammengefaßt und bringen wertvolle Felle auf den Markt, während auf dem Lande, wenn überhaupt Kaninchen gehalten werden, nur auf das Fleisch Wert gelegt wird. Dabei gehen jährlich auch etwa 30 % der Kaninchenfelle verloren, weil sie nicht richtig behandelt und beachtet werden.

Zur Steigerung der Leistungen in der Kaninchenzucht im Rahmen des Vierjahresplanes gab der Präsident des Reichsverbandes Deutscher Kleintierzüchter e. V., Karl Vetter, M. d. R., auf der letzten Reichskleintierschau grundlegende Richtlinien: „Wir halten in Deutschland rund 10 Millionen Kaninchen. Auf Grund der Tatsache aber, daß die Zersplitterung der Rassen noch viel zu groß ist, haben wir 6 Millionen weibliche und 4 Millionen männliche Tiere. Dieses Verhältnis muß geändert werden und kann es dadurch, daß sich die Vereine auf die Haltung einiger Wirtschaftsrassen beschränken, um dadurch die Vatertiere von 4 auf 2 Millionen herabzusetzen. Die weiblichen, die Hähinnen, aber von 6 auf 7 Millionen zu vermehren. Das würde bedeuten, daß wir 1 Million Kaninchen weniger, darunter aber 1 Million Hähinnen mehr haben. Diese Tiere können besser gepflegt, besser gehalten und besser gefüttert werden. Der Anfall an Junatieren wird bei besserer Haltung und Fütterung größer werden. Es müssen von diesen 7 Millionen Hähinnen je acht junge Schlachttiere aufgezogen werden. Das ergibt einen Mehranfall von 1 Million Doppelzentner Fleisch jährlich, das Schlachtkaninchen zu 2,5 Kilo gerechnet. Hand in Hand damit muß eine bessere Erfassung und Verwertung der Kaninchenfelle gehen. Es verderben jetzt noch etwa 30 v. H. der Kaninchenfelle, und wir führen jährlich millionenweise Kaninchenfelle ein. Ein anderes Gebiet, das im letzten Jahre auf eine gesunde Basis gebracht werden konnte, ist die Erzeugung von Angorawolle. Die Angorawollverwertung steht gesund da. Das Lager ist geräumt, die Züchter sind alle bezahlt, und der Absatz ist zu angemessenen Preise gesichert. Nun können die Züchter bedenkenlos zur Mehrerzeugung von Angorawolle aufgefordert werden. Aber auch hier möchte ich davor warnen. Angorakaninchenfarmen aufzumachen. Die Angorazucht eignet sich, wie jede Kleintierzucht, nur im Nebenbetrieb."

Damit ist der Weg gewiesen, den sowohl der einzelne Kaninchenzüchter als auch die Kaninchenzüchtervereine beschreiten müssen, um ihren Beitrag zum Vierjahresplan zu leisten. Für jeden Kaninchenzüchter ist der Anschluß an einen Verein ratsam, da er hier stets Rat und Unterstützung findet. Die von den Kaninchenzüchter-Vereinigungen veranstalteten Ausstellungen geben stets laufend ein Bild der Züchterarbeit und beeinflussen natürlich auch die breitere Rassezucht. Diese Ausstellungen verdienen daher die größte Beachtung, denn hier findet man auch das Ziel wiedergegeben, das innerhalb des Vierjahresplanes auf dem Gebiet der Kaninchenzucht erreicht werden muß.

Man bedenke stets, daß die Kaninchenzucht in Deutschland einen Wert von 120 Millionen Reichsmark vorstellt. Das ist wohl viel und kennzeichnet die Bedeutung der Kaninchenzucht, doch muß auch unsere Kaninchenzucht eine Erweiterung erfahren: denn es liegt bestimmt noch hinreichend absolutes Kaninchenfutter zur Verfügung, das bisher ungenutzt blieb. Bei dem „Kampf dem Verderb" muß die Kaninchenzucht vermehrt eingesetzt werden; allein dadurch werden wir wiederum einen Schritt um Deutschlands Nahrungsfreiheit vorwärts kommen. K. Kleffner.

Zeichnung: Bamberg M

Mehrbedarf ist allein für 3 Millionen Stück Felle vorhanden

Daher ist Mehrerzeugung auch Pflicht des Kaninchenhalters

Rechtzeitige Saat vermehrt die Ernte

Beispiele und Ratschläge für jeden Kleingärtner

Mag unser Garten noch so klein sein, wir können bei bester Pflege und kluger Einteilung unglaublich viel herausholen. Gartenbau ist ja überhaupt die intensivste Art der Bodennutzung. Er bringt den reichsten Ertrag aus einem Stück Land, setzt allerdings auch die meiste Arbeit und die beste Bodenpflege voraus. Aber Arbeit im eigenen Garten bedeutet uns ja eine Freude und für alle Familienmitglieder eine gesunde Erholung (sogar wenn manchmal ein Schweißtropfen vergossen wird und der Rücken weh tut — das kommt beim Sport ja auch vor!) und die verhältnismäßig geringe Ausgabe für Düngemittel lohnt sich reichlich. Also lesen wir es darauf an, in unserem Garten eine Erzeugungsschlacht im Kleinen zu schlagen.

Es darf z. B. nicht vorkommen — wie man es noch häufig sieht — daß einzelne Beete ab Juli oder August leer stehen. Sobald ein Stückchen Land abgeerntet ist, wird es neu bestellt und bringt uns eine zweite, manchmal sogar eine dritte Ernte ein. Wer alles schön in Reihen sät, kann sogar noch weiter gehen und die zweite Bestellung schon vornehmen, bevor das Beet leer ist. Ein Beispiel: Bei Spinat, Salat und kleinen Rettichen kann man genau voraus berechnen, wann das Beet völlig geleert sein wird; acht Tage vor diesem Zeitpunkt lockern wir die Reihenzwischenräume auf und legen Erbsen (eine Frühsorte, da wir doch den ganzen Sommer frische, zarte Gemüse- oder Zuckererbsen haben möchten). Sie keimen sehr gut im Schatten der noch stehenden Pflanzen und haben kurz nach dem Aufgehen volle Entfaltungsfreiheit, wenn diese entfernt sind. Ebenso kann man zwischen Kohlrabi, deren Erntereife ja ebenfalls gut vorauszusehen ist, rechtzeitig neue Pflanzen setzen, die im Halbschatten zwischen den bereits großen Blättern vorzüglich anwachsen. Lockern des Bodens nach Entfernung der ausgewachsenen Kohlrabi und eine kleine Kopfdüngung für die neuen Pflanzen darf nicht vergessen werden.

Anfang bis Mitte Juli kann man noch raschwachsende Sorten von Buschbohnen und Erbsen legen, Sommer- und Winterrettiche und Kopfsalat säen (jedoch nur Sorten, die der Sommerhitze widerstehen), Kohlrabi, Rettich, Winterkohl und raschwachsende Sorten von Blumenkohl pflanzen. Ende Juli und Anfang August lohnt sich das Säen von Spinat, Gartenkresse, Radieschen, Frühwochenrettichen und Wintersalat, sowie das Pflanzen von Winterkohl, Endivien und früher Sorten von Wirsing, Kohlrabi, Weiß- und Rotkraut (frühe Sorten sind zugleich auch Spätlorten, da sie raschwüchsig und bald erntereif sind).

Ende August und Anfang September können wir nochmal Radieschen, Spinat und Kopfsalat säen, ferner von jetzt ab Rosafeta aten von Feldsalat und Gartenkresse. Mitte September legen wir Versuchsbeeten fürs nächste Jahr und stecken einige Knobiauchzehen, ferner einen wir Winterspinat, der im Frühjahr uns die erste willkommene Ernte geben wird. Feldsalat kann noch bis Mitte Oktober gesät werden, da er auch im Winter noch weiterwächst.

Ein Fehler aber muß vermieden werden, der von eifrigen Kleingärtnern manchmal gemacht wird: es hat keinen Wert. Gemüsepflanzen doppelt so dicht zu sehen, als vorgeschrieben ist, damit man doppelt soviel ernten kann. Jede Pflanze braucht ihren Platz im Boden und an der Sonne; verstoßen wir gegen dieses naturnotwendige Gesetz, so müssen wir es mit der unbefriedigenden Ernte aufgeschossener und unentwickelter Pflanzen büßen. Lieber kleinwüchsige Sorten wählen, oder, wenn der Platz allzu beschränkt ist, auf den Anbau von Kohlarten verzichten, die viel Raum beanspruchen.

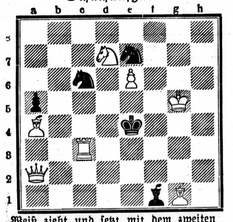
Im Herbst denken wir auch daran, ob irgendwo ein Obstbaum gepflanzt werden (denn wer im Herbst pflanzt statt im Frühling, gewinnt ein Jahr) oder eine Anlage von Beerenobst gemacht werden könnte. Auch die bescheidene Haselnuß wollen wir nicht vergessen, die auch in den Vierzonten paßt und uns im Vorfrühling mit ihren stäubenden „Kätzchen", im Herbst mit ihren Früchten erfreut.

Wer einen Garten besitzt, hat Anteil am Heimatboden. Das verpflichtet zur rechten Nützung dieses Gutes. Kenntnisse im Gartenbau zu erlangen, ist nicht schwer, da es genug gute Gartenbücher und noch mehr hilfreiche Gärtner und Gartennachbarn gibt. T. W.

Tauben brauchen Salz

Taubenhalter werden oft beobachten, daß die Tiere den Putz von gemauerten Bauwerken gierig abpicken. Sie werden dazu nicht nur durch ihr Bedürfnis nach Kalk veranlaßt, sondern finden auch im Salpeter, der sich im Putzkalk findet, Befriedigung. Der vorsorgliche Züchter muß aber das Futter unter Kontrolle haben, weshalb sich die Beigabe von Kalk und Salz zum Futter empfiehlt. Man gibt in einen Unterseher reinen weißen Sand, der entweder selbst ausgesiebt oder käuflich in den Tierhandlungen erworben werden kann, und ferner gewöhnliches Kochsalz. Beides wird gut untermischt und mit ein wenig Wasser vermischt. Nach dem Trocknen hat sich eine zwar feste aber krümelige Masse gebildet, die von den Tauben genommen wird.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (12): Weiß (7): Kg5; Da2; La4 u. g1; Ta3; Sb7 Bb6. Schwarz (6): Ke4; Sf1; Se3 u. e7; Ba6.

Silbenrätsel.

al — bal — bens — bert — chin — da — de — del — ei — em — en — eu — eu — fors — fri — hel — hi — iu — mi — ni — ni — ve — vbrat — ru — schle — si — sing — ter — ve — wel.

Aus vorstehenden 30 Silben bilde man zwölf Wörter mit folgender Bedeutung:

1. Geschliffener Edelstein 2. weiblicher Vorname 3. Stadt in Indien 4. asiatischer Strom 5. holländischer Maler 6. Tragtiermei. 7. Muse. 8. preußische Provinz 9. weiblicher Vorname 10. Stadt in Assyrien. 11. Stadt in Finnland 12. männlicher Vorname

Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben ergeben ein Sprichwort.

Verschmelzungsaufgabe.

Aus den nachstehend aufgeführten je zwei Wörtern soll durch Verschmelzung und Umstellen der Buchstaben je ein neues Wort gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, eine sommerliche Erholung nennen.

Rose	Ruf	Monatsname	
Engel	Lob	Teil des Armes	
Freia	Uhr	Naturerscheinung	
Beil	Saal	weiblicher Vorname	
Nega	Tee	Bückergesell	
Ehe	Main	Prophet	
Ger	Stier	Verzeichnis	
Barde	Red	männlicher Vorname	
Imme	Lina	männlicher Vorname	
As	Beil	Arznei- u. Gewürzpflanze	
Eim	Ente	Grundstoff	

Illustriertes Kreuzworträtsel

Die in die waagerechten und senkrechten Feldereihen eingetragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Blumenproblem.

Scharade.

Mein erstes ist der Mensch auf Erden
Nur einmal, nochmals es zu werden.
Wünscht mancher, auch mein letztes oft.
Bekommt mein ganzes, was es hofft,
So wird's mein letztes manchmal früh,
Wenn's noch mein erstes, oft auch nie.

Rätsel.

Wie nennt sich wohl der deutsche Fluß,
Der, wenn man läßt entweichen
'nem Namen schnell zwei Zeichen,
Alsbald entstehen muß?

Reise-Rätsel-Novellette.

Ich kam von G., fuhr im R. nach B., wo ich mein E. einnahm. Dann ging's nach T. Hier begannen meine eigentlichen R. erst. Im L. pilgerte ich nun über W. das eingeschlossen von B. die in M. vorhanden sind und unter S. weiter nach B., wo ich über mein W. mehrere R. hielt. Dann dampfte ich wieder heimwärts.

Die in vorstehender Novellette durch Buchstaben angedeuteten Orte sind gleichzeitig Zeitwörter. Wie lauten diese?

Einsprätsel.

Wal — Lese — List — Siel — Huld
Hort — Fond — Sole — Kar —
Hag — Pol — Rot — Stb — Wesel
Spann — Svat — Pump.

In die vorstehenden 17 Wörter ist je ein Buchstabe einerlei, an welcher Stelle einzusetzen, so daß neue Wörter entstehen. Diese 17 Buchstaben ergeben dann miteinander verbunden, eine volkstümliche dramatische Aufführung.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Le8—a6 Tg4×g5; 2. Tb5—b4! Kf4—f5; 3. La6—b3 matt. a) 1. . . . Tg4—b4; 2. Sg5×e6†. Ke4—e4. —g4; 3 Tb5—e5. —g5 matt. b) 1. . . . e6—e5. 2. Sg5—e6†. beliebig; 3. Tb5×e5 matt

Steigerungsrätsel: 1. Viand — Wänder. 2. Strom — Stromer. 3 Landau — Landauer.

Rätsel: Nach Sicht — Nachsicht.

Gegensatz: 1 Standpunkt. 2 Sekunde. 3. Blumenmeikel. 4. Waise 5. Erlaß. 6. Lebkuchen. 7. Wurmbiet. 8. Frühjahr.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Paste. 4. Goa. 7. Arum 8 Last 9 Mil 10. Paula. 11. Climax 14. Porta 17 Omega 19. Hopfe. 21. Rat. 23 Arie. 24 Page 25 Mitt. 26. Liter. — Senkrecht: 1. Pan. 2 Arie 3. Sulla. 4. Gau 5. Oslo 6 Atair. 8 Laute. 10. Parma. 12 Moore 13 Kalau. 15 Aanat. 16. Berl 18. Auge 20 Pit 22 Tet.

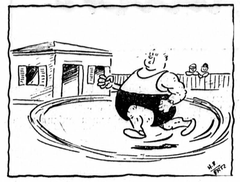
Silbenrätsel: 1 Juwel 2 Elfride. 3. Delhi. 4. Cuxhaz. 5. Rubens 6 Baldachin. 7. Euterpe. 8. Schlesien. 9 Emmi 10 Ninive. 11. Hessingfors. 12 Albert. — Jeder Besen hat seinen Stiel.

Rätsel: Der Rausch.

Gleichklang: Geschick. Ural. Taille. Eimer. Holm. Esse. Idyll Meise. Kiel. Ecke. Horn. Rappen. — Gute Heimkehr.

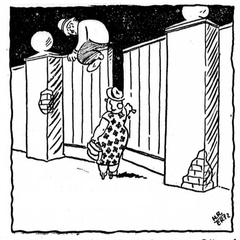
Die haben Nerven...

„Sind Sie verunglückt? Ich werde Sie in das Lokal bringen!"
„Danke, von dort komme ich eben!"



„Nanu, der dicke Krause trainiert auf Langstrecken?"

„Ich habe dir gleich gesagt, daß das die falsche Wand ist!"



„Du kannst wieder runterkommen, Otto, das Tor ist doch auf!"

Zerstreut

Der Professor saß tief in der Arbeit, als seine Frau ins Zimmer stürzte.

„Um Gottes willen!" rief sie, „der kleine Willi hat die Tinte über die gute Tischdecke geschüttet. Was soll ich machen?"

„Schreibt einstweilen mit dem Bleistift!" antwortete der Professor.

*

„Wie lange wirst du dir denn noch die Zähne putzen?" fragte Frau Anara ihren Gatten, „du bist ja schon eine halbe Stunde damit beschäftigt!"

„Ja, Liebling, das kann noch länger dauern, ich habe nämlich aus Versehen zu stark auf die Tube gedrückt und habe das Zeug nicht mehr reinstopfen können!"

(La Domenica Corriere) Koralle

Mißverstanden

Ein etwas zweifelhaft aussehender Mann kommt zu einem Juwelier und bietet ihm einige wertvolle, ungefaßte Steine zum Kauf an.

Der Juwelier betrachtet aufmerksam die Steine: „Waren sie schon mal gefaßt?"

„Ich?" stottert der Fremde. „Nein!"

(Lustige Blätter)

*

„Trägt Kaffee Sie auf, Herr Drake?"

„Zeitweise."

„Aha — wann vor allen Dingen?"

„Wenn zuviel Zichorie drin ist."

*

Dame: „Verzeihen Sie, wie hieß doch der Tango, der eben gespielt wurde?"

Herr: „So wie du!"

Dame: „Woher wissen Sie denn, wie ich heiße, und wie kommen Sie eigentlich dazu, mich zu duzen?"

*

„Das ist doch aber unerhört! Sie fordern jetzt sieben Mark für ein Zimmer, und geschrieben haben Sie, daß Sie Zimmer für drei und vier Mark hätten."

„Na, und wieviel sind drei und vier?"

*

Jemand fragt beim Briefkasten an:

„Ist es wahr, daß der Genuß von Alkohol bewirkt, daß die Zähne ausfallen?"

„Nein, aber er lockert die Zunge", war die Antwort.

„Hallo?"

„Ja, ist dort Wally?"

„Ja."

„Liebst du mich noch?"

„Aber natürlich! . . . Wer ist denn dort?"

*

„Weißt du, Tante, dein Mann ist aber furchtbar neugierig! Er hat mir 5 Belgas gegeben, damit ich meine Trommel zerschlage und ihm sage, was drin ist!"

(Se Patriote Illustré)

*

Professor: „Bumke, Sie sind nicht nur faul, sondern auch beschränkt! In Ihrem Alter hatte Alexander der Große schon die halbe Welt erobert!"

Bumke: „Na, Herr Professor, der hatte auch einen Aristoteles als Lehrer!"

*

„Mama, ist es wahr, daß ein Apfel täglich den Arzt aus dem Hause hält?"

„Jawohl, mein Junge!"

„Nun, Mama, dann habe ich heute sehr Aerzte ferngehalten, aber ich fürchte doch, daß am Nachmittag einer kommen muß!"

(Tidens Tegn)

*

„Wie waren Sie mit dem Schnitzel zufrieden, mein Herr?" erkundigte sich der aufmerksame Wirt.

„Hm, das arme Tier muß unglücklich verliebt gewesen sein."

„Wieso denn das?" staunt der Besorgte.

„Das Fleisch war so voll Sehnen."

(Allgemeiner Wegweiser)

*

„Aergerst du dich denn gar nicht, wenn du dir überlegst, daß du jährlich Hunderte für dich allein im Wirtshaus ausgibst?"

„Nein, im Gegenteil! Ich habe das stolze Bewußtsein, mir sagen zu können: ich habe nicht umsonst gelebt."

*

„Ja, so also war mein Karo", seufzt Kübelkas. „Aber das Beste habe ich von ihm noch gar nicht erzählt — sogar aus einer Geldverlegenheit hat er mich mal errettet."

„Was Sie nicht sagen", staunt Otterstein. „Wie war denn das?"

„Denken Sie, er ist gutwillig mit dem neuen Herrn gegangen. Ja, das war ein Hund!"

„Wie heißt das Wild, auf das ich vorhin geschossen habe?" fragte der Sonntagsjäger.

„Es war eben bei mir", antwortete der Besitzer der Jagd, „und hat Schadenersatz verlangt. Sein Name ist Huber." (Koralle)

*

Beschauer: „Großartig! Und so realistisch! Es läuft einem direkt das Wasser im Munde zusammen!"

Maler: „Vor meinem Sonnenuntergang?"

Beschauer: „Oh, Verzeihung! Ich glaubte, es wären Spiegeleier." (Tit-Bits)

*

„Nun, Herr Doktor, was macht denn die junge Praxis?"

„Na, vormittags kommt kein Mensch, und nachmittags läßt es etwas nach!" (Answer)

*

Fridolin war ein wenig abergläubisch. Darum ging er eines Tages zu einer Wahrsagerin und ließ sich in der Hand lesen.

„Was haben Krankheiten in meinem Leben zu tun?" forschte er.

„Sie bleiben immer gesund, ja, es hat den Anschein, als ob Sie sogar von kranken Menschen gemieden werden."

Da erblaßte Fridolin. „Um Himmels willen — ich studiere Medizin!"

(Münchner Illustrierte Presse)

*

Die Oma liest dem Enkelkind vor: „Und zufrieden meckernd zogen die sieben Geißlein davon . . ."

„Aber, Oma, warum meckerten denn die Geißlein, wenn sie doch zufrieden waren?"

*

„Was machst du denn in der Speisekammer, Herbert?"

„Ich kämpfe gegen die Versuchung, Mutter!" (Weite Welt)

*

„Onkel, was ist denn das: einen Bock schießen?"

„Paß auf, Kurtchen! Wenn zum Beispiel ein Jäger auf einen Bock schießt und ihn nicht trifft . . ., dann hat er einen Bock geschossen." (Allg. Wegweiser)

*

„Peter, du hast den Garten so schön gesäubert, hier hast du 10 Pfennig, kauf dir etwas Schönes . . ."

„Na, Peter, was sagt denn ein Junge, wenn man ihm für eine geleistete Arbeit 10 Pfennig gibt?"

„Mein Vater hat mir verboten, zu fluchen."

Schulaufsatz

Fritzchen muß einen Aufsatz schreiben. Ueber die Zigeuner. Unter anderem schreibt er:

„Die Zigeuner sind sehr heißblütig. Wenn einer gereizt wird, zieht er seinen Dolch, ersticht seinen Gegner, und gleich darauf sind die beiden wieder beste Freunde."

(Jugend.)

„Hugh!" sagte der „Große Büffel"...

Um 1900 fand bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Festessen statt, zu dem auch einige Indianerhäuptlinge eingeladen waren. Einer von ihnen, der „Große Büffel", bemerkte, wie ein neben ihm sitzendes Blaßgesicht sich zu dem Fleischgericht ein winziges Klümpchen von dem Brei nahm, der ein kleines Gefäß auf der Tafel füllte. Es war Senf. Der „Große Büffel" aber meinte, es müsse eine besonders kostbare Delikatesse sein, weil sein Nachbar so wenig davon nahm. So versuchte auch er die unbekannte Speise und aß einen großen Löffel voll Senf. Tapfer unterdrückte er den brennenden Schmerz, den er alsbald in Mund und Hals verspürte, aber er konnte es nicht hindern, daß ihm die Tränen in die Augen traten.

Verwundert bemerkte dies der „Schnelle Hirsch" und fragte: „Warum weint mein Bruder?"

„Ugh!" sagte der ‚Große Büffel' leise, „ich denke gerade daran, daß heute vor acht Jahren mein Vater im Mississippi ertrank."

Nicht lange danach schluckte der „Schnelle Hirsch" auch einen Löffel Senf und weinte.

„Warum weint mein Bruder?" fragte der „Große Büffel" schadenfroh.

Doch der „Schnelle Hirsch" hatte die von seinen Vätern ererbte Tugend der Selbstbeherrschung verlernt und erwiderte grimmig: „Darüber, daß du damals nicht mit ertrunken bist!"

*

Zu einem Richter der Cherokesen wurden zwei Stammgenossen geführt. Ein dritter trat als Ankläger und Zeuge auf. „Diese beiden", so klagte er, „haben sich und deine Familie beschimpft, o Häuptling!"

Der Häuptling ließ den beiden Sündern je fünfzehn Hiebe verabreichen, der Zeuge aber erhielt deren fünfundzwanzig.

„Denn", so sprach der Häuptling, „hätte letzterer sein Maul gehalten, so hätte ich mit der Sache nicht diese Mühe gehabt!"

*

Der Weltreisende Tissenet hatte sich lange unter Indianern aufgehalten und ihre Sprache gelernt. Als er jedoch zu einem noch wilden Stamm kam, vernahm er, wie die Rothäute beschlossen, ihn zu skalpieren.

Da trat Tissenet in ihren Kreis und rief: „Hier habt ihr meinen Skalp." Damit nahm er seine Perücke vom kahlen Kopfe.

Die Rothäute erschraken gewaltig, und als Tissenet sie in einen Spiegel sehen ließ, vor ihren Augen Weingeist, den sie für Wasser hielten, verbrannte und mit einem Brennglas einen Span anzündete, hielten sie ihn für einen Gesandten Manitus und beschworen ihn, seinen Skalp zu behalten.

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Damenbart Radikal beseitigung 150. Haare durch die weltbekannte Gelmatur. Ärztl. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Dp. 468 500 Gold Medaille. Grand Prix Orsiffel 1932, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften über dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses) Kleinkur RM 2.75, stark RM 3.85, 1. groß. Flaschen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helmata G. m. b. H., Köln 114

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad? Wir machen Ihnen bestimmt ein gutes Angebot. E.&P. Stricker Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Schlank und leichter im Gewicht Pram. m. gold. Medaille Broschüre kostenlos Kothe Nürnberg 5 x 76

Blitz deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Preiswert und dennoch gut! Ritters Nähmaschinen Paderborn Dom gegenüb. Besichtigung erbeten

OHR-SCHUTZ ist WOHLTAT durch schalldurchl. Ohrpfropfe „AKUSTIKA" bei Zugluft, Krankheit, beim BADEN, i. Beruf! In Apoth. / Drog. 30 u. 90 Pfg.

Spezialität auf Reisen! Die naturreinen vergorenen Allgeyer-Fruchtsäfte kommen auch zu Ihnen ins Haus! Sie enthalt. alle Vitamine und Nährsalze. Prosp. frei. 12 versch. Sorten 13.35. Allgeyer, Stuttgart-W 14 Marienstr. 5 Allgeyer's flüssige Früchte

Herdfeger putzt Herdplatten

EWI Stahl-Betten Schlafzim., Kinderbetten, Stahlfeder-n. Auflegematr. an ein. Vollstg. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Bühl/Ts.

„Sie lassen sich als Stenotypistin anstellen Fräulein Pampitz, und können nicht einmal ein Farbband an der Maschine auswechseln?"

„Konnte Beethoven etwa Klavier stimmen?" (Koralle)

*

Er: „Man sagt, die Seifenfabriken verdienen ihr Geld nicht durch den Senf, der gegessen wird, sondern durch den, der auf den Tellern übrigbleibt!"

Sie: „Das habe ich auch schon gehört, ich möchte nur wissen, wie sie es anstellen, ihn zu sammeln." (Berlingske Tidende)

Von der Reise zurück

„Na, fast du zu Hause alles so vorgefunden wie bei deiner Abreise?"

„Ja, vollkommen — sogar das elektrische Licht brannte noch in der Diele!"

*

Als Herr Hops einen Geschäftsfreund in dessen Büro besuchen wollte, fand er es geschlossen und las auf einem Zettel, der an die Tür geheftet war: „Ich bin für eine halbe Stunde weggegangen, komme aber gleich wieder. Ich bin schon zwanzig Minuten fort."

(Answers)

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzente u. ert. Ausk. M. Beneke, Hamburg, Heitmannstr. 12

Die kleine Anzeige nimmt der Hausfrau manche große Sorge

5 Diener, die sehr wenig kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten: Persil · Henko Sil · iMi · ATA

P 176 b

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 953. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.